P. o. germ.

1952/1 Hilt

Die

Bank des Verderbens.

Erster Band.

Die

Bank des Verderbens.

Historischer Roman

von

George Hiltl.

Erster Band.

Zweite Auflage.

[1870]

Berlin.
Hausfreund-Expedition.
(E. Graetz.)

I.

Ein Diamant und zwei Schmähschriften.

Es ist ein achteckiger, mehr behaglich als prächtig eingerichteter Salon im Erdgeschosse des Palais Royal zu Paris. An den Wänden ringsum sind solid und geschmackvoll gearbeitete Schränke aufgestellt, welche eine werthvolle Sammlung der besten Bücher in kostbaren Einbänden enthalten. Auf diesen Schränken stehen Büsten der alten Philosophen, der Dichter des klassischen Zeitalters. Zwischen den Schränken erblickt man hie und da prächtige Oelgemälde alter Meister, neben ihnen Kupferstiche, deren Figuren und deren Darstellungen nicht für keusche Augen geschaffen sind. In einer Abtheilung des Salons, welche mittels einer spanischen Wand zu einem besonderen kleinen Zimmer umgeschaffen ist, sind verschiedene kleine Bildwerke aufgestellt. Sie zeigen ganz eigenthümliche Scenen dem Auge des Beschauers. Im Mondschein tanzende Gesellschaften, welche sich eine inmitten eines Parkes gelegene Wiese als Tanzplatz auserkoren haben. Die Figuren zeigen alle eine berauschende und graziöse Lüsternheit in Bewegung und Kostüm und hinter den Steinfiguren, welche

der Epheu umwuchert, an den plätschernden Cascaden, welche das Mondlicht mit seinen Strahlen versilbert, bergen sich Liebespärchen im schattigen Halbdunkel, das nur von einem indiscreten Strahle der Fackel durchdrungen wird, die in den Händen jenes maskirten Lüstlings flammt, dessen Kostüm zwischen Harlequin und Kavalier schwankt. Wieder andere Bilder zeigen eine ländliche Mahlzeit — am kühlen Bache sind reizende Gruppen von Jünglingen und Mädchen gelagert, die leckersten Speisen, die köstlichsten Weine sind in prachtvollen Gefäßen zwischen den Blumen der Wiese aufgestellt — die grüne Matte bildet das Tischtuch, in funkelnden Kühlgefäßen harren die Krystallflaschen mit Wein gefüllt — die Gesellschaft koset — scherzt — musicirt. Alle in diesem reizenden Kreise scheinen von Glück, Liebe und Sorglosigkeit trunken, jede finstere Stimmung ist verbannt und all' diese reizenden Mädchen, diese eleganten, schönen Jünglinge scheinen das häßliche Gebrechen der Eifersucht verloren zu haben — Jeder ist da — Alle glücklich zu machen — Alle scheinen vereint, um jedem Einzelnen die Stunden des Beisammenseins zu verschönern. — Mehrere dieser reizenden Bilder zeigen Kindergruppen, sie sind wirklich allerliebst — aber wenn man scharf hinblickt, so gewahrt man, daß diese Kinder einen seltsamen Zug von Schärfe im Gesichte tragen, daß sie zuweilen sogar malitiös lächeln, daß ihnen selbst in den Darstellungen der kindlichen Spiele: Reifentreiben, Ballspiel und dergleichen jene Harmlosigkeit fehlt, die bei solchen Spielen in der Natur

leicht gefunden wird. Betrachtet jenes an sich reizende Bild: die Schaukel — welcher Ausdruck in den Zügen des bildhübschen Mädchens, das vor dem kleinen halbwachsenen Anbeter durch die Lüfte geschwungen wird — es ist nicht die Freude über das halbgefährliche Vergnügen durch die Luft fahren zu können, welches sich gewöhnlich bei Kindern zeigt und durch helles Jauchzen zum Ausdruck kommt — nein — ein lüsternes Lächeln umspielt die Lippen des schaukelnden Mädchens, der Wind flüstert ihr ganz andere Dinge zu, er scheint ihre Brust anzuschwellen — nicht mit Empfindungen kindlicher Art — wenn die Schaukel angehalten wird — dann sinkt die kleine Phyllis oder Corisca sicherlich ihrem Freunde in den Arm und er darf sie in den schattigen Busch geleiten, der dort hinten auf dem Gemälde so einladend winkt — und doch stellen die Figuren Kinder dar. — Diese Gemälde aber sind ein Zeichen der Zeit, in welcher sie entstanden, sie sind die Verkörperung der Sitten, der Ausdruck eines dem Verderben geweihten Jahrhunderts — eben weil sie so künstlerisch vollendet, so zauberhaft auf die Leinwand hingehaucht sind, sind sie so ungeheuer gefährlich — sie spiegeln Alles wieder, was der lüsterne Beschauer schon in der Wirklichkeit gesehen hat, Greise, Männer, Jünglinge, Mädchen, Frauen — Kinder, Alle sind mit jenem Hauche der Lüsternheit umgeben, der nur im künftigen Genusse den Reiz des Lebens sieht, alle diese Gestalten sind scheinbar nur bestimmt, die Wuth des Vergnügens austoben zu lassen; der Be-

schauer kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß die Gestalten auf jenen Bildern so aussehen, als ob sie plötzlich ihre lüsterne, lauernde Ruhe verlieren und zu Dingen übergehen sollten, welche verschwiegene Mauern, undurchdringliche Thüren oder verschlungene Taxuswände dunkler Bosquets um- und verschließen müssen. — Der Schöpfer dieser Bilder ist Watteau — ein großer Meister in der Darstellung jener galanten Feste, ein Zeitschilderer mit Pinsel und Palette. Watteau ist ein Stück Geschichte — ein Chronikenschreiber, dessen Schriftzüge so fein und reizend sind, daß man alle Gefährlichkeit des Inhaltes darüber vergißt. — Diese Bilder — bei deren Schilderung wir uns vielleicht dem Anschein nach zu lange aufgehalten haben, sie verdienten aber eine ausführliche Erwähnung, denn sie sind es, welche die Zeit wiedergeben — diese Bilder also füllten einen ganz besonderen Raum jenes Salons im Palais Royal. Inmitten dieses Raumes stand ein Mann von etwa 44 Jahren. Er trug ein dunkles Sammetkleid, ebensolche Beinkleider, eine lange Weste von Silberbrokat und köstliche Spitzen an den Aermeln, an dem Busenstreif, und an der langen Cravatte. Seine Schuhe waren mit kostbaren Brillantschnallen geziert und die Ringe von großem Werthe schmückten die eleganten Finger seiner rechten Hand. Die Gestalt des Mannes hatte Mittelgröße. Der Körperbau zeugte von Kraft und Gewandtheit, obwohl er eine starke Neigung zur Korpulenz offenbarte. Sein Gesicht war ohne Zweifel angenehm zu nennen. Es hatte

einen Ausdruck natürlicher Gutmüthigkeit, der allerdings durch Zweierlei beeinträchtigt wurde. Ein Mal zogen sich nämlich die Augenbrauen dicht über dem Auge in einen Winkel zusammen, das dem Antlitze zuweilen den Ausdruck herber Strenge gab, dann aber schielte der Mann mit seinem rechten Auge zuweilen und namentlich, wenn er scharf sehen wollte, auch flog nicht selten eine Art von Schatten über dieses sonst liebenswürdige Gesicht, ein Schatten, von dem man nicht wußte, ob er Trauer oder Ermattung bedeuten solle. Diese letztere Vermuthung würde nicht lange bestanden haben, wenigstens nicht zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, denn das Antlitz des Mannes zeigte sogleich wieder das Aufblicken von Kühnheit, von Entschiedenheit — und die Röthe des Teints, den die Sonne Spaniens und Italiens verdorben hatte, paßte ganz gut zu dem scharfen Blicke und der gebogenen Nase. Dieser Mann war Philipp II., Herzog von Orleans oder wie er zu jener Zeit genannt ward und genannt werden mußte: der Regent — der Mann, in dessen Händen das Schicksal Frankreichs lag, bis zu jenem Tage, wo Ludwig XV., an dessen Statt der Herzog regierte, seine Volljährigkeit erlangt haben würde. Beeilen wir uns schnell über die allgemeinen Personal-Verhältnisse des Regenten hinwegzugehen. Philipp von Orleans wurde am 4. August 1674 zu Saint Cloud geboren. Seine Eltern waren Philipp Herzog von Orleans, der Bruder Ludwigs XIV., der in zweiter Ehe mit der biederen deutschen Prinzessin Elisabeth Charlotte von der

Pfalz, den Herzog, den Regenten erzeugt hatte. Philipp hatte alle Eigenschaften eines bedeutenden Menschen. Lichtvoll in seinen Ansichten, fähig, Alles in sich aufzunehmen, mit dem regsten Willen die Dinge zum Guten zu führen, geistreich in der Unterhaltung, theilnehmend, heiter und menschenfreundlich würde Philipp von Orleans ein Muster für alle Regenten geworden sein, hätten die große, fast weibische Schwäche seines Charakters, eine Unentschlossenheit, welche durch allzugroße Ueberlegung herbeigeführt wurde — endlich eine Sucht nach Unabhängigkeit in Betreff seiner Vergnügungen, ihn nicht so häufig auf falsche Bahnen geleitet. Dazu kommen noch eine Sophisterei, eine Ansicht über Genuß, welche in Cynismus ausartete, dann aber eine seltsame Art von Bescheidenheit, welche — vielleicht ebenfalls ein Zeichen der Zeit — ihn die eigenen Fehler und Schwächen bedeutend übertreiben, die Vorzüge Anderer dagegen bis in den Himmel erheben ließ. Dieses „sich rühmen" mit Verderbtheit, war ein charakteristischer Zug der Elegants jener Zeiten und Ludwig XIV. hatte schon vom Herzoge gesagt: „Mein Neffe ist ein Prahler mit Lastern." Diesem Makel seiner Zeit, dieser Selbstbefleckung, verdankt Mancher das schlimme Andenken, welches ihm in der Nachwelt aufbewahrt ist — ja: der Herzog von Orleans verdankt ihm jene zugleich lächerliche und abscheuliche Nachrede, welche ihn zu einem Giftmischer, zu einem Nachfolger der Brinilliers und Lavoisin stempelte. Indessen ward dieser böse Leumund vielleicht durch die

Neigung Philipps zu chemischen Studien gekräftigt. Mit allen Künsten vertraut, ein guter Maler und Mechaniker, ein ausgezeichneter Musiker und Redner — hatte der Regent sich auch jenes dunkle Gebiet erschließen wollen, in dessen Grenzen nach den Annahmen excentrischer Köpfe die Mittel liegen sollten, deren man bedurfte, um das Gold zu kochen oder die unedlen Metalle in edle zu verwandeln. Nicht Jeder ging ohne Weiteres an die Ueberschreitung der Grenzen jener Gebiete, aber der Regent war muthig genug, sich dorthin zu wagen. Er fand keine Resultate — er büßte aber seinen Ruf vollends ein. Der Teufel allein konnte solchen Dingen lächeln — und da Philipp nicht mehr besonders viel an Religiosität verlieren konnte, mußte es ihm gleichgültig sein, für einen Genossen des Teufels gehalten zu werden, der mit dem Fürsten der Hölle einen Bund geschlossen hatte. Freilich hatte der Regent einen Teufel bei sich — dieser Teufel war aber seine Gattin. Der „Egoist mit der Krone" Ludwig XIV. hatte seine Bastardtochter, die Mademoiselle von Blois mit dem Regenten vermählt, als diese siebenzehn Jahre alt war. Philipp liebte die Blois nicht — er wollte die Bourbon heirathen, da man ihm aber mit Einsperrung drohte, schloß er diese Ehe, welche eine unglückliche war. Die Herzogin war die Freundin ihres Bruders, des Herzogs du Maine, den der Regent trotz Ludwigs XIV. Testament von der Regierung zurückgestoßen hatte. Dieser Herzog du Maine, der „hinkende," blieb die giftige Schlange für den Regenten; jeden

Augenblick bereit, sich auf ihn zu stürzen, lebten du Maine und seine Gattin nur in Verschwörungen und Angriffsplänen gegen den Regenten, dessen Gemahlin für ihren Bruder spionirte, keine Gelegenheit vorüberließ, dem Gatten das Leben schwer zu machen, die abscheulichsten Gerüchte verbreiten half und mit heuchlerischem, eine Unterwürfigkeit zur Schau tragendem Wesen die Dulderin spielte, während sie selbst sich für die Treulosigkeiten des Gemahls, dem man sie aufgedrungen hatte, durch den Chevalier de Roye entschädigte. Diese erzwungene Verbindung Philipps mit der Blois hatte dessenungeachtet einen reichen Ehesegen: ein Sohn und sechs Töchter waren ihr entsprossen. Der Sohn hatte einen sehr beschränkten Verstand erhalten — er war fast blöde. Die Töchter waren mehr oder weniger launisch — excentrisch — fast närrisch. — So stand der Regent inmitten seiner Familie, die ihm genug zu schaffen machte, inmitten der Staatsgeschäfte und seiner zahlreichen Feinde, inmitten seiner Maitressen und seiner habsüchtigen, eigenmächtigen und gefährlichen Freunde, inmitten einer Gesellschaft, einer Generation, welche das lasterhafte und bigotte Jahrhundert Ludwigs XIV. als Erbtheil erhalten hatten und welche sich eifrig bemühten, auf diesem herrlichen, von den breiten Füßen dreister Sünder ausgetretenen Wege fortzuwandeln. — Wir kehren nun in den Salon Philipp's im Palais Royal zurück. Der Herzog stand in dem kleinen Raume, welchen die Bilder Watteau's zierten. Er hatte vor sich einen kleinen Tisch stehen, auf die-

sem Tische lag eine breite, in Maroquin gebundene Mappe, diese Mappe enthielt eine Anzahl Zeichnungen, welche die Bilder an den Wänden gewissermaßen ergänzten. Es waren die Fortsetzungen jener sinnlichen Darstellungen — es waren die Illustrationen zu dem lüsternen Schäferroman Daphnis und Chloe. Der Verfertiger dieser Bilder war Niemand Anderes als der Regent selbst. Er hatte diese Zeichnungen gefertigt — er hatte sie als Erzeugnisse seiner Muße betrachtet, sie waren bis zu jener Zeit verschlossen gehalten worden, aber im Jahre 1718 schickte sie der Regent in die Oeffentlichkeit — er veranstaltete eine Ausgabe des Buches — er widmete es seiner Tochter, der Herzogin von Berry. — — Philipp vertiefte sich dergestalt in die Betrachtung dieser nunmehr durch die Kupferstecherkunst vervielfältigten Bilder, daß er erst aufblickte, als ein leichtes Hüsteln ihm die Anwesenheit einer zweiten Person verrieth. Diese Person war ein ebenfalls dunkel gekleideter Kavalier, der eine große Mappe unter dem Arme trug.

„Ah,“ sagte der Herzog, seine Mappe zuschlagend, „Du bist es, d'Argenson — ich hatte Dich nicht so früh erwartet.“

„Ich glaube es wohl, Monseigneur,“ entgegnete d'Argenson. „Sie haben sich mit trefflicher Unterhaltung die Zeit bis zu meiner Ankunft vertrieben.“

Der Regent lachte kurz und schob die Mappe bei Seite.

„Du siehst als Lieutenant der Polizei sehr richtig — indessen, genug mit dem Zeitvertreib. Giebt es Geschäfte?“

d'Argenson nahm ungenirt Platz.

„Genug," begann er. „Wollen Sie zunächst meine Rapporte aus dem Innern oder die von Außen her?"

„Die aus dem Innern zunächst!" rief der Regent. „Paris ist so amüsant — das Angenehme mit dem Nützlichen."

„Ob es gerade angenehm ist — lasse ich dahingestellt sein," entgegnete d'Argenson kalt. „Nützlich vielleicht. Ich bin mit guten Beamten versehen, Monseigneur — wie Sie wissen, trachtet man danach, Ihnen einen Stoß zu versetzen."

„Man will mich ermorden?" sagte der Regent lächelnd und gleichgültig, indem er mit der kostbar ciselirten Schnalle spielte, welche die Mappe voll obscöner Bilder der Daphnis und Chloe schloß.

„Sie lächeln? Monseigneur, ich bewundere Sie."

„Oho — mein Freund, ich mache auf Bewunderung nie Anspruch — namentlich nicht bei solchen Kleinigkeiten. Was kann man mir anhaben? ein Dolchstoß? ich werde mich mit dem Dolchträger abfinden — bei Nerwinden war ich in größerer Gefahr. Gift? ich kann selbst wunderbare Dinge präpariren. Gegengifte — da steht Etwas?"

Der Regent wies auf ein kleines Flacon aus dunklem Glase, welches zierlich in Silber gefaßt war und auf einem aus demselben Metalle gefertigten Teller stand.

„Dieses Alles ist es nicht, gnädiger Herr, um was es sich handelt," sagte d'Argenson. „Man bereitet andere Dinge vor."

„Ah — es ist wieder die tolle Verschwörungsgeschichte von Alberoni, dem verrückten Spanier — dem Freunde des Herzogs du Maine. Ich soll von der Regentschaft verdrängt werden — laß das Alles liegen — es schadet nicht?"

„Monseigneur, ich beschwöre Sie, nicht so leichtfertig zu sein, die Feinde des Staates haben eine ganz geregelte Verschwörung zu Wege gebracht."

„Weshalb greifst Du sie nicht?"

„Es wäre das ganz verkehrt. Ich arbeite mit dem Herrn Kardinal Dubois zusammen, wie Sie wissen. Die Verschwörung muß reifen, wir können unmöglich jetzt schon die Falle zuschlagen lassen, das hieße die Frucht schneiden, ehe sie genießbar ist."

„Es wäre mir lieber, wenn das geschähe. Läßt man die Leute bis zum Aeußersten kommen, so dürfte es nicht ohne Blut abgehen — und ich liebe Blut nicht, wie Du weißt."

„Aber wenn die Feinde nun das Staatsgebäude zertrümmern wollen?"

„Nun denn heraus mit der Sprache: man will mir also an's Leben."

„Nein, Monseigneur. Wir wissen zwar noch nicht, wie Alles geschehen soll, wer die Theilnehmer sind, aber so viel wissen wir: daß Sie, Monseigneur, aus Frankreich entführt werden sollen."

Der Regent sprang zornig auf.

„Ich? entführt? ah das ist zu toll — das bringt

mich in Harnisch. Es handelt sich also nicht um einen Kampf auf Leben und Tod — man will mich wie ein schwaches Mädchen entführen?“

„So scheint es im Plane der Verschwörer zu liegen.“

„Oh — wenn Dubois hier wäre. Ja, ja — dieses Spanien macht sich immer noch sehr breit, es ahnt nicht, daß es in den letzten Zügen liegt. Weißt Du, d’Argenson, daß ich stündlich den Abschluß der Quadrupel-Allianz zwischen dem Kaiser von Deutschland, dem Könige von England, Holland und uns erwarte?“

„Ich weiß es, Monseigneur, denn der Herr Abbé Dubois ist ein thätiger Freund.“

„Ha! ha! ha! Du und der Abbé, Ihr Beide könnt Euch nun nimmermehr leiden, wenn Ihr auch noch so freundlich thut, ja, ja — das ist die Liebe —“

„Monseigneur — —“

„Oho, spiele nicht den Frommen. Du und der Herr Abbé, Ihr seid Beide auf ein und dasselbe Wild gestoßen — es ist ja weltbekannt. Apropos ich muß Dir das erzählen — —“

d’Argenson schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Sie haben mir diese Lieblingsanecdote schon oft genug erzählt.“

„Sei nicht ärgerlich, Voyer,“ rief der Regent. „Es ist nicht hübsch von der leichtfertigen Tencin, daß sie so gegen Dich gehandelt hat. Ha! ha! ha! aber vergiß sie — wie kannst Du noch darüber empfindlich sein? Zuerst ist Frau

von Tencin Nonne gewesen — aber sie war stets eine sehr freisinnige Klosterschwester — sie hat sich entführen lassen, ist durch die Schule des kleinen Herzogs von Richelieu gegangen — wurde mir dann präsentirt, wie man bei einem Diner den — ja — den dritten Gang der Speisen servirt, ich fand sie so lange hübsch, bis sie sich in Politik mischte — ich mochte das nicht von ihr leiden und ward kalt gegen sie. Sie ward wieder Nonne, bis Du kamst und sie den Freuden der Erde zurückgabst — aber die Undankbare ließ Dich zurückstehen — ha! ha! ha! nun freilich, der Abbé Dubois muß der ehemaligen Nonne mehr werth sein — ein Fürst der Kirche ist beachtenswerth. Dubois stellte mir seine Eroberung vor — ich wollte vor Lachen platzen — indessen ist die Tencin immer noch reizend, ich sehe sie gern bei Hofe, also tröste Dich, die Liebe ist ein seltsam Ding."

„Spanien? Sie wollten von Spanien erzählen," fiel d'Argenson wüthend ein.

„Ja so — dieses Spanien hat uns genug zu schaffen gemacht, ein Mal haben wir schon gute Miene zum bösen Spiel gemacht, aber wenn jetzt Dubois in London die Alliance abschließt, wird ein großer Schlag geführt werden, sobald Spanien noch ein Mal wagt in unsere Angelegenheiten zu greifen. Ich weiß, daß der hinkende Herzog du Maine mit all' den tollen Leuten in Briefwechsel steht — er sehe sich vor. Die Krone Frankreichs hüte ich für den König Ludwig XV., für das kleine Kind, welches mir an-

vertraut wurde — Niemand wage die Krone des kleinen Ludwig anzurühren."

d'Argenson räusperte sich.

„Eben deshalb spreche ich so eindringlich zu Ihnen, Monseigneur," sagte er. „Man hat den Schlag gegen Sie gerichtet, weil man den Hüter der Krone entfernen will. Die Verschwörer wollen Sie entführen, in eine Citadelle Spaniens verschließen, den Herzog du Maine als Regenten ausrufen, den englischen Prätendenten, den sogenannten Jakob III., mit einer Flotte an die Küste Englands werfen, Holland in Krieg mit Deutschland verwickeln — so denkt Alberoni endlich dem spanischen Könige Philipp V. die Krone der halben Welt auf sein Haupt zu setzen."

„Prrr! Das ist viel," lachte der Regent. „Und das Papier ist geduldig. Das wollen also die Verschwörer?"

„Lachen Sie nicht — es kann Ernst werden."

„Ich lasse Dich und Dubois für mich sorgen — greift sie, wenn Ihr genügende Beweise habt. Hast Du weiter Nichts mitzutheilen?"

„O ja, Monseigneur, die Bewegung in Paris selbst."

„In Paris?"

„Ja. Sie sind erstaunt darüber und doch wissen Sie, wie zornig das Volk von Paris ist."

„Ha! ha!" lachte der Regent wiederum. „Das Parlament steht wieder ein Mal auf. Paris ist unruhig, sagst Du? Ja, ich glaube es nicht. Du bist daran Schuld. Deine Finanzmaßregeln machen die Stadt rebellisch. Es

ist ein Glück, daß ich den Law habe. Law wird Alles gut machen, Law hat uns schon im Jahre Sechszehn mit der Errichtung seiner Privatbank geholfen — Law wird weiter helfen."

„Er wird so lange helfen, bis er das ganze Land in's Verderben hineingeholfen hat."

„Oh — ich weiß, Du bist auch ein Feind Law's, der Freund und Bundesgenosse von Dubois ist."

„Ich sehe die Dinge kommen."

„Heuchler, Du machst selbst Geschäfte mit den Staatsgeldern, ich weiß es. Du hast Dich nicht entblödet, der Gesellschaft beizutreten, welche der Privatbank Law's die Concurrenz macht; Du hast die Pächter der Finanzen verbannen, vernichten helfen, aber nur um Dir selbst alles Geld zuzuwenden; jetzt sind statt der zweitausend Finanzpächter nur zwei: Du und Dein Kammerdiener."

d'Argenson fuhr zornig auf. Der Regent hatte ihn zum zweiten Mal hart getroffen.

„Bleiben Sie nur bei Ihrem Herrn Law, Monseigneur," fuhr er zitternd fort. „Lassen Sie die Finanzen von ihm verwalten, machen Sie ihn doch zum Staatsbankier oder geben Sie seiner Privatbank den Titel einer Königlichen."

„Wer weiß, was geschieht," fuhr der Regent auf.

„Ja — ja, das fehlte noch," eiferte d'Argenson. „Sie sind dann auf dem Höhepunkt — Sie stehen dann so hoch, daß Sie Alles nicht sehen, was tief unten im Thale passirt, da unten aber, Monseigneur, sieht es fürchterlich

aus, Sie sind scharfsichtig genug — aber Sie wollen nicht sehen. Spanien complotirt gegen Sie in Gemeinschaft mit den feindlichen Verwandten, der Klique des Herzogs du Maine in Sceaux, es complotiren diese, ihre Verwandten, mit dem Parlamente wiederum, welches wieder das Volk von Paris aufregt. Sie werden sehen, daß das Parlament einen Schritt wagt, Sie werden sehen, daß in der Bretagne eine Erhebung stattfindet, Sie werden sehen, daß mit dieser zugleich ein gewaltiger Schlag des Parlamentes gethan wird, und daß eine große kriegerische Bewegung mit diesen Dingen Hand in Hand geht."

Der Regent blickte d'Argenson fest an. Er war der Meinung, daß dieser sich für die herben Scherze rächen wolle, indem er so schwarz malte.

„Du siehst nur Wetterwolken — ich sehe sie auch, aber ich merke auch, daß ein Wind im Anzuge ist, der sie zerstreut. Ich rechne zunächst auf den Abschluß der Quadrupel-Allianz."

„Sie ist noch nicht fertig und Sie wissen, daß die spanische und englische Flotte sich bei Messina fast einander gegenüberstehen, wenn die spanische Flotte siegt — —"

„Ich halte die englische für besser," sagte kalt der Regent.

„Wenn aber das nicht der Fall ist?"

„Ich habe Truppen an der spanischen Grenze."

„Aber Sie haben Unruhe im Innern Frankreichs!"

„Nur dann, wenn Spanien Sieger wäre," sagte der

Regent. „Sehen Sie, mein lieber d'Argenson, ich bin weitsichtiger als Sie selbst. Hören Sie: das Parlament hat bereits seit dem Juni dieses Jahres gegen mich und meine Regierung gewühlt. Es wird von Alberoni, das heißt von Spanien und von der Parthei des Herzogs du Maine aufgestachelt. Das Parlament, Spanien und du Maine rechnen auf einen Sieg der spanischen Flotte — oder auf ein Zustandekommen des Bündnisses zwischen England und Spanien, noch ehe ein Schuß gefallen ist; wenn dies Alles sich so ereignet — dann, ja dann können sie gegen mich agiren. Bis dahin sind sie Alle nur halbe Kräfte."

„Und kann dies nicht geschehen? kann die Allianz zwischen Spanien und England nicht zu Stande kommen?"

„Dubois ist in London, er arbeitet dagegen, er schließt mit mir und König Georg den Tractat ab. Er weiß, wen er in London zu bearbeiten hat: Die Maitresse des Königs, die Herzogin von Kendal und Pitt."

„Pitt ist ein hartnäckiger Feind der Allianz mit Frankreich."

„Pitt liebt das Geld und Dubois hat unbeschränkten Kredit."

„Ehe Dubois das Bündniß abgeschlossen hat, wird die spanische Flotte mit der englischen vielleicht im Kampfe stehen."

„Dann wird die spanische Flotte vernichtet sein."

„Das Parlament von Paris wird nicht in seiner Opposition nachlassen."

„Doch. An dem Tage, wo die Nachricht von der Vernichtung der spanischen Flotte eintreffen wird.“

„Und wenn Sie, Monseigneur, vorher schon der Verschwörung zum Opfer gefallen sind?“

„Dagegen mußt Du, der Lieutenant der Polizei von Paris, Maßregeln treffen, denn Du bist durch meinen Fall ebenso bedroht als ich — wenn ich aus Paris entführt werde — wirst Du vom Volke aufgehängt.“

d'Argenson trat erschrocken zurück.

„Sie sehen also, wie wichtig mir die Sicherheit Ihrer Person ist!“ rief er.

Der Regent wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Siehst Du? siehst Du, wie Recht ich habe, wenn ich Euch Alle Heuchler nenne? Egoisten, die Ihr seid — darin besteht Eure Liebe? sei ruhig — ich bin noch hier und Du bist noch nicht gehängt.“

„Ich würde auch erst der Dritte sein, für welchen der Strick zurechtgelegt würde. Zuerst käme der Herr Abbé Dubois auf die Leiter, dann folgte der General-Controlleur und Bankier Law und Nummer Drei wäre erst der Polizeilieutenant von Paris.“

„Es wird nicht geschehen,“ sagte der Regent, eines der Bilder von Watteau betrachtend. „Sieh' nur, welch' allerliebste Mädchen hier auf dem reizenden Bilde sind — bewundere diese Attituden.“

d'Argenson wollte vor Zorn aufschreien, inmitten der wichtigsten Dinge beschäftigte sich der Regent mit einer

Schäferscene Watteau's. „Sie spielen mit dem Feuer, Monseigneur," sagte er dumpf.

In diesem Augenblicke trat Ibagnet, der Kammerdiener des Regenten, leise in den Salon.

„Monseigneur, es ist ein Kourier draußen, der sofort Eure Hoheit sprechen muß," meldete er.

„Schnell herein mit ihm," rief der Regent.

Gestiefelt und gespornt trat ein junger Mann in den Salon. Er trug einen grauen, mit dicken Knöpfen besetzten Rock, hohe Stiefel mit mächtigen Klirrsporen daran, eine Reitpeitsche in der Hand und in der anderen seinen Hut. Kleider, Stiefel, Haare und Hut waren dick mit Staub bedeckt.

„Ha, Averne," rief der Herzog mit funkelnden Augen. „Du kommst von London?"

„Direct, Monseigneur," antwortete der junge Mann. „Seit Boulogne bin ich nicht fünf Minuten aus dem Sattel gewesen."

„Vortrefflich — Du bringst Nachricht vom Abbé?"

„Gute. Nehmen Sie, Monseigneur."

Er reichte dem Regenten ein kleines, fest verschlossenes Kästchen und ein Schreiben hin.

„Welches von Beiden soll ich zuerst öffnen?" sagte der Regent, bald auf d'Argenson, bald auf den Kourier blickend.

„Oeffnen Sie, wenn ich bitten darf, zuerst das Kästchen, Monseigneur," sagte der Kourier.

Der Regent drehte den Schlüssel herum, welcher in dem

Kasten steckte, der Deckel sprang auf. Unter demselben lag eine Sammetdecke, er hob sie empor. Das Sonnenlicht fiel durch die halb geöffneten Vorhänge des Fensters, ein Strahl schoß aus dem Behälter und vereinte sich mit dem Glanze der Sonne, um gleich einer hellleuchtenden irrwisch-artigen Flamme über dem Kasten zu schweben.

„Ha — was ist das?" rief der Regent, dessen blödes Auge nicht in das Lichtgefunkel zu schauen vermochte, das aus dem Kasten glühte. Er ließ das kleine Behältniß sinken.

Neugierig blickte d'Argenson hinein. Er sah in einer mit schwarzem Sammet ausgefütterten Vertiefung einen einfachen goldenen Ring liegen, dieser Ring trug einen prachtvollen Diamanten von außerordentlicher Größe und wunderbarer Reinheit. Von ihm gingen die Feuerstrahlen aus, welche in allen Farben des Regenbogens spielten und die Augen blendeten.

Der Regent setzte das Kästchen mit seinem kostbaren Inhalte auf den Tisch nieder, erbrach das Schreiben und las:

„Monseigneur! Der Tractat mit England ist abgeschlossen, die Quadrupel-Allianz gegen Spanien gesichert. Ich habe Herrn Pitt für uns gewonnen. Er besaß einen Diamanten von sechshundert Gran Gewicht, den er für zwei Millionen Livres verkaufen wollte. Da ich unbeschränkten Credit habe, kaufte ich ihm den Stein ab. — Tags darauf war der Tractat abgeschlossen. Ich sende Ihnen den Diamanten, welchem

Sie gewiß gern Ihren Namen geben werden. Er geht nur um einige Tage dem Tractate voraus, dem ich vielleicht den meinigen geben werde. Euer Hoheit dienstwilliger Dubois."

Der Regent las das Schreiben laut.

„Nun?" sagte er triumphirend. „Was meinst Du, d'Argenson? ist meine Voraussicht gut oder nicht? Die Spanier sind ohnmächtig und das Bündniß mit England bricht Philipp V. den kastilischen Hals."

d'Argenson verneigte sich stumm.

„Geh' Averne und erhole Dich recht gut — ich lasse Dir gleich Dein Kouriergeld zahlen."

Der Bote verließ das Zimmer.

„Dieser köstliche Stein soll unter den Kronjuwelen den ersten Rang einnehmen," sagte der Herzog. „Ich gebe ihm meinen Namen. Er wird „der Regent" heißen. Lassen wir nun das Parlament kommen."

d'Argenson nickte zustimmend mit dem Kopfe, sein häßliches Gesicht verzog sich aber zu einem boshaften Lächeln.

„Es ist ein herrliches Stück," sagte er, auf den Stein deutend. „Sie haben ein werthvolles Pfand mehr in Ihrem Besitze, das Sie versetzen können, wenn Herr Law Ihnen die Staatskassen leer gemacht haben wird."

„Mensch," rief der Herzog zornig, „Du erkennst nicht, daß es gut mit mir steht?"

„Oh — doch, Monseigneur. Sie haben viel Glück in Allem und können der Bosheit trotzen. Wer so mit dem

Geschick im Bunde steht, der kann sich über die Nachreden hinwegsetzen, welche jeden Andern in der menschlichen Gesellschaft unmöglich machen würden."

„Was soll das heißen, Herr Polizeilieutenant?" rief der Regent, sich majestätisch aufrichtend und seine Blicke in das Antlitz d'Argenson's bohrend.

„Ich bringe Ihnen zwei Bücher, Monseigneur," entgegnete d'Argenson, mit diabolischer Ruhe zwei geheftete Schriften hervorziehend. „Sie sind in Holland gedruckt und in Tausenden von Exemplaren verbreitet in Frankreich und England auf den Markt gebracht. Das Erste betitelt sich: „Lot und seine Töchter im modernen Babel."

Er reichte die Broschüre dem Regenten. Dieser blätterte das Buch hastig durch, lächelte und gab es d'Argenson zurück.

„Ich kann mir genau vorstellen, wie der Inhalt sein wird," sagte er. „Die Leute dort draußen wissen nicht, daß ich weit mehr ein Knecht als ein Liebhaber der Herzogin von Berry bin."

Das Buch enthielt einen fürchterlichen Angriff gegen den Regenten, den man eines unnatürlichen und verbrecherischen Verhältnisses zu seiner eignen Tochter beschuldigte. d'Argenson war wieder zurückgeschlagen. Er wollte dem Regenten gar zu gern einen Hieb versetzen, weil Philipp ihn heute geschlagen hatte — er fand den Angegriffenen vollkommen ruhig. Er spielte seine letzte Karte aus.

„Hier ist das zweite Buch," sagte er, die Broschüre dem Regenten reichend.

Philipp von Orleans öffnete die Schrift und las den Titel. Gegen diese Bosheit war er nicht gewaffnet. Er erbleichte, seine Hand zitterte, die Augen schlossen sich unwillkürlich — er hatte auf dem Titel die Worte gelesen: „Anweisung für herzogliche Vormünder und Regenten, ihre gekrönten Mündel durch Gift aus der Welt zu schaffen. Vorlesung gehalten im Laboratorium Philipps von Orleans.“ Er schleuderte das Buch heftig von sich und sank in einen Lehnsessel. Seine Hände verhüllten sein Gesicht —.

„Das ist eine größere Schändlichkeit, als der Plan der Verschwörer gegen meine Person,“ stammelte er. „Nimm es hinweg — nimm es hinweg.“

d'Argenson nahm mit abscheulichem Lächeln das Buch und barg es unter seinem faltigen Rocke. Er hatte seinen Zweck erreicht, für die Triumphe, welche der Regent heut errungen, für das glückliche Gelingen der Allianz mit England hatte d'Argenson ihm einen Becher mit Wermuth gereicht, der alles Glück mit seinen bitteren Tropfen hinweg spülte.

„Das waren meine Berichte für heut Vormittag,“ sagte er. „Befehlen Monseigneur, daß ich diese Bücher verfolgen lasse?“

„Nein,“ sagte der Regent aufstehend. „Ich will nicht verfolgen. Wer diese Scheußlichkeiten glauben will — den wird die Verbrennung derselben durch den Henker nicht vom Gegentheil überzeugen.“

„Bin ich beurlaubt?“

„Du bist es.“

d'Argenson ging hinweg. Der Regent blieb allein. Er stützte sein Haupt in die Hand und starrte den Boden des Zimmers an, er schien sich in die Zeiten seiner Jugend zurückzuträumen, denn er richtete die Blicke auf ein weibliches Portrait, welches über dem kostbar verzierten Tische hing. Es stellte eine Dame in gereiftem Alter dar. Ihre Gestalt, ihr Gesicht waren nicht schön zu nennen. Beides trug den Stempel einer gewissen Derbheit, die Arme waren dick und plump, die Nase ein wenig klumpig — aber aus den großen Augen leuchteten Verstand und Herzensgüte mit einander gepaart hervor.

„Meine Mutter,“ flüsterte leise der Regent.

Ibagnet erschien wieder.

„Was giebt es?“ rief der Regent auffahrend.

„Der Herr Bankdirector, Monsieur de Law,“ meldete Ibagnet. „Ah!“ sagte der Regent mit schmerzlichem Lächeln, „zuerst die Bosheit — nun das Geld. Er möge kommen.“

II.

Der Ritter des Geldes.

John Law trat ein. Dieser merkwürdige Mann war der trefflichste Repräsentant des Geldes — des Mammons. Er war lachend wie das Gold, wenn es in der Fülle jenes berauschenden Schimmers über die Platte eines Marmortisches dahinrollt, er war gewichtig in seinem Auftreten gleich den mächtigen Golddoublonen, welche die Gewissen der feilen Staatsdiener erkauften, und verführerisch wie ihr Anblick wirkte auch der John Law's. Man konnte vielleicht sagen, daß Law's Persönlichkeit, seine ganze Erscheinung, die Art seiner Schönheit — weibisch seien, aber diese weichen Züge, diese feinen, geschmeidigen Formen waren ganz geeignet, die Frauenwelt zu betäuben, zu berücken, und zur Zeit der Regentschaft vermochten mehr als jemals vorher oder nachher die Frauen fast Alles. Er schien also für diese Zeit geschaffen. Law hatte die Gabe, seiner weichlichen und anmuthigen Erscheinung durch ein entschiedenes Auftreten die für seine Unternehmungen nothwendige Kraft, eine gewisse Spannung zu verleihen. Zur Zeit unsrer Erzählung hatte er nur die ihm im Jahre 1716

privilegirte Privatbank in Händen. Er hatte diese Bank mit einem Fonds von sechs Millionen Thalern gegründet zu einer Zeit, wo fortwährendes Rütteln an dem Werthe des Münzfußes den Credit, den Handel ruinirt hatte. Unsicherheit der französischen Geldverhältnisse hielt die Fremden fern von dem französischen Geldmarkte. Law hatte die Zettelbank erreicht, er gab Noten aus, welche in Bankthalern nach dem Münzfuße zur Zeit der Bankgründung zahlbar waren, er stellte Wechsel aus und die Fälschung der Papiere seiner Bank wurde mit dem Tode bestraft. Seine Bank erhielt den Namen: Banque generale de france. Sie machte reißende Fortschritte. Law stellte eine feste Valuta, discontirte zu niedrigen Preisen — half allen Uebelständen ab — stromweise kamen die Fremden nach Frankreich, nach Paris, das Vertrauen hob sich mächtig, die Noten der Law'schen Bank wurden dem baaren Gelde vorgezogen. Alles staunte den Mann an, der in kurzer Zeit Handel und Credit gehoben, der aller Welt Reichthum und Wohlstand zusichern konnte — und diesen Mann hatte obenein die Natur mit der herrlichsten Persönlichkeit ausgestattet, welche das liebenswürdigste Wesen noch bedeutend hob, um Law wob sich zugleich ein Schleier des Geheimnißvollen, des Romantischen. Er war ein Schotte von Geburt, aus Edingburgh stammend, der Sohn eines reichen Mannes, baronisirt nach einer Besitzung. Law's Alter kannte Niemand. Er war schön — das genügte. Mit glänzendem Geiste begabt, fand er überall Eintritt — er

war der glücklichste Spieler im Faro, unter seinen Fingern rollten die Goldstücke zu riesigen Haufen zusammen — dann blickten die schönsten Frauen ihn wieder sehnsüchtig an, solche Erfolge konnten nicht ohne Abenteuer blutiger Art bleiben. Law gerieth in Streit mit Herrn Wilson um einer Schönen Willen — sie kreuzen die Degen, der Nebenbuhler fällt — der glückliche Spieler, der geistvolle Unterhalter — der bildschöne, elegante Mann — der große Finanzier ist zugleich ein Ritter, ein gewandter Kämpfer. Aber das Duell bringt ihn ins Gefängniß — wie können Mauern von Menschenhand aufgethürmt einen Law für ewig einschließen? Law entkommt aus dem Gefängnisse. Eine neue romantische Zugabe. Jetzt erscheint er zum ersten Male in Paris. Er etablirt hier eine Farobank — seine ungeheuren Gewinne erregen Neid — er muß Paris verlassen. Italien wird von ihm durchreist — er legt in Savoyen einen Finanzplan vor und als dieser hier angenommen wird, geht Law zum zweiten Male nach Frankreich — Ludwig XIV. ist gestorben, ein feuriger, geistvoller Kopf wie der Regent wird einen Menschen nicht abweisen, der mit seinem Gelde ebenso gern und erfolgreich experimentirt als der Regent mit seinen Retorten und deren Inhalt. Die Abgaben sollen vermindert — die Einkünfte erhöht werden —. Der Regent hat eine Freude an dem Ungewöhnlichen — Uebernatürlichen. Law ist der Director der „Banque generale de france“. Neidisch blicken England, Holland und Italien auf die Fortschritte der Bank —

schon bilden sich Gegenbanken. d'Argenson steht an der Spitze einer solchen — heimlich zwar, aber er läßt durch Aymard, seinen Kammerdiener, die Verpachtung der königlichen Hauptgefälle für Achtundvierzig Millionen Livres ersteigern — hinter d'Argenson stehen die Gebrüder Pâris — sie und die Jesuiten feuern d'Argenson an, denn Law ist Protestant und Ketzer. Man darf den Ketzer nicht in solcher Stellung lassen. Aber Law spottet seiner Feinde, der Siegelbewahrer d'Auguesseau muß ihm weichen, selbst Noailles vermag Nichts wider ihn — er errichtet eine Bank des Occidents — er nimmt die Länderstriche Amerika's für seine Unternehmung in Anspruch. Was vor ihm der unermeßlich reiche Bankier Crozat nicht zu Stande brachte, muß ihm gelingen. Law unterbreitet dem Regenten einen Plan: Philipp soll einer Actiengesellschaft das von Crozat besessene Privilegium ertheilen, Handel nach Lousiana zu treiben — aber das Publikum, die Fremden haben kein Vertrauen zu dieser Vereinigung der Bank von Frankreich mit der Compagnie des Occidentes. d'Argenson und die Gebrüder Pâris von neidischen Engländern unterstützt — die Actien der Antibank steigen — Law's Bankactien beginnen zu fallen. Die Feinde stecken aber noch wo anders. Sie sitzen im Parlamente. Längst schon hat dieses auf den Moment gewartet, wo es dem verhaßten Ausländer und d'Argenson zugleich mit ihm den Stoß beibringen kann. d'Argenson ist ein Freund der Jesuiten und im Parlamente sitzen viele Jansenisten. d'Argenson muß für seine Doppel-

rolle büßen. Er hat sich nicht offen als Gegner Law's bekannt — er mordet ihn nur heimlich. Vor der Welt steht er mit ihm in Verbindung, denn Law ist Diener des Regenten, also wird das Parlament ihn anfassen können. Die Gelegenheit bietet sich bald. Am 20. Mai des Jahres 1718 erläßt die Regierung ein Edict von d'Argenson ver- verbreitet, welches eine Umprägung des Geldes anbefiehlt. Das Parlament empört sich, es erläßt ein Edict im Juni desselben Jahres, aber der Regent antwortet darauf mit Verhaftung des Präsidenten Blamont. Unterdessen ist die Fluth der Ereignisse gestiegen, die feindlichen Familienglieder, an ihrer Spitze der Herzog du Maine und seine intriguante Gattin, die giftigen Schriftsteller vereinen sich zu Verschwörungen, von Westen droht Spanien mit Angriffen, der Regent sendet Dubois nach London, um das vierfache Bündniß mit England, Deutschland und Holland zu schließen, seine Truppen sind gegen die spanische Grenze gerückt — dies Alles ist aber nur Nebensache für die vielen Hunderttausende von Menschen, welche sich bei Law's Banken betheiligt haben — diese Leute durchzuckt ein Schlag, eine Lähmung macht sich bemerkbar, die Bank von Frankreich beginnt zu schwanken. Das Parlament erhebt seine Stimme aufs Neue, der Regent trotzt diesem Geschrei. — Das ist der Zeitpunkt, bei welchem wir in unsrer Erzählung angekommen sind. Law trat in das Zimmer des Regent. Als Philipp den schönen, mit großer Sicherheit auftretenden Mann erblickte, floh von seiner Stirne

jener Schatten des Mißbehagens, welchen d'Argenson heraufbeschworen hatte. Er ging Law entgegen und reichte ihm die Hand.

„Sie bringen wohl eine neue Nachricht in Betreff der Schreier des Parlaments?" sagte er.

„Sie haben es errathen, Monseigneur, aber dieses Mal ist dem Geschrei sogleich die That beigegeben," entgegnete der königliche Rath.

„Wie? man schreitet zu Thaten? lassen Sie nur, mein Freund, auch wir werden durch Thaten antworten, wir werden der Bank und ihren Anhängern eine Dividende zahlen — das ist die beste Antwort."

Law senkte das Haupt. Er bewegte seine Finger leise trommelnd gegen die Platte des Tisches, auf welchem Daphnis und Chloe lag.

„Monseigneur," sagte er, „ich fürchte, diese That wird uns zu vollbringen nicht gegönnt sein."

Der Regent blickte ihn erstaunt an.

„Nun?" fragte er verwundert.

„Sie sind stets mit dem größten Muthe gewaffnet, Monseigneur," fuhr Law fort, „ich will daher kurz sein. Ich fürchte — ja ich bin überzeugt: die Bank wird ein Deficit haben."

Philipp von Orleans schnellte empor.

„Ha — was ist das? das wäre einem verlornen Feldzuge gleich zu achten."

„Ich habe gethan, was in menschlichen Kräften stand,

aber ich habe heut die Bilanz gezogen. Angesichts der drohenden Feinde habe ich durch meine Beamten eine genaue Berechnung aufstellen lassen. Es ist besser, der Gefahr in das bleiche Gesicht zu schauen, als sich ängstlich vor ihr zu verhüllen. Die Rückstände sind bedeutend gewachsen, wir haben deren bis heut hundert und dreißig Millionen, ich kann schon jetzt berechnen, daß das Deficit meiner Bank für nächstes Jahr die Summe von vierundzwanzig Millionen betragen wird."

Der Regent stöhnte wie ein Mann, den ein schwerer Dolchstoß getroffen.

„Das ist furchtbar," sagte er leise, „das Geld ist in diesem Augenblicke unser mächtigster Bundesgenosse — wir sind ohne ihn in der Gewalt unsrer Feinde."

„Wir müssen vorbeugen, gnädiger Herr."

Der Regent machte einen Gang durch das Zimmer, dann blieb er stehen und sagte mit dumpfer Stimme:

„Wo sind die Milliarden geblieben, welche in den Kassen waren und welche aus denselben in die Hände der Leute flossen —?"

„Sie werden verschlungen wie die Wasser der unterirdischen Tiefen, deren Verbleiben kein Sterblicher nachweisen kann," sagte Law fast tonlos.

„Wer hat den ungeheuren Rachen sie zu schlucken?"

Law erhob sich von dem Sessel, den ihm der Regent hingeschoben hatte.

„Monseigneur," begann er, „Frankreich ist mit fressenden

Mäulern angefüllt, welche Alle nur durch Gold den Heißhunger ihrer Mägen stillen können. Runzeln Sie nicht die Stirne über meine Rathschläge — ich habe sie nicht als leere Phantasterie in die Welt geschickt — sie konnten Fleisch und Blut werden, ich stellte Ihnen bei der Schöpfung meines Werkes den Grundsatz auf: der Reichthum ist eine Schöpfung des Glaubens. Man mußte glauben an uns, an die Macht unsrer Mittel, aber dieser Glaube wurde gestört durch die Massen, welche den Hof umlagern. Der Herzog von Bourbon steht an der Spitze der Geldsauger. Er hat kaum Witterung von irgend einem Unheil, welches gegen Sie, Monseigneur, heranzieht, so wird er schwankend. Er kommt nicht zu Ihnen — er kommt zu mir — er schreit: Geld, Geld, oder ich falle ab von Euch — ich gehe zum Herzog du Maine. Welche Summen nimmt der Herzog in Anspruch? Er braucht fünfmalhunderttausend Livres als Bezahlung seiner Stelle im Regentschaftsrath, sein Bruder Charolais genießt die Einkünfte eines Fürsten — außerdem hat der Herzog sein ungeheures Privatvermögen und das Gouvernement von Burgund. — Nach ihm kommen die Condé's — oh, Monseigneur, das ist ein Heer von Bettlern in sammetnen Röcken. So oft ich einen Wagen mit dem Wappen der Condé's vor meiner Thür halten sehe, ergreift mich ein Zittern. Jeder von dieser Familie, der in meine Zimmer tritt, ruft mit trotziger Miene mir entgegen: Geld! Geld! — Hinter ihnen stehen ihre Pächter, ihre Satrapen, welche Geld in der Bank

haben, aber jedes Vierteljahr am Rande des Bankerottes taumeln — Condé ruft auch für sie um Hülfe: Vorschüsse, Geld! Geld! Monseigneur. Es kommen die geheimen Ausgaben, Eurer Hoheit Ausgaben, die freilich ganz öffentlich sind. Sie besitzen das edelste, gütigste Herz, Monseigneur, Sie haben nur den Fehler — Sie verzeihen diese Sprache — Sie können Nichts von der Hand weisen — das ist es, was der ganze Troß benutzt. Die bettelnden Condé's, der dreiste Ventadour, die Noailles, der Marschall Saint Mars, die Estrees, die Nesle's, Brancas und Tallards — Alle erscheinen vor Ihnen, sie rufen mit flehender oder halb befehlender Stimme: Geld! Geld! — Sie bewilligen es, Monseigneur — das macht eine Art von Almosensammlern kühn. Sie ist die gefährlichste — denn es ist die sanfteste: Es sind jene reizenden und verführerischen Damen, welche Ihre Feste verschönern: da erscheint die Prinzessin Conti, Frau von Polignac, die schöne Gacé, Frau von Duras: Geld! Geld! flehen sie alle mit sanfter, halb weinender Stimme — Sie sind zum Geben geboren, Monseigneur, Sie geben mit offnen Händen und doch haben diese Leute Alle bedeutende Gelder in meiner Bank — sie suchen das Papier in Mißcredit zu bringen, wenn die kleinste Schwankung eintritt — sie suchen das Baare aus dem Geschäfte zu ziehen — oh — ich habe Ihnen nur einen kleinen Bruchtheil der großen Armee von Vampyren angegeben, die gegen meine Kasse herankriecht und heranflattert — die Officiere vor Versailles, die Hofbedienten,

die Schreiber von Pamphleten, die Spione für die öffentliche Meinung — die Spione in Kaffeehäusern, die Spione in den Salons, die Spione in den Spelunken, die große Schaar von galanten Damen und niedrig stehenden Freudenmädchen, welche Alle Herr d'Argenson besoldet, um gute Spionage zu haben, die Kupplerinnen, welche Rapporte abstatten müssen — endlich die regelrechten Besoldungen und zum Schluß die Pensionen — das Alles ist es, Monseigneur, welches die Einnahmen der Bank verschlingt und das Deficit zu Wege bringt — das ist es, was uns dem Ruin entgegenführt."

Der Regent hatte Law aufmerksam zugehört. Er war gefaßt und ruhig, ein Mal zur Kenntniß der Gefahr gelangt, vermochte dieselbe Philipp nicht mehr zu schrecken.

„Wie können wir helfen?" fragte er kurz.

„Ich wußte, daß Monseigneur diese Frage zunächst an mich richten würden, ich kann Ihnen schnelle Antwort darauf geben, weil ich vorbereitet bin: Wir müssen neues Leben in die schon ersterbende Bank bringen, ein großartiger, reizender Plan, den wir lange genug ruhen ließen, muß wieder aufgenommen werden. Wir gründen eine Bank, Monseigneur, welche die Actien für die Colonisirung der Länder des Mississippi ausgiebt — wir können nicht sagen, daß dieser Plan neu sei, aber wir nehmen ihn mit größerer Kraft wieder auf. Jene herrlichen Länder der Lousiana werden von Europa aus bevölkert, die neue Welt

bildet sich dort, die Massen begeistern sich für dieses Unternehmen leicht und schnell. Eine neue Circulation wird entstehen, die neue Compagnie wird der Mittelpunkt des französischen — des Welthandels sein und es ist leicht ihr die Monopole für Taback, für das Münzregal und noch vieles Andere zuzuwenden — Sie werden dann stets gefüllte Kassen haben, Monseigneur."

Law schwieg. Er sah, welchen Eindruck seine mit großer Begeisterung gesprochenen Worte auf den Regenten gemacht hatten.

„Aber Law," sagte der Herzog, „wir haben schon im vorigen Jahre diese Compagnie ins Leben gerufen, durch Edicte und Patente geschützt und nur eine geringe Betheiligung hat sich ergeben."

„Das ist erklärlich, Monseigneur. Noch sind die Beamten — die Verwalter der abgestorbenen Gesellschaften bei jenem ungeheuren Geschäfte betheiligt — noch leben diese Leute auf den Ansiedlungen und die ganze Sache ist in einem Prozesse der Fäulniß. Entziehen Sie den Verwaltern des Herrn Crozat, der nicht jene Spekulation zu verwerthen verstänb, alle Privilegien — übertragen Sie mir und meiner Bank alle diese Rechte — und wollen Sie dem Werke die Krone aufsetzen — dann vereinen Sie auch mit meiner Bank die Rechte und Privilegien nach China — nach Indien Handel treiben zu dürfen. Jenes Recht ist ebenfalls erstickt durch die Faulheit seiner Träger — ich werde es wieder beleben, über das Meer sollen unsre

Schiffe stolz dahinsegeln, um wieder für uns allein die Schätze zu gewinnen. Jeder, der sich an diesem Unternehmen betheiligt, wird den hundertfachen Gewinn für seine Einlagen erhalten und der Reichthum wird in Frankreich nicht mehr allein herrschen, denn die Armuth wird selten zu finden sein — diese neue, für das Wohl der Menschheit gegründete Bank wird sich die Bank von Indien nennen."

Der Regent war diesen Auslassungen mit leuchtendem Auge gefolgt — er sah bereits im Geiste die Schiffe zurückkehren mit den Erzeugnissen Indiens befrachtet, er sah die Geldströme fließen und Law's gewinnende Persönlichkeit umstrickte den Geist des Regenten wie die bunte Schlange ihren Raub umstrickt. Law selbst glaubte fest an das Gelingen — er täuschte den Regenten nicht absichtlich, ihm schwebte das Aufleben einer neuen Welt vor, welche ihre Geburt durch ungeheure Zahlungen an die alte verkaufen sollte.

„Ich bin mit diesem Vorschlage zufrieden," rief der Regent. „Arbeiten Sie Alles aus — die Edicte wird der König ertheilen und ich bin überzeugt, wir gehen einer glänzenden Zeit entgegen. Nur seien Sie nicht zu schnell, bleiben Sie vorsichtig, Law. Sie müssen den Boden bearbeiten."

„Ich werde die Geister aufregen, Monseigneur. Ich werde die Schilderungen der herrlichen Gegenden in reizenden Büchern verbreiten lassen — ich werde herrliche Bilder

von den lachenden Gründen, den stillen und ernsten Wäldern unter die staunende Menge bringen, Dichter und Maler sollen mir helfen, ehe ich zum Werke schreite und wenn jene alten Privilegien gestürzt sind — dann erscheint die Erlaubniß der Regierung zur Gründung der indischen Bank."

„Sie wissen, daß wir einen fortdauernden Kampf zu bestehen haben. Die Gebrüder Pâris haben eine Antibank gegründet — d'Argenson steht dahinter, ich weiß es."

„Diese Machination ist mir kein Geheimniß — die Bank der Pâris operirt offen gegen uns — ich werde sie stürzen."

„Sie sind ein muthiger Mann, Law," rief der Herzog. „Ich will Sie schützen, sei es gegen wen es wolle."

„Denken Sie daran, gnädiger Herr," sagte Law. „Es kann sein, daß ich in der nächsten Stunde Ihres Schutzes bedarf — und nun, da Sie meine Pläne kennen — beurlauben Sie mich für heute. Bis das königliche Edict erfolgt, welches die Bank von Indien schafft — halte ich die Bank von Frankreich."

„Aber es schwebt ein Krieg am Horizonte."

„Wir werden ihn führen. Der Glaube ist die Seele der Unternehmungen, welche ich betreibe und noch glaubt man an das Glück John Law's — die Welt ist gern bereit mit mir zu steigen. Leben Sie wohl für heute, gnädiger Herr — Sie haben einen Sieg über die Geldkalamität davongetragen."

Als der Regent allein in seinem Zimmer war, konnte er nicht umhin, über die wunderliche Theorie Law's den Kopf zu schütteln. Er blieb vor einem Globus stehen und fuhr mit dem Zeigefinger über die Stellen, wo die Ländereien lagen, welche der unruhige Geist Law's schon jetzt mit neuen Ansiedlungen bedeckt sah. Der Regent wußte, wie wenig Anklang im vergangenen Jahre dieses Project gefunden hatte — aber er vermochte nicht sich dem mächtigen Einfluß Law's zu entziehen. Law hatte genug geleistet, seitdem er in Frankreich war und er mußte als ein Retter gelten, dessen Genie die lüderliche Wirthschaft Ludwigs des Vierzehnten geendet hatte. Das schlechte Geschäft seiner Bank hatte Law nicht entmuthigt. Mit kurzen Worten hatte er dem Regenten die Gründe dargelegt. Die Massen der Geldgierigen waren die Ursache des schlechten Steigens. Der Regent trällerte leise vor sich hin ein Lied, als Ibagnet neue Gäste anmeldete. Dieses Mal verzog sich das Antlitz des Regenten zu einer gewissen Häßlichkeit. Er schien einen so heftigen Kampf in seinem Innern zu kämpfen, daß er mit den Augen die Schwere jenes inneren Streites ausdrücken mußte und sein schielendes Auge trat deshalb sehr hervor. Ibagnet hatte ihm drei Leute angemeldet, welche jene gute Laune des Regenten zerstören mußten, wären sie selbst nur stumm, ohne ein Wort zu sprechen in das Zimmer getreten. Diese drei Männer nannten sich: Blamont, de Mesmes und Lamoignon. Es waren die Präsidenten des Parlamentes, dieser Versammlung von „Scandal-

machern", wie sie von den Hofherren genannt wurde, welche die Schritte des Regenten controllirte. Daß die genannten Herren in keiner freundschaftlichen Absicht zum Regenten kamen, konnte sich dieser voraussagen. Allein das Parlament durfte mitsprechen und der Regent hatte ihm selbst dieses Recht wiedergegeben. Er mußte also die Präsidenten vorlassen. Alle Drei traten mit sehr ehrerbietigem Gruße ein. Blamont hielt die Spitze dieser kleinen Armee.

„Was steht zu Diensten, meine Herren?" fragte der Regent kurz. „Sie sehen, ich bin beschäftigt."

Er wies auf Daphnis und Chloe, welches interessante Werk den Präsidenten nicht bekannt sein mochte, denn sie würdigten es keines Blickes.

„Monseigneur," nahm Blamont das Wort. „Ich bin im Juni dieses Jahres in die Bastille gesteckt werden."

„Mit vollem Rechte, mein Herr. Sie haben das Volk gegen seinen Regenten aufgewiegelt — der auch im Namen des Königs befiehlt, Sie haben zu offner Widersetzlichkeit aufgefordert."

„Ich habe meine Pflicht gethan — weiter Nichts, Monseigneur. Denn ich halte es für Pflicht: das Volk vor einer verderblichen Maßregel zu warnen und eine solche war die Umprägung des Metallgeldes. Wir haben von unsrem Rechte Gebrauch gemacht und die Annahme jener Münzen verboten."

„Hat es Ihnen genutzt?" fragte der Regent höhnisch.

„Danach fragt Niemand, der seine Pflicht thun will."

„Pflicht! Pflicht!“ fuhr der Regent allmälig heftiger werdend fort. „Sie haben auch die Pflicht mir zu gehorchen — meine Pläne zu unterstützen. Ich will das Gute.“

„Mit dem Herrn Law und d'Argenson?“ fiel Blamont dreist ein.

„Mein Herr,“ schrie der Regent, dessen Gesichtsfarbe ins Blaue zu spielen begann. „Mein Herr, Sie werden unverschämt. Wer giebt Ihnen das Recht, meine Beamten zu kritisiren?“

„Ich könnte Euer Hoheit sehr leicht beweisen, daß ich ein Recht dazu habe — allein ich will es nicht auf Worte stellen — Sie werden vielleicht in ernster Zeit unsrer besser gedenken.“

„Was soll das heißen? eine Drohung? ein Hinweis auf die Mächte, welche sich mit Ihnen, meine Herren, verbunden haben? Ho! ho! ho! die edle Sippschaft im Schlosse von Sceaux — der Herr Herzog du Maine? Ich weiß, daß jene Herren Alles aufbieten, meine Gegner aufzustacheln, aber ich werde mit einem Schlage Alles in Ordnung bringen — Sie, mein Herr Präsident, sollten am Wenigsten von Pflichten — Rechten und dergleichen reden, denn Sie sind ein Feind der Regierung, der Sie ebensogut Treue geschworen haben als dem Parlamente.“

Blamont biß sich auf die Lippen.

„Es wäre wünschenswerth zu erfahren, wie Euer Hoheit zu dem Verdachte gekommen sind, daß wir, das Parla-

ment, in Verbindung mit der Gesellschaft von Sceaux stehen?" nahm de Mesmes das Wort.

„Ich gebe Ihnen eine Frage zurück, Herr de Mesmes," sagte der Regent. „Wie kommen Sie dazu, die Herren d'Argenson und Law zu verdächtigen?"

„Darauf habe ich gleich die Antwort, gnädiger Herr: d'Argenson und Law sind die Erfinder der ungeheuren Papierspeculation, der Zettelbanken und Zwangscourse, die unserm Staate ein ganz verändertes Aussehen gegeben haben, ein Aussehen, das nicht zu seinem Vortheile spricht. Ich will dem Herrn Law nicht in seinen Sprüngen folgen, aber der Handel mit Geld wird zum abscheulichen Betruge — ja, Monseigneur — ich wiederhole es: zum Betruge. Während Herr Law mit seinen Zetteln operirt, wird er selbst schon wieder durch eine Bank des Herrn d'Argenson ruinirt und dieser steckt bei der von Euer Hoheit im Juni erlassenen Verordnung eine große Summe Geldes in die Tasche. Er hat mit einem Schlage den Werth des Geldes von vierzig auf sechszig erhöht und da er sechszig Livres mit vierzig bezahlte, wanderten zwanzig in seinen Beutel — ah, Monseigneur, das ist Schwindel, das ist Betrug."

„Sie scheinen mit dergleichen Dingen trefflich Bescheid zu wissen, Herr de Mesmes," sagte der Regent mit boshaftem Lächeln. „Freilich, es ist das Ihre besondere Aufgabe — Sie sind zu Hause darin. Deshalb spielen Sie auch auf dem Schloßtheater des Herrn Herzog du Maine

in Sceaux so trefflich die Rollen des Scapins und des Scaramouche."

de Mesmes trat erschrocken zurück. Er erbleichte vor Beschämung und Furcht. Der Regent wußte um seine Besuche bei dem intriguanten Herzog — es entstand eine Pause.

„Weswegen kommen Sie denn eigentlich heute, meine Herren?" begann der Regent wieder.

Blamont, der den bleichen de Mesmes als außer Gefecht gesetzt betrachtete, ergriff das Wort. Er setzte sich „in Positur", wie man zu sagen pflegt, und begann mit erhobner Stimme:

„Monseigneur! es besteht eine Verfügung; in den Gesetzen, welche das Parlament als einen Theil der Regierung bestätigen, befindet sich ein verbrieftes Recht, welches uns ermöglicht, jedem Ausländer die Einmischung in die Verwaltung des Landes, in die Angelegenheiten der königlichen und Staatsgelder auf das Strengste zu untersagen. Wir werden von diesem uns zustehenden Rechte Gebrauch machen."

„Zu welchem Zwecke?" fragte der Regent, seine Hand auf den Tisch stemmend.

„Um Herrn Law sofort von der Stelle eines Verwalters der Bank von Frankreich zu entheben."

„Und woher datiren Sie Ihre Rechte dazu, meine Herren?"

„Von den Zeiten des Cardinals Mazarin her, Monseigneur. Als dieser Herr, ebenfalls ein Ausländer, ein

Italiener, sich in die Angelegenheiten der Staatsgelder mischte, wurde ihm bedeutet, daß ihm ein solches Gebahren theuer zu stehen kommen könne."

„Und was that der Cardinal darauf?"

„Er hörte nicht die strenge Mahnung. Er verwaltete fort und fort."

„Was geschah dann?"

„Dann regte sich die Fronde, Monseigneur," rief Blamont mit kraftvoller Stimme.

„Aha — Barricaden in Paris," lachte der Herzog. „Meine Truppen werden feuern — ich gebe Ihnen mein Wort darauf.".

„Monseigneur, wir wollen die sanften Mittel versuchen."

„Und Sie denken, ich würde auf eine solche Botschaft hin Law von seinem Posten entheben?"

„Wir hoffen es, denn es sollte uns leid thun, wenn wir ein blutiges Exempel statuiren müßten."

Der Regent blickte den Präsidenten an.

„Blut?" stieß er kurz heraus.

„Ja — Blut. Denn sobald wir jenen Antrag zum Beschluß erheben, befinden wir uns in offnem Kampfe mit der Regierung, und nach dem Gesetze, nach dem Rechte, welches dem Parlamente zusteht, können wir den Kopf des Ausländers verlangen, der es gewagt hat, sich in die Verwaltung der Gelder des französischen Volkes zu mischen."

Der Regent zitterte vor Unmuth, er sah Blamonts

hoch aufgerichtete Gestalt, die drohenden Blicke des kühnen Vertheidigers der parlamentarischen Rechte:

„Bringen Sie mir das Alles als einen Beschluß des Parlaments?“ fragte er.

„Nein, Monseigneur. Ich hatte schon die Ehre zu melden, daß es nur ein Antrag sei — wenn die Abstimmung erfolgt, wenn der Antrag angenommen ist, dann dürfte es zu spät sein, dann fällt der Kopf des Herrn Law, wenn er sich nicht durch schleunige Flucht vor dem Verderben rettet, es ist dann aber auch der Kampf zwischen dem Parlamente und Ihnen, Monseigneur, entbrannt — wir wollen ihn vermeiden.“

„Und bis zu welcher Zeit denken Sie den Antrag dem Parlamente vorzulegen?“ fragte kalt der Regent.

„Wir stehen jetzt im Anfange des Augustmonats — von heute ab gerechnet würden Sie zwanzig Tage Zeit haben, Monseigneur, um die Entlassung des Herrn Law vorbereiten und verfügen zu können. Am dreiundzwangzigsten August werden wir vor Ihnen wieder erscheinen und fragen: Monseigneur, wo sind die Bücher, die Berechnungen der Bank von Frankreich? Wir verlangen eine Rechnungslegung und Sie werden uns die Uebersicht der eingezogenen Scheine vorlegen, welche Ihr Bankdirector dem Volke abgenommen hat: Das ist zugleich die Vernichtung des Herrn Law.“

„Sie werden mich ebenso fest in der Weigerung finden wie heute,“ sagte der Regent entschlossen.

„Monseigneur," rief Blamont. „Treiben Sie die Sache nicht bis zum Aeußersten. Noch kann sich Alles friedlich gestalten — wir sind die Diener des Volkes, wir müssen Rechenschaft von Ihnen fordern."

„Sie würden diesen kühnen — diesen dreisten Schritt nicht wagen, meine Herren," rief plötzlich ausbrechend der Herzog, „wenn Sie nicht einen Rückhalt zu haben glaubten. Jene Clique in Sceaux stachelt Sie, der politische Horizont sieht umwölkt aus, Sie rechnen auf den Krieg mit Spanien — Sie meinen: daß die äußeren Verwicklungen Ihnen ein günstiges Mittel an die Hand geben, im Innern Ihr Ansehen geltend machen zu können."

„Ich spreche offen," sagte Blamont kühn. „Ja, Monseigneur, wir hoffen, die Verhältnisse werden sich so gestalten, daß wir, das Parlament von Paris, die einzige Stütze des Königs — der Regierung sein müssen."

„Sehen Sie, meine Herren," rief der Regent. „Ich habe Sie richtig beurtheilt. Ich danke Ihnen für dieses offne Geständniß und ich will es Ihnen mit gleicher Offenheit vergelten. Philipp von Orleans hat nie einen Hinterhalt gegen Leute benutzt und aus dem Verstecke auf sie gefeuert, wenn er im Kampfe mit ihnen lag. Sie bauen auf Spanien? sie denken, ich stehe mit meiner Regierung, mit meiner Politik einsam da? Sie irren. Spanien ist seit heute kein Gegenstand der Besorgniß mehr für Frankreich — hier sehen Sie dieses Schreiben? kennen Sie die Hand des Abbé Dubois? — Sie kennen diese Hand,

nun denn: dieser Brief enthält die Nachricht von dem Abschlusse der Quadrupel-Allianz zwischen Frankreich, England, dem deutschen Kaiser und Holland. Melden Sie Ihrem Genossen von Sceaux diese Nachricht und fügen Sie hinzu: der Herzog-Regent stehe nicht allein mehr da und wenn die Glieder seiner Familie, wenn die Söhne des Vaterlandes sich nicht scheuen, gegen den Verwalter des Staates mit den Feinden desselben Verträge zu schließen, so finde er noch außerhalb unsrer Grenzen Bundesgenossen, welche die Ehre und das Bestehen Frankreichs retten helfen."

Er wendete den Präsidenten den Rücken und schwieg. Die drei Männer waren sehr verlegen, diese Enthüllung machte ihren wohlberechneten Plan fast scheitern. Allerdings hatte das Parlament auf Spanien gerechnet, um den Schritt gegen die Regierung zu thun — das Bündniß machte einen gewaltigen Strich durch diese Rechnung. Blamont faßte sich schnell genug.

„Wir sind nicht gekommen, über politische Constellationen mit Euer Hoheit zu streiten. Wir legten einen Wunsch — eine Bitte an Ihr Herz — komme es wie es wolle. Auch Ihre Bundesgenossen sind Sterbliche — einigen Sie sich mit uns, ehe der Kampf beginnt."

„Sie hoffen auf das Waffenglück der Spanier? wohlan — es gelte den Kampf. Ich weigere Ihnen jeden Vergleich — ich erwarte den Beschluß des Parlaments."

„Dann haben wir Euer Hoheit Nichts weiter zu sagen,"

entgegnete Blamont sich tief verneigend und wir sehen Sie erst am Dreiundzwanzigsten dieses Monats wieder."

„Ich werde Sie erwarten, meine Herren," sagte der Regent mit fester Stimme. „Holen Sie sich den Kopf des Bankdirectors Law."

Die Präsidenten neigten sich stumm und verließen das Zimmer.

„Wer wird den Sieg behalten? das Geld — oder das Recht?" sagte Blamont, als sie die Treppe hinabstiegen.

Der Regent athmete tief auf. Er schellte.

„Ibagnet," rief er dem Diener zu. „Ist der Wagen bereit?"

„Wohl, Monseigneur."

„Ich komme sogleich."

Er blieb im Zimmer stehen.

„Ich habe die Verläumdung bekämpft, die Geldnoth und die Opposition — ich habe sie heute siegreich aus dem Felde geschlagen, welch' ein Kampf wird mir jetzt bevorstehen?"

„Der Wagen ist bereit," meldete Ibagnet.

Der Regent schritt ans dem Zimmer, zwischen die Pagen und Diener hindurch und stieg langsam die Treppe hinab und dann in seinen Wagen.

„Eh! Du bist hier, Artagnan?" sagte der Regent zu einem jungen Manne in der Uniform der Musketierofficiere, welcher an der Spitze eines Trupps von Reitern hielt.

„Ich habe von Herrn d'Argenson die Ordre erhalten, Euer Hoheit zu begleiten," antwortete der Officier.

„Ah so — er glaubt mich bedroht! gut Artagnan — geleite mich. Dein Vorfahr galt für den treuesten Diener König Ludwigs. Er war stets dem Könige zur Seite — ich denke, ich werde Deines Degens nicht bedürfen."

Er lehnte sich in den Wagen zurück.

„Nach La Muette!" rief er.

Der Wagen rollte davon. Die Musketiere folgten.

III.

Die Tochter des Regenten.

Marie Louise von Orleans, Herzogin von Berry, saß in dem kleinen, prächtig ausgestatteten indischen Zimmer des Schlosses La Muette. Dieses Zimmer hieß: das indische, weil es ganz und gar mit überseeischen Erzeugnissen ausgestattet war. Man sah hier eine Menge der prachtvollsten Webereien, welche als Tapeten und Portièren von den Wänden und an den Thüren herabhingen. Die Tische und Stühle bestanden aus kostbarem Rohrgeflechte, sie waren mit Decken und Polstern aus chinesischem Seidenzeuge gefertigt; hin und wieder zeigten sich auf Konsolen japanische Ungeheuer oder schöne Vasen voll künstlichen Blumen. Marie Louise, Herzogin von Berry, war Wittwe. Sie stand zur Zeit dieser Erzählung in der vollen Blüthe ihrer, ein wenig schwerfälligen Schönheit. Sie hatte eine schöne, majestätische Gestalt, einen prächtigen, stolzen Nacken, einen üppigen Busen, sprechende Augen, die nur durch einen frechen Blick unangenehm berührten, eine schön geformte Nase und einen sehr sinnlich gebildeten Mund. Sie würde vollkommen reizend trotz dieser Fehler gewesen sein, wenn

sich nicht hin und wieder auf ihrem sonst zarten Teint mehrere entstellende, rothe Flecken gezeigt hätten. Die Herzogin, deren mehr als freie Lebensweise die Scandalsüchtigen von Paris vollauf beschäftigte, stand, wie wir bereits angedeutet, sogar in dem Rufe, ihrem Vater, dem Regenten, mit mehr als kindlicher Zärtlichkeit anzuhängen. Die Beschäftigung der Herzogin in dem indischen Zimmer war zum Theil vorüber. Sie hatte gelesen — das Buch lag noch aufgeschlagen auf einem kleinen Tischchen. Sie würde jedoch, wenn sie selbst ihre Lection hätte fortsetzen wollen, nicht dessen fähig gewesen sein, denn gerade in der Mitte eines sehr interessanten Kapitels tönte von draußen die rauschende Musik eines militairischen Marsches. Pauken, Trompeten und Trommeln rasselten und schmetterten so gewaltig, daß die Fenster klirrten und einige der japanischen Ungeheuer ihre häßlichen Köpfe leise bewegten. Die Herzogin schob das Buch schnell bei Seite und erhob sich von ihrem Sitze.

„Ha — mein Regiment,“ rief sie. „Mein Regiment! Vienne, komm' schnell herein und sieh' den Vorbeimarsch.“

Das Fräulein von Vienne war eine der Hofdamen der Herzogin von Berry. Beide Damen traten an das Fenster und sahen sich den Vorbeimarsch einer Gardekompagnie an. Die Uniformen dieses Elitekorps strotzten von Gold und Silber. Die scharlachrothen, an den Aufschlägen und Nähten mit kostbarer Stickerei gezierten Uniformen blendeten das Auge. Die Mannschaften schritten stolz einher, ihre kraftvollen und eleganten Gestalten gewährten einen

schönen Anblick — es waren Edelleute aus den besten Häusern, welche diese Leibgarde der Lieblingstochter des Regenten bildeten. Jeder Mann trug eine mit rothem Sammet beschlagene Partisane, deren Eisen reich vergoldet war, in der Hand; die Degengriffe zeigten die werthvollsten Ausschmückungen durch edle Steine und an den Hüten funkelten Brillantagraffen. Voraus diesem Trupp marschirte der Kommandeur; ein langer, hagerer, aber gut gewachsener Mann, der seine sechs Fuß und vier Zoll maß, eine breite Brust und wohlgeformte Beine hatte, dessen nichtssagendes, blasses Antlitz aber durch die prachtvollen Zähne auffiel, welche er bei jeder Bewegung seines Mundes zeigte. Dieser Mann war der Chevalier von Riom. Er war zum Lieutenant der Garden Ihrer Hoheit der Herzogin ernannt und war der erklärte Günstling. Vor ihm hatte der Stallmeister la Haye diese Ehre genossen. Eines Tages aber kam die Herzogin, welche sonderbare Einfälle liebte — auf den sehr sonderbaren: eine Gardekompagnie haben zu wollen. Der Regent vermochte seiner Tochter Nichts abzuschlagen und die Garde ward in sehr kurzer Zeit geschaffen. Es gab arme und stellensüchtige Leute genug, welche sich nach dieser seltsamen Ehre drängten. Herr von Riom war ein Verwandter der Frau von Pons, der Kammerdiener der Herzogin, und da die Stelle des Lieutenants in der Compagnie noch unbesetzt war, bat Frau von Pons dieselbe sich für ihren Vetter aus. Riom kam, gefiel und erhielt die Stelle. Er wurde bald der Erwählte.

Von dieser Stunde an haßte ihn der Regent — und trug seinen Haß offen zur Schau, da er aber gegen seine Tochter Nichts auszurichten vermochte, blieb Riom Lieutenant — der Regent erreichte durch seine Anfeindungen nur, daß die Schandmäuler behaupteten: Philipp von Orleans sei eifersüchtig auf die Erfolge Riom's bei der Herzogin von Berry. Riom hatte außerdem noch eine große Empfehlung für sich: er war der Neffe des Grafen von Lauzun, jenes berühmten und berüchtigten Abenteurers aus den Zeiten des alten Hofes Ludwig's XIV. Lauzun hatte Alles: das höchste Glück, den Jammer des Sturzes, schreckliches Kerkerleben, Verbannung und Rückberufung durchgemacht. Er hatte die Prinzessin des Hauses, die grande Mademoiselle von Monpensier geheirathet, er war es, der ihr einst zu sagen wagte: „Tochter von Frankreich, ziehe mir die Stiefel aus." Und als Riom ihm mittheilte, wie hoch er in der Gunst der Herzogin von Berry stehe, sagte das alte, halbzahnlose Ungethüm, der Schatten einer verderbten Vergangenheit:

„Diese Prinzessin muß zuweilen von Dir strenge behandelt werden — die französischen Prinzessinnen wollen mit dem Stock in der Hand geführt sein."

Riom blieb bei der Herzogin — aber der Regent wußte um diese Unterhaltung Lauzun's mit dem Neffen — Philipp von Orleans knirschte — er beleidigte Riom — aber er wagte nicht, ihn von der Tochter zu reißen. Die Herzogin von Berry hatte ihrem Gardelieutenant einen Vorgesetzten gegeben: den Marquis de la Rochefoucault. Die Sache

mußte doch einen Namen haben. — Marie Louise war nun noch in einer Verlegenheit: sie konnte die Stelle des Fähndrichs nicht passend besetzen — seitdem die Pasquillanten über Riom's Verhältniß zur Herzogin hergefallen waren, wollte kein Edelmann die Stelle des Fähndrichs übernehmen und die im Korps Befindlichen mochten nicht avanciren. Die Herzogin von Berry sah deshalb mit Fräulein von Vienne auf ein Gardebataillon ohne Fähndrich herab. Als die Truppe im Hofe angelangt war, rangirte sie sich und Riom zog den Hut vor der am Fenster stehenden Herzogin. Er gab ein Zeichen: die Musiker bliesen einen glänzenden Tusch, der jedoch zum Aerger Riom's nur halb der Herzogin gelten konnte, denn soeben rollte der Wagen des Regenten in den Hof — die Gardisten mußten wohl oder übel vor der ersten Person nach dem Könige die Honneurs machen, und Riom kommandirte gleich darauf: „Links um", denn schon hatte ihn ein Wuthblick des aus dem Wagen steigenden Herzogs getroffen. Die Herzogin von Berry wurde durch die Ankunft ihres Vaters sehr freudig überrascht, sie trat schnell vom Fenster fort und ging dem Regenten entgegen, der trotz seiner beginnenden Körperfülle die Treppen ziemlich schnell hinauf geeilt war.

„Papa, Papa!" rief die Herzogin, sich an den Hals des Regenten werfend. „Wie schön, daß Sie kommen! Haben Sie meine Garden gesehen?"

„Allerdings, mein Kind," sagte der Regent, seinen Hut auf den Tisch werfend, die Handschuhe ausziehend, während

welcher Arbeit er einen Kuß auf die Stirn der Tochter drückte. Dann ließ er sich ein wenig keuchend nieder.

„Ich wußte es seit gestern Abend, daß Sie kommen würden. Herr von Simiane brachte mir die Nachricht. Ist es ein besonderer Grund, der Sie herführt?“

„Nein, mein Kind,“ sagte der Regent zögernd. „Ich wollte Dich nur sehen — es werden einige Tage vergehen — ehe ich wieder nach la Muette komme.“

„Oh — was ist denn geschehen? Was hält Sie ab?“

„Ach — das verzweifelte Parlament regt sich wieder.“

„Jagen Sie diese Bursche doch mit der Gerte hinaus, wie Ihr Onkel es einst gethan hat!“ rief die Herzogin mit höhnischem Gelächter.

„Um Gottes Willen, Kind, sprich so Etwas nicht laut aus,“ fiel der Regent schnell ein, indem er sich besorgt umsah. „Das Parlament ist eine Macht, die ich selbst anerkannt habe.“

„Thöricht genug.“

„Wie so denn? pah — keine Politik von Frauen. Du verstehst das nicht.“

„Ja wohl — nein — Sie haben Recht. Ich bin zu einfältig,“ fuhr die Herzogin erregter fort. „Ich kann nicht mit den Damen Chevreuse und Montpensier verglichen werden — ich bin ein Gänschen.“

„Nicht wieder exaltirt,“ beschwichtigte der Regent, die Hände seiner Tochter fassend. „Du bist eine reizende Person — ich wollte — —“

Er sah ihr in die Augen, seine Lippen bebten — er drückte die Hände der Herzogin.

„Ei nun?" sagte diese. „Was wollten Sie?"

„Nichts — Nichts — ich wollte Dich ganz glücklich wissen."

„Ich bin es freilich nicht," sagte die Herzogin, aufstehend.

Der Regent blickte aufmerksam die Gestalt der Tochter an — er seufzte leise und schüttelte wie in Sorgen das Haupt.

Marie Louise kreuzte die Arme, und halb von dem Regenten abgewendet, schaute sie mit einem frechen, fast cynischen Ausdrucke über ihre reizende Schulter hinweg den besorgten Herzog an.

„Sie finden mich auffällig? wie, mein Vater? Sagen Sie es dreist heraus."

Philipp von Orleans fuhr mit der Hand über seine Stirn.

„Nein — oh — nein —! Ich finde Nichts, meine Tochter — ich wollte nur — —"

„Aha, jetzt errathe ich, weshalb Sie gekommen sind. Sie wollten sich überzeugen — man hat Ihnen erzählt, daß es nicht mehr wohl zu bergen sei — oh — man irrt sich. Seitdem diese trefflichen Reifröcke wieder zu Ehren gekommen sind, kann man sich zeigen."

Sie rauschte durch das Zimmer und stieß dabei verschiedene Nippessachen mit den Fingern um; sie hatte noch keine andere Gelegenheit, ihren Zorn auslassen zu können.

Der Regent biß die Lippen zusammen.

„Ruhig — ruhig,“ sagte er, gezwungen lachend. „Es ist ja keine gewaltige Sache — ich fürchte nur —“

„Was?“

„Die Pamphletisten.“

„Sie fürchten sehr Vieles.“

Des Regenten Antlitz überflog eine Blässe des Zornes.

„Ja gewiß, Marie, ich fürchte Vieles,“ sagte er, vor sie hintretend. „Eine schwüle Luft — der Vorbote drohenden Gewitters, schwebt über unsern Häuptern. Ich kann diese Wolken nicht alle zerstreuen — es giebt ein Höheres, eine Gewalt, die nicht von den Spießen meiner Soldaten zertrümmert werden, nicht hinter Schloß und Riegel festgehalten werden kann.“

„Sie kommen ganz in Ihre Liebhaberei, in die Geisterseherei und in die Alchymie, zu welcher ja wohl auch Dämonen gebraucht werden.“

„Herzogin von Berry!“ rief zornig der Regent. „Du wirst diese Gewalten nicht fortspötteln. Sie dringen durch alle Thüren, durch die Mauern.“

Sein Ton war so feierlich, daß die Herzogin sich ein wenig erschrocken umsah.

„Nun und welche Gewalten meinen Sie denn?“ sagte sie.

„Die Federn, die Dinte, das Papier, die kleinen bleiernen Stifte, welche an ihren Spitzen die verteufelten Buchstaben tragen, die Druckerschwärze.“

„Ah — ich verstehe. Sie fürchten die Bücherschreiber?“

„Gewiß. Ist der Beginn mit Pamphleten aller Art nicht gemacht? Ueberschwemmt Holland uns nicht mit den schrecklichsten Dingen? Weißt Du, was ich heute gesehen, in der Hand gehabt, gelesen habe?"

Er näherte sich der Tochter — er brachte seinen Mund dicht an ihr Ohr und als scheue er sich, den furchtbaren Titel laut auszusprechen, flüsterte er ihn leise der Herzogin zu. Marie Louise blieb aber zum Erstaunen des Regenten ruhig und ließ sogar um ihre Lippen ein Lächeln spielen. Philipp von Orleans blickte die Tochter starr an. —

„Nun? und was will das sagen?" fragte Marie Louise mit der furchtbaren Ruhe der Schamlosigkeit. „Lieben Sie mich denn nicht? Lot und seine Töchter — ha! ha! ha! ich werde den Beweis aus der Bibel führen, Papa, daß dem Sünder nichts geschehen ist, was einer Strafe gleich sähe. Er ging — ich glaube, es ist so — in die Einsamkeit. Dahin können Sie auch gehen, wenn Ihnen das gemeine Geklatsch der holländischen Winkelschreiber so viel Schmerzen verursacht."

Der Regent that einen Ausruf des Schmerzes; diesem Cynismus war er, der Wüstling, der Erfinder der Roue's und der Orgien des Palais Royal selbst nicht gewachsen. Er preßte die Hand vor sein Gesicht.

„Aber die öffentliche Meinung? die Pamphletisten?" stammelte er.

„Woher plötzlich diese Weichheit?" fiel die Herzogin ein. „Diese Zeiten werden Sie nicht mehr ändern, Sie haben

dieselben schaffen helfen. Ueberall Sinnlichkeit, Vergnügen, Wuth der Spieler um diese höchsten irdischen Güter. Ueberall Wagniß für ein angebetetes Wesen. Weshalb wollen Sie diese Schaaren reizender Frauen verstoßen? weshalb Ihre tollen und ausgelassenen Genossen aus Ihrer Umgebung verbannen? wollen Sie fromm werden? ha! ha! ha! ich bitte Sie, mein Vater. Ah — wissen Sie wohl, daß man mich fromm machen will? und durch wen? durch Riom, meinen Erwählten. Riom hat außer mir noch ein zärtliches Verhältniß mit der Mouchy und diese ist fromm, ja, mein Vater, sie ist es. Sie will mich auf die Seite der Jesuiten ziehen — merken Sie wohl? Die Jesuiten sind ärgerlich über Sie, mein Papa, weil Sie ein Philosoph — ein Atheist sein sollen, und weil sie wissen, daß ich viel über meinen Papa vermag, hat man mich durchaus fromm haben wollen, ich soll dann auf Sie wirken, Riom auf mich, die Mouchy auf Riom — man will mir ein Quartier einräumen im Kloster von Saint Jacques, man sagt, ich müsse es haben, weil alle Fürstinnen es gehabt, Anna von Oesterreich — die Lavalliere — ha! ha! vielleicht mache ich noch Gebrauch davon; ha! ha! ha! wie würden Sie das finden: die Berry als Nonne oder Aebtissin — nun, Ihre andere Tochter, meine Schwester Louise Adelaide, die ist ja schon bestimmt, für ewig dem Kloster anzugehören — sie wird die Familie retten, ha! ha! ha! tolle Wirthschaft das."

Die Herzogin glich einer Irrsinnigen. Ihre sinnlichen Regungen und der Zorn über die Anmaßung der Menschen,

jene tadeln zu wollen, kämpften sichtlich in der Brust dieses Weibes. Der Regent, obwohl an ähnliche Scenen gewöhnt, schien dennoch betroffen.

„Vermeiden wir den Scandal, so lange wir können — oder," fuhr er, der Sache plötzlich eine andere Wendung gebend, fort, „schränken wir ihn auf das Palais Royal ein. Ich bin nun einmal der Sündenbock." Es lag ein fürchterliches Bekenntniß in diesem Scherz. „Aber die größte aller Sünden des Fleisches will ich doch nicht aussprechen lassen — und die Pamphletisten sind frech genug. Hat ein junger zwanzigjähriger Mensch, jener Arouet, nicht die Verse auf den König Ludwig XIV. gemacht? Dies freche Gedicht, welches der Verfasser: „Was ich sah", betitelt hat?"

„Und was geschah ihm?"

„Er wurde ein Jahr lang in die Bastille gesteckt."

„Und dann?"

„Dann habe ich ihn freigelassen."

„Sehen Sie, das ist der Fehler. Solche Menschen dürfen das Tageslicht nicht wiedersehen."

„Ich kann die Rechte eines Menschen nicht so mit Füßen treten."

„Dann wundern Sie sich nicht weiter über die Angriffe. Wissen Sie wohl, was dieser Herr Arouet zum Dank dafür jetzt treiben soll?"

„Nun?"

„Er schreibt im Schlosse von Sully eine Broschüre gegen Sie."

„Lasse ihm den Zeitvertreib,“ sagte lachend der Regent.

„Und wenn es nun wirklich ein Seitenstück zu dem Buche wäre, welches in Holland erschien?“ Der Regent zuckte zusammen. „Wenn dieser interessante Zustand, in welchem ich mich befinde, Veranlassung zu neuen — wie die Leute es nennen — Anklagen gegen Sie und mich gäbe? was wollten Sie dann thun, mein Vater?“

Der Regent ließ das Haupt sinken.

„Ich würde diesen Angriffen den Trotz, die dreiste Stirn entgegensetzen — ich würde es belachen. Vielleicht mit dem Gelächter der Verzweiflung,“ sagte er.

„Das ist das Beste — Bravo, mein Vater — Bravo. Oder Sie könnten Geld geben, wie? ein Paar erbärmliche Millionen aus Law's Zettelbank. — Wenn aber nun dieses Alles Nichts helfen würde — wenn man alle Ihre zärtlichen Neigungen für die Parabere, die Sabran, die Florence, die Usé, die Phalaris, die Demarets, die Sery billigte und nun zum Schlusse noch die furchtbare Verdammung ausgesprochen würde — wenn die Nonne Berry in diesem Buche gebrandmarkt würde — was geschähe dann von Ihrer Seite? Sie wollten lachen, ja! ja! richtig, Sie wollten lachen.“

„Wenn ich es könnte — ich will es dann versuchen — ich wüßte sonst kein Mittel.“

Die Herzogin blickte den Vater mit halbgeschlossenen Augen an. Sie hatte die Unterredung bis auf diesen Punkt kommen lassen.

„Ich weiß ein Mittel dagegen. Ein ganz treffliches, Alles auf ein Mal beruhigendes Mittel."

„Welches? rede — laß hören," sagte der Regent, wie nach einem Strohhalm greifend.

„Die Herzogin von Montpensier, die große Mademoiselle, hatte mit Ludwig XIV. einen harten Kampf zu kämpfen — sie liebte den Grafen Lauzun. Er heirathete sie — damit war Alles abgethan. Man schrie freilich anfangs ungeheuer, aber die Sache blieb dieselbe. Heirathen sind vortreffliche Mittel, sie sind Mäntel, aus sehr derben Stoffen gefertigt — wohlan denn, mein Vater, lassen Sie mich heirathen."

Der Regent blickte seine Tochter besorgt an — er fragte nur durch einen Blick.

„Der Mann, den ich mir auserwählt habe, wird nicht schlechter sein, als der Gatte der Montpensier es war, die Zungen werden schweigen, die Federn rühren sich nicht weiter, die höhnischen Blicke werden sich zu Boden senken, denn mein Gatte hat Alles auf sich genommen, was mir — Ihnen vielleicht auch, mein Vater — zur Last gelegt wurde. Es wird allerdings einige Menschen geben, die sich zu kritteln erlauben —"

„Ha — also die Wahl könnte doch bekrittelt werden?" rief der Regent.

„Gerade so wie die des Herrn von Lauzun einst bekrittelt wurde. Denn der Mann, den ich mir auserwählte, der meine Hand erhalten soll, ist ein Verwandter des Gra-

fen von Lauzun — mit einem Worte: es ist der Lieutenant meiner Garde, es ist der Chevalier von Riom."

Der Regent fuhr nicht in die Höhe — er that einen Sprung, der bei seiner Leibesbeschaffenheit fast komisch wirkte; allein die Herzogin war nicht geneigt, komische Eindrücke in sich aufzunehmen, sie schreckte zusammen.

„Wen — wen willst Du — wen hast Du Dir zum — oh — zum Gatten auserlesen?" stotterte er wieder, seine Stirne reibend, als sei er nicht im Stande, den Namen zu behalten. Von allen Menschen war Riom ihm der Unangenehmste, er konnte den Chevalier nicht in seiner Nähe leiden, und die offenen Zeichen der Ungunst gegen den erklärten Liebling seiner Tochter trugen dazu bei, den schrecklichen Verdacht zu erhöhen, der auf dem Verhältnisse des Regenten zur Herzogin von Berry ruhte. Die Welt erzählte sich: Riom werde aus Eifersucht bei Seite geschoben. „Wen — willst Du heirathen?" sagte der Regent noch ein Mal.

„Den Chevalier von Riom," lautete die Antwort wiederum.

„Unglückseliges Kind," klagte der Regent, der nicht mehr im Stande war, seinen Gefühlen Zwang anzuthun. „Du bringst die Fluth neuen Scandals über unser Haus."

„Sie fürchten wieder den Scandal — ich erinnere Sie an das, was ich vorher sagte, mein Vater."

„Es ist ein Unterschied," schrie der Herzog, dessen Gesichts- und Halsmuskeln anschwollen. „Es ist ein Unterschied. Ich bin ein Freund der tollen Vergnügungen, ein

Anhänger des freien Lebens — ja — ja, Alles richtig. Ich weiß, wie die Welt über Dinge urtheilt, welche sie wohl besonders deswegen verdammt, weil sie dieselben nicht genießen kann, aber ich suche die Gegenstände meiner Vergnügungen zu mir hinauf zu ziehen — ja, Madame, ich steige nicht zu ihnen hinab — ich lasse mich nicht von ihnen beherrschen. Oh —" rief er schmerzlich. „Es gab und giebt nur einen Gegenstand, der mich vollkommen beherrschte, dieser einzige bist Du — Du bist es, meine Tochter. Heut, in diesem Augenblicke fühle ich es, daß ich ein schwacher Vater war und bin, ich hätte Dich züchtigen sollen — dann stände es heut besser."

Die Herzogin von Berry war trotz aller Extravaganzen, trotz der Frivolität, welche ihr inne wohnte, mit einer gewissen empfindsamen Herzenssaite versehen, besaß sie auch nicht das große und gute Herz ihres Vaters. Sie sah den Schmerz in den Zügen des Vaters, sie konnte den innigen, wehmuthsvollen Ton des Regenten nicht ertragen.

„Mein Vater," rief sie, „wenn aber durch jene Heirath eine Ruhe über mich käme — wenn es mein Glück wäre?"

„Es ist eine Laune."

„Und wenn diese Laune mich glücklich macht."

„Sie wird verfliegen wie alle Launen."

„Nein — nein!" schrie die Herzogin, mit Thränen in den Augen. „Oh — Sie wollen nicht den Chevalier, weil Sie sich vor den Pariser Schandschreibern fürchten."

Der Herzog richtete sich auf.

„Fürchten? niemals. Ich habe die du Maine's nicht gefürchtet — ich brachte in mein Kabinet die schlimmsten meiner Feinde. Leute, welche mich hinrichten lassen wollten, machte ich zu meinen Räthen, der Mann, der von mir gesagt hatte: „Wenn er den Cäsar spielen will — werde ich Brutus sein", der Mann ist heut mein Finanzminister — und ich sollte einige Schreiber fürchten?"

„Wohlan — so gewähren Sie mir die Erlaubniß zur Heirath mit Riom."

„Ich gewähre sie nicht, weil mein Gefühl sich gegen diesen Mann empört. Sein Gesicht ist mir zuwider — sein Wesen ist herrisch, er wagt es, über Dich zu gebieten."

Die Augen der Herzogin füllten sich mit Thränen. Marie Louise hatte, wie alle excentrischen Persönlichkeiten, leicht erregbares Gefühl der Wehmuth, sie konnte oft hintereinander weinen, hier besonders, denn sie sah in der Weigerung des Vaters einen Beweis von dessen Liebe.

„Ich fühle, daß es Ihnen schwer werden muß, Ihrer Liebe zu mir dieses Opfer zu bringen," sagte sie, des Regenten Hand ergreifend.

„Ja — ja — das ist es," fiel der Regent schnell ein. „Marie! Marie! — ich habe Dich von den Stunden der Geburt an gehütet, geliebt. Als Du hoffnungslos an der schrecklichen Krankheit des Scharlachfiebers darniederlagst, nahm ich Dich, das kleine von der Wuth des Fiebers geschüttelte Kind in meine Arme, trug Dich in mein Zimmer — ich pflegte Dich, ich stellte eine besondere Kur an, die

ich von Niemandem gelernt hatte — die mir vorschwebte, die ich mir — ich weiß nicht woher — ausgesonnen, ich rettete Dich. Wir sind vereint geblieben, je mehr ich mich von Deiner Mutter zurückzog, zurückziehen mußte, denn sie ist meine Feindin, desto inniger schlossen wir uns an einander. Du warst und bist nicht nur meine Tochter, Du bist meine Freundin — mit Dir vereint habe ich die Tage der Sorge — der Freude durchlebt und nun — nun sollst Du mir entrissen werden — durch ihn, durch jenen Menschen, der aus dem Staube hervorgegangen, durch eine jener Persönlichkeiten, von welchen Frau von Sabran behauptet: Der Schöpfer habe sie aus dem übrig gebliebenen Kothe geformt, den er nach der Bildung des Weltalls noch vorgefunden; nein — ich kann diese Heirath nicht zugeben, Marie — ich weiß, daß man auf der Wanderung durch das Leben oft an einen faulen See gelangt, an ein schmutziges Wasser — man muß oder will aus Nothwendigkeit oder Laune dieses Gewässer durchschiffen — man hüte sich aber, in diese Wellen zu sinken."

„Sie haben also nur eine Persönlichkeit gegen Riom?"

„Er raubt Dich mir — und er ist seiner Beute nicht werth."

„Wie? Sie fürchten also nicht mehr die Stimmen der klaffenden Meute? Sie werden sehen, wie man über unser Verhältniß auf's Neue urtheilt."

„Ich werde das Mittel anwenden, welches ich vorhin erwähnte: Gleichgültigkeit."

„Sie halten sich für stärker, als Sie es sind, mein Vater — vielleicht auch halten Sie die Geschichte für allzu wichtig. Diese, meine Sache, hat möglicher Weise gar nicht die Ehre, vor den Richterstuhl jener Herren Pamphletisten gezogen zu werden. Meine Person ist nicht mehr bedeutend genug.“

„Deine Person? die meine? oh, sie treten zurück,“ rief der Regent. „Aber noch heute giebt es Leute, die auf uns Beide hoffen. Wenn Du Dich frei machst, kannst Du jene Verehrung wieder erlangen, welche Du einst, vor wenig Jahren, genossen. Marie, hast Du keine Blicke mehr für Dieses dort?“

Er eilte zur Thüre, riß sie hastig auf und deutete nach einem Bilde, welches der Thür gegenüber an der Wand des anstoßenden Zimmers hing. Es war ein wunderschöner Kupferstich aus dem Jahre 1716. Er stellte den in tiefen Sorgen auf einem Stuhle sitzenden Regenten dar. Vor ihm sah man ein schönes Mädchen. Die Figur dieses Mädchens war in reiche Draperieen eines mit Hermelin besetzten Gewandes gehüllt, das Haupt mit Lorbeern bekränzt. Das Gesicht zeigte den Ausdruck inniger Zärtlichkeit für den Regenten, die Augen waren halb zu ihm, halb zum Himmel gewendet, von welchem sie Segen herabzuflehen schienen. Auf den ersten Blick erkannte man in dieser Gestalt die Herzogin von Berry wieder, obwohl sie bei der Anfertigung des Kupferstiches noch ein Mädchen gewesen war. Die Idee des Künstlers war: dem Gedanken,

welcher damals alle Franzosen begeisterte, Ausdruck zu geben, damals hielt man Marie Louise für den Genius Frankreichs. Sie stand als solcher ihrem Vater zur Seite. Die Auffassung des Verhältnisses zwischen Vater uud Tochter hatte sich seitdem stark geändert. Die Feinde des Regenten sorgten für neue Gerüchte, und der ruhige Bürger hielt diese für einen Ausfluß der Thaten des Regenten, eines Mannes, der jene Orgien und Feste geschaffen hatte, von deren Programmen sich die Leute Dinge erzählten, die nur flüsternd von Munde zu Munde gehen konnten. Marie Louise heftete auf das Bild einen wehmüthigen Blick.

„Diese Zeiten liegen hinter uns," sagte sie, die Hand nach dem Bilde ausstreckend. „Es ist vorüber mit den Träumen jener Tage. Genius von Frankreich? ha! ha! ha!" lachte sie fast wild. „Er hat sich in die Wolken geschwungen, und hier ist Nichts zurückgeblieben als die Herzogin von Berry mit den rothen Flecken im Gesichte — die Geliebte ihres Gardelieutenants, die Person, deren Name mit dem ihres Vaters zugleich genannt wird — Sie wissen, weshalb, mein Vater — geben Sie mir Riom zum Gatten."

Der Regent holte tief Athem, als wollte er sich zum letzten, entscheidenden Schritte vorbereiten, wie ein Läufer, der dicht vor dem Ziele noch ein Mal seine ganze Kraft zusammen nimmt.

„Nein, Marie Louise," sagte er fest. „Herr von Riom wird Deine Hand nicht erhalten."

Die Herzogin faßte krampfhaft die Lehne eines ihr zunächst stehenden Sessels.

„Nun denn, Herr Herzog Regent,“ sagte sie mit bebender Stimme. „Haben Sie die Güte, mir zu sagen: Wer Vater zu dem Kinde sein soll, welches ich unter meinem Herzen trage.“

Der Regent stand sprachlos ihr gegenüber — er griff mit der Hand in der Luft herum — eine tiefe Pause, man hörte deutlich das gleichmäßige, klappernde Geräusch, welches das Nicken der japanischen Ungeheuer verursachte. Philipp von Orleans schien in tiefes Nachdenken verloren. Plötzlich hob er den Kopf — seine Stimme zitterte nicht, als er die Worte sprach:

„Heirathen Sie den Chevalier von Riom, Frau Herzogin.“

Er machte eine Bewegung zum Gehen.

„Mein Vater,“ rief die Berry überwältigt, „gehen Sie nicht so von mir.“

Der Regent strich mit zitternder Hand über die Wange der geliebten Tochter — er blieb stehen.

„Und was —“ begann er wieder. „Was wird Deine Mutter sagen?“

Bei diesen Worten verzog sich das Antlitz der Herzogin zu einem düsteren, unheimlichen Lächeln.

„Meine Mutter? ich werde diese Dame nicht einmal fragen. Ich hasse sie — ja, mein Vater — ich hasse sie, weil ich weiß, daß sie Ihre Feindin ist.“

Der Regent wurde wieder heiter, diese unverhehlte Zuneigung der Tochter erfreute ihn —

„Du wirst mir bleiben, auch wenn Riom Dein Gatte sein — oder werden sollte?"

„Haben Sie daran zweifeln können?" rief die Herzogin, seine Hand küssend.

„Oh — ich hoffe noch," sagte der Regent, dessen Launen bei dem ihm angebornen leichten Sinne schnell wie der Blitz wechselten. „Ich hoffe, wir bleiben einander — aber — wenn die Mutter auch zu entbehren wäre — was wird die Großmama — meine Mutter Elisabeth Charlotte sagen."

Bei Erwähnung dieser Persönlichkeit wurde selbst die Herzogin unruhig. Die Mutter des Regenten, die Pfalzbairische Prinzessin, war eine der gefürchtetsten Erscheinungen am Hofe. Schon zur Zeit Ludwig XIV. hatte Jedermann diese prächtige, deutsche Frau, welche die Laune des Geschicks mitten unter die entarteten Höflinge geschleudert hatte, nie ohne Scheu und Respect betrachtet. — Die Herzogin Wittwe hatte selbst die Frau von Maintenon durch ihr unerschrockenes und ehrenhaftes Wesen in Furcht gesetzt.

„Die Großmama — hm," sagte die Herzogin von Berry. „Das ist freilich ein schwerer Stein — wird sie nicht Ihren Befehlen, mein Vater, sich fügen? Sie sind der Regent."

„Ich liebe meine Mutter," sagte Philipp. „Sie hat Kopf und Herz auf dem rechten Flecke. Sie ist eine Feindin der Mißheirathen. Ich habe das an mir erfahren. Als ich die Hand meiner Gattin, Deiner Mutter, ange-

nommen hatte, als ich der Herzogin Wittwe diese Nachricht hinterbrachte, äußerte sie ihren Zorn in ächt deutscher Weise, denn die Antwort auf meinen Heirathsbericht war eine ungeheure Ohrfeige, weil ich die Bastardtochter meines Onkels ehelichte. Welch' ein Schlag — diese Ohrfeige schallte durch ganz Versailles, bis nach Paris hin vernahm man sie. Und was wird diese gefürchtete Frau sagen, wenn ich ihr die Nachricht bringe: meine Tochter heirathet den Chevalier von Riom."

„Die Herzogin Wittwe ist ja vom Hofe eigentlich ganz entfernt. Sie lebt einsam in Saint Cloud. Selten läßt sie sich hier oder in Paris sehen."

„Ja wohl — aber sie gleicht den Felsen aus Eis, die auf hohen Bergen, vom Nebel verschleiert, ruhen und sich dann plötzlich ablösen, um donnernd, als Lawinen in das Thal zu rollen. Sie würde kein Mittel zur Beschimpfung Rioms scheuen, damit diese unselige Ehe unmöglich werde."

„Ich will Ihnen Etwas versprechen, mein Vater," sagte die Herzogin. „Ich will mit der Schließung dieser Heirath noch warten und — wenn ich sie schließe, soll es heimlich geschehen — ich stehe dann für Alles."

Der Regent blickte heiter. Diese Scheu vor seiner Mutter, welche die Herzogin an den Tag legte, gab ihm Muth, er hoffte den Widerstand seiner Tochter zu brechen.

„Aber nun," fuhr die Herzogin, den Ton ihrer Stimme schnell wechselnd, heiter fort, „nun lassen wir die ernsten Dinge. Ich gebe Ihnen, mein Vater, Etwas nach

— Sie müssen mich dafür belohnen, mir eine Bitte gewähren."

Der Regent zog ein wenig die Stirn in Falten. Er fürchtete eine neue Tollheit.

„Was ist es?" sagte er.

„Sehen Sie, ich besitze eine Garde. Der Kommandeur, der Lieutenant, die Mannschaften sind da — aber mir fehlt der Fähndrich. Diese Stelle ist noch zu besetzen. Befehlen Sie einem recht guten Edelmanne, mein Fähndrich zu werden."

Der Regent schüttelte das Haupt. Er wußte, daß diese Ernennung ihre Schwierigkeiten hatte. Wie wir wissen, wollte kein Edelmann die Stelle des Fähndrichs annehmen.

„Es wird sich nicht thun lassen," sagte Philipp.

„Wie? Sie vermögen nicht einen Befehl zu ertheilen, der Edelleute in die Garde Ihrer Tochter bringt?"

„Nein. Ich kann hier nicht befehlen. In Paris findet sich Niemand, seitdem auch über Deine Garden die Witzlinge hergefallen sind."

„Nun, dann suchen wir außerhalb Paris Jemanden."

„Hm — ich möchte Dir gern gefällig sein," sagte der Regent, die Tochter mit dem liebenden Blicke eines schwachen Vaters betrachtend. „Aber ich weiß nicht, woher ich einen Mann nehmen soll. Es darf keine schlechte Familie sein."

„Nein, gewiß nicht."

„Wenn es sich thun ließe — so etwa, daß man einen armen, braven Edelmann fände, dem man Aussicht auf Carrière bieten könnte."

„Ja wohl — aber schön, recht schön müßte er auch sein — ein Mann, der meine Fahne trägt, ist sicherlich nur dann des Diploms würdig, wenn er eine Gestalt wie die Paladine der Tafelrunde besitzt — und alt darf er gar nicht sein. Ein junger, schöner Mann.“

Die Herzogin war von der herrischen, frivolen Frau fast zum Kinde zurückgesprungen. Ihre Ausdrucksweise war so naiv, daß ein Unbefangener geglaubt haben würde, sie betrachte einen Gardefähndrich in aller Unschuld wie eine Puppe.

„Hast Du das Lexikon unseres Adels hier?“ fragte nach einigem Sinnen der Regent.

„Gewiß — in meiner Handbibliothek steht es.“

Sie brachte das prachtvoll eingebundene Buch des Claude Fauchet herbei. Der Regent begann die Register des Adels durchzusehen, die Stammbäume zu prüfen.

„Ich suche hier in der Provinz herum —“ sagte er. Die Aydie's, die Alincourts, die Autremonts — Alles Nichts — von denen wird Keiner kommen. Sie sind auch reich genug. Die Bellefonds, die Betisy's, die Baatz's — ebenfalls Nichts. —“ Er blätterte weiter. „Buchstab C. — hm, die Coudray's — sehr stolze Leute! die Coaflins, zu prätentiös. Sie würden eine Plage sein — sie stecken auch gar zu tief in Schulden — die Courtaumer's — hm — das ist eine Familie von gutem Namen, ich weiß, daß sie schon unter der vorigen Regierung, um die Mitte etwa, von Hof und Hauptstadt fortzogen. Sie sind verarmt, sie

wurden damals nicht geachtet, weil sie keinen Aufwand machen konnten — Courtaumer! Courtaumer — das könnte sich machen."

„Nun, denn halten Sie diesen Namen fest, ich nehme diesen Fähndrich als ein Geschenk von Ihnen an," sagte sie lachend.

„Ich werde einen besonderen Agenten absenden —" sagte der Herzog schnell und mit einem sonderbaren Blicke. „Laß noch ein Mal sehen, wo ist das Stammgut gelegen — ah, im Orleanais — zwischen Guergeau und Sully."

„Sully," sagte die Herzogin. „Das Schloß der Bethune's, dort ist es, wo sich einer der gesuchten Federhelden aufhält, jener Arouet, den Sie aus der Bastille entlassen haben — wir werden den Mann für meine Garde dort finden — oh, das ist lustig."

„Ich kann es noch nicht wissen, Närrchen," sagte der Regent. „Vielleicht haben die Courtaumer's gar keine jüngeren Söhne — ich werde es versuchen."

Er küßte die Tochter und verließ an ihrem Arme das Zimmer.

„Noch Eins, mein Vater," sagte sie. „Wenn Sie den rechten Mann finden, und wenn er arm ist, dann sorgen Sie für eine glänzende Ausstattung. Herr Law hat Geld im Ueberfluß, es wird auf einige Tausend Bankactien mehr oder weniger nicht ankommen."

„Gewiß nicht," sagte der Regent mit leisem Seufzer. „Die Bank ist unermeßlich reich."

„Das ist schön. Ich habe für morgen ohnehin zehntausend Livres zu erheben. Law muß sie mir baar auszahlen lassen, ich kündige die Scheine.“

Der Regent antwortete nicht mehr. Er grüßte noch einmal und eilte die Treppe hinab zu seinem Wagen.

„Wenn es mir gelänge, einen Edelmann zu finden, der diesen Riom ausstechen könnte, ich wollte ihn in Gold fassen. Ich kann gegen Alles siegreich sein, nur nicht gegen dieses schöne — geliebte — schreckliche Kind,“ sagte leise der Regent, während sein Wagen gegen die Stadt zurollte.

IV.

Der Besuch bei dem kleinen Könige.

Philipp von Orleans verweilte nicht lange in seinem Zimmer. Er hatte noch eine kurze Unterredung mit Herrn von la Brillière und Leblanc, dann ließ er sich in seiner Sänfte in die Tuilerien tragen. Er ging gerades Weges in die Zimmer, welche der kleine König Ludwig der Fünfzehnte bewohnte, bis zu dessen Volljährigkeit der Regent die Zügel der Regierung führte. Bei seinem Eintritte fand er den kleinen acht Jahr alten König mitten im Gemache stehen und von dieser Stelle aus sich im Schießen mit einer Armbrust üben. Er hatte an die Thür des Zimmers eine Scheibe aufgehängt und trieb die Bolzen mit ziemlichem Geschick in die Ringe des Zieles. In seiner Umgebung war Niemand, der ihn bewachte oder der die sehr schön gearbeitete Thür vor den Bolzen des königlichen Schützen gerettet hätte und so kam es denn, daß das Holz an den verschiedensten Stellen bedeutend verletzt war. Sobald der König den eintretenden Regenten gewahrte, warf er seine Armbrust bei Seite und war mit zwei Sprüngen bei Philipp von Orleans.

„Willkommen, mein Onkel," rief er, seine kleine wunderschöne Hand dem Regenten reichend.

„Sire," sagte Orleans, sich vor dem kleinen Knaben tief verneigend. „Ich darf mich wohl erdreisten zu fragen: Ob die Armbrust auch so gearbeitet ist, daß sie Euer Majestät nicht verletzen kann."

„Oh, ich habe schon seit mehreren Tagen damit geschossen. Sehen Sie nur dorthin, Onkel — ich treffe sehr gut."

„Allerdings, Majestät, aber ich bemerke doch, daß Sie zuweilen nebenbei schießen — es wäre vielleicht gut, wenn Sie sich einen passenderen Hintergrund zum Fangen der Bolzen wählten, als diese schön gearbeiteten Flügelthüren sind."

Ludwig verzog das Gesicht.

„Wenn die Thüren dort zerschossen sind, so macht man neue," sagte er kurz.

„Sehr richtig, Sire," sagte der Regent sich verneigend. „Aber wenn man Dinge schonen kann, die eigentlich doch nicht zur Zerstörung durch Armbrustbolzen geschaffen worden sind, so ist es immer besser. Diese Thüren dort kosteten viel Geld, Sir."

„Geld? Geld? oh — ich dächte doch, was Geld anbetrifft, das kann bei mir, dem Könige, gar nicht in Betracht kommen. Könige haben immer Geld — sehr viel, viel Geld. Ein König kann nie um Geld in Verlegenheit sein."

Der Regent machte große Augen und stieß einen tiefen

Seufzer aus. Er dachte in diesem Augenblicke an die Verlegenheiten und an das Deficit der Bank von Frankreich.

„Gebe der Himmel, Sire, daß Sie immer so sprechen können," erwiderte er. „Aber ich würde doch rathen, die Thür aus andern Gründen zu schonen."

„Welche wären das? geben Sie Ihre Ansichten zum Besten," entschied der kleine König mit einer Miene und Gebehrde, die selbst bei einem Manne majestätisch genannt werden konnte.

„Sehen Sie nicht, Sire," sagte der Regent zur zerschossenen Thür tretend, „daß hier in den Mittelschildern der Füllung ein Wappen mit den Lilien und mit der Krone darüber angebracht ist? Um dieses Wappen läuft ein Namenszug. Es ist ein L mit der Zahl XIV verschlungen. Diese Verzierungen hat Ihr erlauchter Urgroßvater König Ludwig der Vierzehnte anbringen lassen und Sie werden doch nicht diese Erinnerungen zerstören wollen. Sie haben dieselben durch Ihre Bolzen stark verletzt."

Der König war ebenfalls zur Thür getreten. Er betastete die schadhaften Stellen.

„Ja — ja. Sie haben Recht, mein Onkel," sagte er. „Ich habe auch ungeschickt gezielt."

„Der beste Schütze kann sein Ziel verfehlen — an jedem anderen Orte hat das Nichts zu sagen, aber Sie müssen nie auf Ihre Krone schießen."

„Ich werde den Schaden ausbessern lassen."

„Haben Sie denn Geld, Sire?"

„Das muß man mir liefern. Meine Börse ist leer, das ist wahr, allein Villeroi, der wird Rath schaffen. Er muß zahlen."

„Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, Sire — so möchte ich wohl sagen: daß vorgestern Ihre Börse noch sehr gefüllt war, Sire. Wo haben Sie all diese Louisd'ors gelassen?"

„Einige habe ich an die Armen gegeben, einige habe ich für meine Hunde verwendet, um ihnen neue, silberne Halsbänder machen zu lassen, einige sind vom Tische gefallen, als ich mit ihnen spielte."

„So? und wo bleiben diese Louisd'ors, welche vom Tische fielen?"

„Die haben Germain und der dicke Laporte aufgenommen."

Germain und Laporte waren zwei Lakaien des Königs.

„Was thaten die beiden Herren denn mit den aufgehobenen Goldstücken?" setzte der Regent sein Verhör fort.

„Ei nun, sie behielten das Gold für sich. Ich schenkte es ihnen."

„Wie? Sie schenkten sogleich den Dienern die Goldstücke?"

„Allerdings. Ich bin das so gewöhnt. Als ich noch meine gute Frau von Vantadour zur Gouvernante hatte, fiel mir einmal ein Louisd'or aus der Hand. Ich wollte ihn wieder aufheben, aber Vantadour sagte: Sire, Alles, was den Händen eines Königs entfällt, gehört ihm nicht mehr."

„Sie nahm das Goldstück und schenkte es einem Lakaien. Seit jener Zeit mache ich es auch immer so, wenn mir ein Goldstück durch die Finger gleitet.“

„Herrliche Erziehung,“ murmelte der Regent. „Wenn er so viel Talent zum Regieren hat, als er zum Geldausgeben zu haben scheint, dann wird er der größte Monarch Europa's werden.“

Nach einer kleinen Pause sagte der Regent:

„Sire, Sie würden wohl thun, in Zukunft recht sorgfältig darauf zu achten, daß Ihnen keine Goldstücke aus den Fingern auf den Boden gleiten. Gold ist schwer zu erwerben — auch für die Könige.“

„So? ich hörte neulich aber doch hier erzählen, daß man jetzt im Augenblicke sehr viel Geld haben könne und daß es leicht sei, welches zu schaffen. Es soll gar nicht nöthig sein, immer Geld in der Börse zu haben. Der Monsieur Law zahlt Alles in Papieren aus und ein König, wie ich es bin, kann sich so viel Papiergeld machen als er will. Die Leute müssen das Alles annehmen.“

Der Regent staunte. Selbst bis zu dem kleinen Könige war die Kunde der neuen Art des Geldmachens gekommen. Der Regent gab dieser seltsamen Unterhaltung eine Wendung.

„Ich habe dafür gesorgt,“ sagte er, „daß Majestät einige Abwechselung in Ihren Spielen erhalten. Ich habe Ihnen Etwas mitgebracht.“

Der König klatschte in die Hände und sprang erfreut umher.

„Geschwind zeigen Sie, Onkel," rief er lustig. „Es ist gewiß etwas sehr Schönes. Zeigen Sie es."

Der Regent nahm aus seiner tiefen Rocktasche eine Schachtel, stellte sie auf den Tisch und öffnete sie langsam, indem er sich an der Neugierde des schönen königlichen Kindes weidete. Als er den Deckel abgenommen hatte, stieß der kleine König einen Ruf der Freude und Ueberraschung aus. In der Schachtel lagen zwei glänzend gekleidete Figuren.

„Was ist das?" fragte er die Hand ausstreckend.

„Sie werden es gleich sehen, Sire. Einen Augenblick Geduld," sagte der Regent, die Figuren sorgfältig auspackend.

Er brachte eine kleine Treppe aus der Schachtel hervor und stellte sie auf, dann setzte er die Figuren auf die oberste Stufe derselben. Beide Figürchen waren an ihren Armen verbunden. Sie standen einige Sekunden auf der oberen Stufe der kleinen Treppe ruhig, plötzlich fingen sie an sich zu bewegen und eine über die andere hinwegspringend, hüpften sie von selber die Treppenstufen hinab und noch einige Zoll weit den Tisch entlang. Diese Bewegung wurde durch Quecksilber hervorgebracht, welches im Innern der hohlen Körper befindlich durch sein Rollen und sein Gewicht die leichten Figürchen in eine hüpfende Bewegung versetzte.

„Ah — das ist reizend — das ist herrlich," rief der König, bei welchem nun das Kind vollständig zur Geltung kam. „Das muß ich sogleich nachmachen."

Er setzte sich an den Tisch und ließ die kleinen Figuren eifrig die Treppe hinabspazieren, der Regent hatte dem Könige gegenüber Platz genommen. Er beobachtete mit wohlgefälligem Lächeln das spielende Kind. Seine Hand hatte er auf den Knopf seines Stockes gelegt und sein Kinn ruhte auf demselben. In dieser Stellung und ganz im Anschauen Ludwigs versunken bemerkte er nicht, daß hinter ihm, in die halboffne Thür, an welcher die Scheibe hing, ein Mann getreten war, der mit finsteren Blicken die Gruppe betrachtete. Dieser Mann war hoch und kraftvoll gewachsen, hatte einnehmende Gesichtszüge, trug die Uniform eines Marschalls von Frankreich und den königlichen Hausorden. Er schien sich absichtlich sehr ruhig zu verhalten und trat sogar ein wenig hinter den geschlossenen Thürflügel, um, nur den Kopf vorstreckend, lauschen zu können. Der kleine König hatte unterdessen wohl zehn bis zwölf Mal seine Figuren die Treppe hinunterlaufen lassen. Im kindlichen Eifer war sein schönes Gesicht geröthet, er schrie jedes Mal laut auf, wenn die Figürchen einen Sprung thaten und war bald auf dem Sitze des Stuhles, bald neben demselben. Er hatte sich aber ebenso in sein Spiel vertieft, als der Regent sich in den Anblick des Knaben und dessen Geschäftigkeit verloren hatte. Plötzlich machte der kleine König eine Pause.

„Eh!“ rief er. „Von all dem Schreien und Kommandiren ist mir die Kehle ganz trocken geworden. Ich muß sie anfeuchten.“

Er hüpfte zu einem kleinen Gueridon, auf welchem verschiedene Spielsachen, auch eine große Bonbonnière standen, welche Letztere er hastig öffnete.

„Oh weh, das ist fatal,“ rief er betrübt. „Ich hielt mich für reicher mit Bonbons versehen, als ich es wirklich bin. Die Bobonnière ist leer.“

„Diesem Uebel kann abgeholfen werden, Sire,“ sagte der Regent. „Sie wissen, ich bin stets eingerichtet darauf, alle Ihre Wünsche erfüllen zu können.“

Er zog bei diesen Worten eine zierliche, aus Schildplatt gefertigte und in Gold gefaßte Bonbonnière hervor, welche äußerst feines und leckeres Confect enthielt.

„Hier, mein König, nehmen Sie,“ fuhr er fort. „Diese gefüllten Bonbons empfehle ich besonders.“

Er wies auf einige Stücke, welche unter ihrer harten Hülle von Zucker eine liquorartige Flüssigkeit bargen. Der König nahm einen dieser Bonbons aus der Schachtel und wollte ihn zum Munde führen, als plötzlich und mit heftiger Bewegung der Mann in das Zimmer trat, welcher schon seit einiger Zeit im anstoßenden Gemache gelauscht hatte.

„Sire,“ rief er, „Sie dürfen kein Confect genießen.“

Der Regent wendete sich betroffen um.

„Herr Marschall Villeroy,“ sagte er aufstehend.

Villeroy verneigte sich tief vor dem Herzog-Regenten, so tief, daß seine Gesichtszüge dadurch unsichtbar wurden. Der König, welcher zwar neugierig und trotzig genug war, gehorchte dennoch dem Rufe Villeroy's und legte mit einigem Widerstreben den Bonbon auf die Tischplatte nieder.

„Wie?" fragte der Regent, einen eigenthümlichen Blick dem Marschall zusendend. „Weshalb dürfen Seine Majestät diese kleine Erfrischung nicht genießen?"

„Monseigneur," entgegnete der Marschall. „Als Gouverneur Seiner Majestät habe ich, von Ihnen selbst sogar, die strengsten Ordres erhalten, über des Königs Diät genau zu wachen. Es scheint mir nicht gut und vortheilhaft, daß Seine Majestät zu dieser Zeit des Tages sich den Magen durch Süßigkeiten überladen."

Der König lachte.

„Ueberladen? durch einen kleinen Bonbon von der Größe einer Büchsenkugel überladen?" fragte der Regent, seine Augen nicht von dem Marschall wendend.

Villeroy ward sichtlich verlegen, die Augen des Regenten hatten einen furchtbar fragenden Ausdruck angenommen, der durch das Schielen, welches bei heftiger Gemüthsbewegung des Regenten sich leicht einstellte, noch mehr gehoben wurde.

„Monseigneur — wenn Sie befehlen — dann —" stammelte der Marschall, „dann mögen Seine Majestät — —"

„Oh nein, mein Herr Marschall," entgegnete der Regent. „Ich will durchaus nicht, daß Seine Majestät den

Befehlen seines Gouverneurs entgegen handeln — durchaus nicht, daß der Magen des Königs überladen werde durch Süßigkeiten."

Er sprach die letzten Worte mit einer fast dumpfen Stimme, welche in ein heiseres Lachen überzugehen schien. Villeroy erbleichte, er war durch und durch Höfling, der Regent eine allmächtige Person und der gewandte Marschall sah wohl ein, daß er einen herben Fehler begangen hatte; noch war er freilich im Zweifel, ob der Regent wirklich eine Ahnung davon hatte, daß der Marschall dem Könige den Bonbon vorenthielt, weil Villeroy den schrecklichen Verdacht theilte, den die Broschüre, welche d'Argenson noch am Morgen dem Regenten überreicht hatte, zu nähren suchte. Villeroy blieb nicht lange im Zweifel. Des Regenten gutmüthiges Antlitz war vollständig verzerrt, er sagte mit schneidendem Tone, jedes Wort scharf betonend:

„Sie haben von Ihrem Standpunkte aus Ihre Pflicht gethan, mein Herr Marschall. Die Gesundheit Seiner Majestät muß Jedem von uns über Alles gehen und oft genug kommen Diätfehler fast einer Vergiftung gleich. Sorgen Sie nur dafür, daß Jeder Ihre Befehle respectire, auch der Herr Herzog du Maine, der sicherlich Ihnen, mein Herr Marschall, die größte Sorgfalt für den König anempfohlen hat."

Er ergriff den Bonbon und dem Marschall einen neuen, fürchterlichen Blick zuschleudernd, steckte er sich die Confitüre

in den Mund. Villeroy zitterte unwillkürlich trotz seiner Körperstärke.

„Oh — es ist ein treffliches, erquickendes Stücklein. Geschadet würde es dem Könige nicht haben — indessen muß die Diätregel befolgt werden, dann aber, Herr Marschall, sehe ich nur nicht ein, weshalb Sie dort — jene Bonbonnière dulden, welche doch ganz gewiß gefüllt war und deren Inhalt zur Verfügung des Königs stand."

Er wies auf die Schachtel, deren Leere der König noch vor wenig Minuten bedauert hatte.

„Jene Bonbonnière?" sagte Villeroy, „oh — ich weiß in der That nicht, wie sie zur Verfügung Seiner Majestät gestellt wurde."

„Aber, Herr Marschall," rief jetzt der kleine König in naseweisem Uebermuthe. „Wie können Sie denn so lügen? Sie waren ja dabei, als Frau von Boufflers mir die Bonbonnière überreichte. Ich habe die Schachtel seit gestern leer gegessen."

Es entstand eine tiefe, peinliche Pause, welche der Marschall durch verlegenes Lächeln zu decken suchte. Der Regent warf ihm einen verächtlichen Blick zu, die Achsel zuckend legte er die Hand auf des König Arm.

„Sire," sagte er. „Das war nicht fein von Euer Majestät. Sie müssen den Herrn Marschall immer respectiren und niemals so harte Worte aussprechen. Der Herr Marschall ist Ihr Freund, Ihr Gouverneur — und ein großer General."

Diese letzte Phrase durchzitterte der Ton des Spottes. Villeroy hatte sich nur durch verlorene Schlachten einen Namen gemacht und lebte im Munde des Volkes in Spottliedern. Zum Glück für ihn trat in diesem Augenblicke ein Deus ex machina in der Gestalt des Leibarztes Chirac ins Zimmer.

„Ah — da kommt der Herr Doctor," sagte der Regent. „Ich werde mich bei Euer Majestät beurlauben," setzte er hinzu. „Heut Abend noch hoffe ich Euer Majestät begrüßen zu können — Chirac, ich empfehle Ihnen die größte Sorgfalt in Betreff der Diät Seiner Majestät," fuhr er lachend fort. „Adieu, mein gnädigster Herr."

Er nahm die Hand des Königs und wollte sie küssen, aber der kleine Ludwig sprang an seinen Hals und drückte einen herzhaften Kuß auf den Mund des Regenten.

„Auf Wiedersehen, meine Herren — auf Wiedersehen."

Er ging mit tiefer Verbeugung vor dem Könige, rückwärts schreitend aus dem Zimmer.

„Diese Schurken bürden mir jede Scheußlichkeit auf," murmelte er. „Es ist richtig. Sie behaupten, ich bringe dem Könige Gift im Confecte bei."

Ein Schauer der Entrüstung lief über den Körper des Regenten.

„Sehen Sie, Doctor — sehen Sie mein Spielzeug," rief der König, als der Regent das Zimmer verlassen hatte, Chirac freudig zu.

„Ich werde Ihnen die kleinen Kerle tanzen lassen."

Er setzte eifrig und heftig die kleinen Männchen in Bewegung, nahm sich jedoch bei seiner Beschäftigung so wenig in Acht, daß die Figuren unter lautem Aufschreien des Königs vom Tische fielen und in Folge dieses Sturzes zerbrachen.

„Oh weh — nun ist mein reizendes Spielzeug verdorben," klagte Ludwig, sich bückend.

Der Marschall hatte ebenfalls einen Versuch gemacht, die Figuren aufzuheben, ebenso Chirac. Bei dieser Gelegenheit bemerkten sie, daß der Arm eines Männchens abgelöst war und daß aus diesem Bruche eine helle, silberartige Substanz lief, welche glitzernd ein Stückchen des Fußbodens bedeckte.

„Ah — sehen Sie, meine Herren — was ist das?" rief der König, neugierig mit den Fingern auf die Substanz deutend.

Villeroy blickte auf den Doctor.

„Bringen Sie das nicht an Ihre Hände, Sire," sagte Chirac. „Es ist Quecksilber."

„Ein Gift?" sagte Villeroy schnell und scheinbar besorgt.

„Es ist mindestens nicht vortheilhaft, wenn Seine Majestät mit den Figürchen oder mit dem Inhalte spielen," entgegnete der Arzt.

„So wollen wir die Sachen einstweilen bei Seite stellen," sagte Villeroy. „Es ist ein gefährliches Spielzeug, welches Seine Hoheit Ihrer Majestät gebracht haben."

Der König war unwillig, da er aber schon ein Mal

sich gegen den Marschall vergangen hatte, ließ er diesen gewähren. Chirac plauderte noch einige Minuten mit dem Könige, dann empfahl er sich. Während Ludwig in einem Bilderbuche blätterte, hatte Villeroy ein Stück Papier und eine Feder ergriffen. Er fegte sorgfältig die Quecksilberkügelchen mit der Fahne der Feder auf das Papier.

„Was machen Sie da, Marschall?" fragte der König.

„Ich will das Gift sorgfältig entfernen, Sire, und es später für die Reparatur des Spielzeuges verwenden."

„Das ist gut. Die Figürchen sind allerliebst."

Villeroy hatte das Quecksilber vollständig aufgefegt. Er trug es hinaus und barg es, in seinem Zimmer angekommen, sorgfältig in einer Schublade seines Schreibtisches. Er schwieg — aber ein seltsames Lächeln spielte um seine Lippen. — —

V.

Vor dem Souper.

Voll Zorn und Entrüstung, unwillig über die Erfahrungen, welch er innerhalb weniger Stunden gemacht hatte, begab sich der Regent in das Palais Royal zurück. Er fand hier bereits eine Anzahl von Personen vor, welche seiner harrten. Philipp von Orleans besaß neben seinen großen Talenten auch das nicht minder bedeutende: sich in jede Lage finden zu können, welche die gesellschaftliche Form erheischte. Er war die Liebenswürdigkeit in Person. Niemand sah ihm die üble Laune an, er verkehrte mit Bittstellern und den Vertretern der verschiedenartigsten Geschäftszweige seines Hofpersonales und seiner Regierung so unbefangen, als hätte er im Laufe des Vormittages nur die erfreulichsten Eindrücke gewonnen. Als aber der Letzte dieser Leute verabschiedet war, fühlte der Regent seine Ermattung. Er befahl, daß man ihn ungestört lasse. Einige Zeit blieb er ganz allein — die Thüren seiner Zimmer waren fest verschlossen, auch sein Mittagsmahl theilte heute keiner der sonst willkommenen Gäste. Der Regent speiste ohne Gesellschaft und als er seine Mahlzeit beendet hatte,

ging er wieder in das große achteckige Gemach. Hier konnte man vom Garten des Palais aus erblicken, wie er am Schreibtische saß, um die Menge der eingelaufenen Briefe zu beantworten; er schrieb hastig und anhaltend, er las, indem er seine blöden Augen durch eine Lorgnette unterstützte. Allmälig kam der Abend heran. Eine Glocke tönte aus dem Zimmer des Regenten. Ibagnet trat zu dem Gebieter.

„Ist Herr von Leblanc noch im Vorzimmer?" fragte er.

„Er ist seit fünf Stunden dort und wartet, ob Euer Hoheit noch Befehle für ihn haben."

„Es thut mir leid, daß er so viel Zeit geopfert hat. Bitte ihn hereinzukommen."

Leblanc erschien. Es war ein feingebauter, eleganter Mann von gefälligen Manieren, mit einem intelligenten Gesichte und einer Stimme begabt, welche sogleich für ihn einnahm, wenn er seinen Mund zum Sprechen öffnete.

„Ich bedaure, Dich so lange nutzlos aufgehalten zu haben," sagte der Regent. „Ich hätte früher mit Dir reden können, aber ich vertiefte mich in die Arbeit. Dubois erwartet Nachrichten von mir, die keinen Aufschub dulden. Du weißt es."

„Ich bin nur für Eure Hoheit da," antwortete Leblanc, der dem Regenten sehr ergeben war.

„Ich muß Dir einen Wunsch, eine lebhafte Bitte vortragen, Leblanc. Du bist sehr bewandert in den Registern

unsres Adels, Du kennst die Verhältnisse der meisten Familien. Ist Dir die Familie der Courtaumer's bekannt?"

„Wie sollte ich sie nicht kennen, Monseigneur. Es sind gute Leute, aber sehr herabgekommen. Sie vermochten sich am alten Hofe nicht zu halten."

„Richtig. Ich habe mich nicht geirrt. Wie viel Sprossen hat die Familie jetzt?"

„Sie steht auf dem Punkte zu erlöschen, wenn Armand von Courtaumer durch den Tod abgerufen werden sollte. Er ist der einzige und letzte Sprößling der Familie. Sein Vater, der alte Marquis von Courtaumer, zeugte diesen Sohn in zweiter Ehe. Die beiden Herren von Courtaumer leben auf ihrem Stammsitze in Orleans. Das alte, halbverfallene Stammschloß liegt nicht weit von dem Städtchen Sully. Dort leben sie wie Einsiedler oder Jäger."

Der Regent dachte ein wenig nach.

„Ob diese Leute gar keinen Ehrgeiz mehr besitzen?"

Leblanc zuckte die Achseln.

„Monseigneur, das weiß ich nicht, wie es sich damit verhält. Meine Erfahrungen reichen nicht aus. Ich weiß nur durch Fayon, der ja eine lebende Chronik des ehemaligen Hofes war, daß der alte Courtaumer sich schwer über die Zurücksetzungen gekränkt fühlte, welche er erdulden mußte, als es mit seinem Vermögen auf die Neige ging."

„Ah — solche Leute muß man rehabilitiren. Ich mache gern früher begangene Fehler gut. Ich will versuchen, das

am Sohne zu vergelten, was man an dem Vater gesündigt hat."

Leblanc richtete seine klugen Augen auf den Regenten.

„Und in welcher Weise wollen Hoheit diese Vergeltung eintreten lassen?" fragte er.

Der Regent zögerte mit der Antwort. Er sagte sich, daß er im Begriff stehe, einen neuen Beweis der großen Schwäche seiner Lieblingstochter gegenüber zu geben. Er fürchtete Niemanden, wenn er sich zuweilen auch vor gewissen Leuten schämte, aber Leblanc vermochte stets ihm zu imponiren. Er kramte ein wenig in den Papieren herum, als suche er Zeit zu gewinnen, eine Form für den Anfang zu finden.

„Es ist mir sehr viel daran gelegen, brave Leute heranzuziehen," begann er endlich, „welche durch ihren Stand, ihren Namen und durch ihre Gesinnung Manchem, den ich nicht schätze, das Gegengewicht halten können. Die Herzogin von Berry hat bei ihrer Garde noch die Stelle eines Fähndrichs offen — ich bin von ihr dringend gebeten worden, diese Stelle durch einen guten Edelmann zu besetzen. Du weißt, daß die Herren in Paris nicht gern bereit sind, in das Gardebataillon der Herzogin einzutreten — die Angriffe der Pasquillanten haben das hervorgerufen. Ich hoffe, ein Edelmann aus der Provinz werde nicht so schwierig sein und ich möchte den Courtaumer's eine Aussicht auf Carrière eröffnen, indem ich den jungen Mann zur Stellung des Gardefähndrichs berufe."

Er hielt inne und sah Leblanc fragend an. Der Secretair verzog keine Miene, sondern sagte mit eisiger Ruhe:

„Ich fürchte, Sie werden eine abschlägliche Antwort erhalten, Monseigneur. Die Courtaumer's haben einen großen Stolz.“

„Aber sie sind arm. Es wäre doch ihr großer Vortheil, wenn sie neben einer Stellung gute Einkünfte beziehen könnten.“

„Und was befehlen Euer Hoheit, das geschehen soll?“

„Ich wünschte, daß dem jungen Courtaumer der Antrag gestellt würde — offen gestanden: ich hoffe, daß er ein willkommner Mann für die Herzogin sein werde,“ fuhr er leichtfertig lachend fort, „daß er jenen Riom ausstechen kann, den ich hasse.“

Leblanc zog die Stirn in Falten.

„Und wen haben Sie bestimmt, dieses neue Opfer aufzusuchen?“ fragte er.

Der Regent zögerte wieder.

„Ich baute auf Deine Freundschaft für mich,“ erwiderte er leise.

Leblanc fuhr empor.

„Auf mich, Monseigneur? — verzeihen Sie, aber Sie haben sich dieses Mal geirrt. Schicken Sie mich in das Parlament, um den wüthenden Herren dort in scharfer Weise gegenüberzutreten — senden Sie mich nach Spanien, wo Ihren Abgesandten Gift und Dolch drohen, aber verschonen Sie den Mann, der das Secretariat des Königs

unter sich hat, mit Aufträgen, welche sich für die Fillon oder für Frau von Tencin besser eignen."

Er verneigte sich leicht, als er diese Worte sprach.

„Fillon — Tencin," lachte der Regent. „Keine üble Zusammenstellung. Ich kann also keinen Mann für meine Mission finden. Ich empfinde es schwer, daß Dubois noch in London ist."

„Der Herr Abbé ist freilich bewanderter in solchen Dingen. Er steht sich auch gut mit den beiden Damen."

„Nimm Dich in Acht — Du rüttelst an der Standesehre des Geistlichen," rief der Regent aufs Neue lachend.

Die Fillon war Inhaberin eines der berüchtigsten Häuser in Paris und Frau von Tencin, die Geliebte d'Argenson's, hatte in sehr vertrauten Verhältnissen zu Dubois gestanden.

Leblanc schien sich jedoch nicht zu fürchten.

„Ich möchte Ihnen wohl helfen," sagte er. „Wie wäre es, wenn Sie Herrn von Averne beauftragten. Er ist Ihnen in doppelter Hinsicht verbunden, und da er gerade in Paris anwesend — —"

„Du bist boshaft, Leblanc," sagte der Regent.

Es war bekannt, daß Frau von Averne die Zuneigung des Regenten besaß und daß diese Neigung ihrem Manne die Stelle des Cabinetscouriers verschaffte.

„Herr von Averne erscheint mir als ein guter Agent in dieser Sache. Ich habe sonst ohne jede Beziehung gesprochen," sagte Leblanc.

„Ja — ja — er ist geschickt, ich werde ihn brauchen können," entschied der Regent. „Sende ihn sogleich zu mir. Er soll seine Instructionen empfangen."

Leblanc war schon längst aus dem Zimmer, als Philipp von Orleans noch in demselben verweilte. Er hatte Ibagnet zu sich gerufen, der ihm beim Umkleiden half. Die Dunkelheit war hereingebrochen, der Regent hatte sich eigenhändig die dicken Wachskerzen angezündet, trat vor den Spiegel und begann seine Toilette. Ibagnet sprach kein Wort während des Umkleidens.

„Ich gehe heut Abend noch aus," sagte der Regent.

„Zu Befehl, Monseigneur."

„Du möchtest wohl wissen, wohin?"

„Ich bin nicht neugierig. Sie wissen das, Monseigneur. Auch wäre es überflüssig, forschen zu wollen, wohin Sie gehen."

„Wie so, Ibagnet?"

„Weil alle Welt weiß, in welchen Kreisen Sie sich zur Nachtzeit bewegen."

Der Regent lachte hell auf.

„So sehr interessirt man sich für mich?"

„Wie Sie es nennen wollen, gnädiger Herr, ist einerlei, aber ich sage Ihnen, daß die Bürger von Paris über Ihre Abendunterhaltungen empört sind und daß sie wünschen, die Herren vom Parlament möchten Ihnen ordentlich Eins auswischen, damit Sie endlich ein Mal zur Besinnung kämen."

Der Regent lachte noch viel lauter auf.

„Die Bürger von Paris werden sich wundern. Sie hassen mich also?“

„Oh, da irren Sie sich gewaltig, gnädigster Herr. Man läßt Ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren. Man sagt, daß Sie ein Herr von dem besten Holze geschnitzt sind, daß Sie ein großer Staatsmann, ein guter Mensch seien — es ist erstaunlich — sagen die Leute — wie ungeheuer der Herr Herzog arbeitet und es kann Niemand begreifen, woher Sie die Kraft nehmen, den ganzen Tag über zu arbeiten, die vielen Hunderte von Menschen zu empfangen, die schwersten Geschäfte zu ordnen, Krieg und Frieden zu entscheiden, mit Herrn Law zu rechnen wie ein Kaufmann rechnet — mit Ihren Kindern und dem kleinen Könige zu spielen — und dann noch, wenn die Nacht gekommen ist — —“

„Nun? sprichs nur aus.“

„Wenn die Nacht gekommen ist,“ fuhr Ibagnet fort. „In solchen Kreisen sich zu amüsiren, wie die sind, welche Sie stets besuchen.“

„Was sind es denn für Kreise?“ fragte neugierig der Regent.

„Ach, foppen Sie mich nicht, gnädiger Herr,“ rief Ibagnet erzürnt.

„Nein — nein, Ibagnet — Du sollst es mir sagen. Wenn man eine Beschuldigung ausspricht, so muß man doch wissen, um was es sich handelt.“

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich Alles recht gut weiß. Ich brauche übrigens nur die Damen zu nennen, welche an Ihren Soiréen Theil nehmen, dann weiß Jedermann genug.“

„Aber, Ibagnet,“ lachte wieder der Regent, „Du bist ungalant und doch allzustreng in Deinem Urtheile. Weißt Du was? es wäre recht gut, wenn Du mich ein Mal während unsrer Soupers bedienen wolltest. Es würde Dir gefallen.“

„Gewiß nicht.“

„Du könntest außerdem doch mit eignen Augen sehen, was daselbst vorgeht. Wenn ich wieder hier im Palais ein Souper gebe, dann sollst Du dabei sein.“

„Ich danke.“

„Willst Du nicht hier mit bei der Parthie sein, so begleite mich, wenn ich außerhalb meines Hauses ein kleines Gelage feiere. Heut zum Beispiel — heut giebt Nocé in seinem Hause das Souper — komm mit mir, wir gehen dahin — ich will Dich einführen.“

Ibagnet trat einen Schritt zurück und sah den Herzog fest an.

„Sie werden sich ruiniren, gnädiger Herr,“ sagte er ernst. „Denn jedes Mal, wenn der Doctor Chirac zu Ihnen beschieden wird, ruft er aus: „Herr Gott, haben Sie keinen Schlaganfall gehabt?“ Sie müssen wissen, ob Sie das verantworten können — mich aber werden Sie nicht dazu bewegen können, Sie zu begleiten. Ich gehe nur bis

zur Thür des Zimmers mit, in welchem Sie, Monseigneur, Ihr Gelage feiern. Dort endet mein Dienst — denn ich gehe nicht mit so schlechter Gesellschaft um."

Der Regent schwieg nach dieser Bemerkung, aber gleich darauf klopfte er Ibagnet auf die Schulter und sagte gemüthlich:

„Du hast Recht, Alter — bleibe Du von uns. Du bist besser als wir Alle zusammen."

Den Dank, welchen Ibagnet für dieses Compliment aussprechen wollte, konnte er nicht mehr anbringen, denn es erschienen drei Herren im Zimmer des Regenten. Der Eine war der Herzog von Brancas, ein liebenswürdiger, eleganter Mann, dabei einer der bekanntesten Wüstlinge von Paris, der Zweite war der Marquis von Canillac, Capitain der Musketiere. Man hätte diesem noch jungen Cavaliere weder die zügellose Lebensweise noch den bissigen scharfen Charakter angesehen, die alle seine Vergnügungen und seine Unterhaltungen begleiteten. Das Gesicht Canillac's zeigte eine engelgleiche Sanftmuth und der Ausdruck desselben schwankte zwischen Wohlwollen und Heiterkeit. Der dritte Herr war ganz der Gegensatz zu den beiden Genossen. Dieser, der Herzog von Broglie, war ein Musterbild von Häßlichkeit. Er genoß den Ruf, einer der lüderlichsten Menschen, ein Spieler, Schuldenmacher und Händelsucher zu sein. Während des Tages traf man ihn stets in der schlechtesten Gesellschaft, Abends dagegen suchte er die Kreise der noblen Wüstlinge, der Roué's des Regenten, auf, und seine ausge-

lassensten Scherze, seine frivolen Lieder hatten ihm unter den Gästen der Orgien eine Berühmtheit erworben.

„Ah — da sind meine Geräderten*)," rief der Herzog ihnen zu. „Ihr seht, ich bin schon bereit. Wir wollen doch heute den Wirth unsres Gelages in Verlegenheit setzen. Wie? ich hoffe, Ihr bringt Alle viel Durst, viel Appetit und recht ausgelassene Reden mit."

„Es soll an uns nicht fehlen," rief Broglie. „Nocé wird mit den Freunden zufrieden sein."

„Ibagnet," sagte der Regent. „Ich beurlaube mich. Vorwärts, Messieurs. Die Zeit ist kostbar." — — —

*) Roué's.

VI.

Die Geschichte der Frau von Phalaris.

Die vier Genossen gingen, der Regent in ihrer Mitte, über den Platz des Palais d'Orleans und verloren sich in das Gewirre von Straßen, welches sich bis zur Seine hinzog. Ueber die Brücke der Insel schreitend, gelangten sie in die Straße petit Musc, diese führte gerade zur Straße Saint Antoine, und hier, an der Ecke, machten sie endlich Halt.

„Wir müssen sehen," sagte der Regent, „ob Alles bis zum Hause Nocé's frei ist, denn ich weiß, daß die neugierigen Pariser fortwährend umherspioniren, ob sie mich nicht auf verbotenen Wegen ertappen. Geh' voran, Canillac, Du bist Soldat und mußt die Avantgarde bilden."

Canillac nahm seinen Degen unter den Arm und schritt die Straße Saint Antoine hinab, in der Richtung, wo die Straße gegen die Bastille zuführte. Nicht weit von dem Graben, der die Stadt und die düstern Mauern des furchtbaren Staatsgefängnisses von einander schied, stand das Kloster der Filles Sainte Marie. Einige Häuser, welche vor diesem heiligen Ort lagen, waren mit kleinen oder grö-

ßeren Gärten versehen. Das Haus, zu dessen gastlicher Pforte die vier Herren pilgerten, wurde durch eine Mauer von der Straße geschieden. Canillac sah Niemanden, als einen Nachtwächter. Er horchte noch kurze Zeit, dann schritt er wieder bis zur Straße petit Muse zurück und sagte den Harrenden:

„Es ist ganz sicher, gnädiger Herr — wir können eintreten."

„Canillac," erwiderte der Regent, „gewöhne Dir doch den gnädigen Herrn ab — ich bitte Dich recht sehr darum. Wir wollen hier Nichts einander voraus haben."

Sie setzten sich in Marsch und waren bald vor dem Hause mit der Mauer angekommen. Eine schwere Glocke ward gezogen. Die Thür öffnete sich und die Herren traten in den Vorgarten, von dort aus in ein Vestibule, wo zwei Diener ihnen die Hüte und Roquelaure's abnahmen. In dem Vestibule herrschte noch ein angenehmes Dämmerlicht, es wurde jedoch schnell durch den hellsten Kerzenglanz verändert, der aus einem, dicht am Gange gelegenen Zimmer strahlte, dessen Thür Nocé, der Wirth des einsamen Hauses, öffnete. Nocé war ein hochgewachsener Mann mit braunem, lederartigen Gesichte. Er hatte das, was man ein „böses Mundwerk" zu nennen pflegt. Der Regent bezeigte ihm eine große Zuneigung, denn Nocé war mit ihm zusammen aufgewachsen und aufgezogen. Er befand sich stets in der Begleitung des Regenten, wenn dieser auf Abenteuer ausging. Die Ceremonie des Empfanges seiner

Gäste kürzte Nocé bedeutend ab, denn der Regent hatte jede Art der Förmlichkeit streng verboten. Die Herren schritten durch einen sehr eleganten Vorsaal in das Gesellschaftszimmer. Hier empfing sie ein ungeheurer Jubel. Die Gesellschaft war zahlreich und es zeigten sich schon die ersten Spuren einer angehenden, mehr als heiteren Soirée, die sich durch halbgeleerte Flaschen, umgeworfene Gläser, mit Wein begossene Tischtücher und Aehnliches andeuteten. Die Gesellschaft bestand aus Herren und Damen. Die Herren, welche hier bereits der kommenden Amüsements harrten, waren der Marquis von Brissac, der Graf von Coislin, Herr von Coré und der Marquis de Ravannes, dessen Vorfahr beinahe unter Richelieu den Kopf durch Henkershand verloren hätte. Die Damen waren Frau Herzogin von Parabère, damals die erklärte Geliebte des Regenten, eine kleine, aber sehr graziös gewachsene Dame. Der Regent nannte sie „den kleinen Raben". Die Frau von Averne, welche wir schon nennen hörten, war eine reizende Persönlichkeit, zu dem schönsten Gesichtchen, welches eine Fülle feiner, blonder Haare umspielte, kamen eine prächtige Taille und ein blendend weißer Teint. Frau von Averne hatte außerdem den Zauber einer sanften Stimme, welche der leichte Dialect des Provencalischen noch erhöhete. Frau von Sabran war eine bildschöne Frau. Sie stand schon seit ihrer frühesten Jugend in dem Rufe der Galanterie, ihr ganzes Wesen, ihre Gesichtszüge, jedes ihrer Worte athmeten das Verlangen nach Vergnügen und

Zerstreuung. Im Gegensatz dazu stand Frau von Phalaris. Sie war eine ernste Persönlichkeit, deren schöne, aber kalte Gesichtszüge für die flüchtige Beobachtung räthselhaft schienen. Es gab deshalb viele Leute, welche Frau von Phalaris für außerordentlich prüde hielten. Sobald der Regent unter seine Freunde getreten war, änderte sich das Wesen aller dieser Gäste des Herrn von Nocé. Philipps Anwesenheit schien plötzlich Leben in die bisher nur noch in Gruppen vertheilte und halb schmachtend, halb flüsternd sich unterhaltende Gesellschaft zu bringen. Alles schaarte sich um ihn. Der Regent war hier ein ganz Anderer — er hatte jede Sorge, welche Staat und Familie, Bank und Pasquillanten ihm bereiteten, abgestreift.

„Averne — reizendes Weib,“ rief er. „Die Hand gereicht, damit ich sie küsse — aber was ist das? Du trägst Deine göttlichen Haare ganz seltsam in einen wunderlichen Knoten geschürzt — ich bitte Dich, lasse sie doch zwanglos flattern.“

Frau von Parabère machte sich diesen Wunsch des Regenten zu Nutze. Sie war eine wenig eifersüchtige Geliebte, denn sie löste schnell das Band, welches die herrlichen Locken der Frau von Averne fesselte, und in langen, goldnen Wellen rollte dieser prachtvolle Schmuck eines weiblichen Hauptes über die Schulter der reizenden Frau.

„Bravo! bravo!“ riefen Alle in die Hände klatschend.

„Gerade wie in der Feerie der Oper,“ lachte Canillac,

„wo zuweilen die Waldnymphen einen Kopf mit Goldhaaren bekommen.“

„Meine Gäste!“ sagte Nocé. „Wie befehlen Sie nun, daß der Abend oder vielmehr die Nacht eingetheilt werden soll? Wollen wir noch unsre heitre Conversation fortsetzen? oder wollen wir zunächst soupiren?“

„Ich denke — wir soupiren zunächst,“ rief Frau von Parabère, deren Appetit stets rege war. „Lassen Sie soupiren, Nocé — ich bitte darum.“

„Die Tafel soll hereingetragen werden,“ befahl der Regent.

„Vortrefflich,“ sagte Nocé. „Ich bitte, treten Sie ein wenig bei Seite.“

Die Gäste traten, einen Kreis bildend, zurück. Nocé blieb auf derselben Stelle, wo er bisher gestanden. Man erwartete die Diener mit der bereits servirten Tafel eintreten zu sehen. Statt dessen aber stampfte Nocé zwei Mal mit dem Fuße auf — nach diesem Zeichen öffnete sich der Boden des Zimmers wie die Versenkung eines Bühnenraumes, die Dielen schoben sich auseinander und aus der Tiefe stieg eine prachtvoll servirte und mit Allem, was der verwöhnteste Geschmack nur fordern konnte, besetzte Tafel. Die Gäste brachen aufs Neue in einen Sturm des Beifalls aus. Sie eilten zu dem Zaubertische, musterten die Gerichte, die Weine und spendeten dem Wirthe ihr Lob.

„Wahrhaftig, Nocé,“ sagte der Regent, „Du kommst immer weiter in der Vollendung. Jetzt bist Du schon zu

den Confidenztafeln gelangt, welche man nur in den Häusern der Könige und Fürsten findet. Man sieht es Dir an, daß Du von Jugend auf mit mir zusammen warst."

„Ob man mir das ansieht, weiß ich nicht recht," lachte Nocé. „Noch vor wenigen Minuten sagte Frau von Phalaris zu mir: Ich hätte sehr noble Manieren."

„Grobian," rief unter lautem Gelächter der Gäste der Regent. „Ich hätte große Lust, Dich ein Mal in die Bastille zu stecken, damit Du artiger würdest."

„Er ist es nicht werth, in ein Gefängniß zu kommen, welches Könige und Fürsten aufgenommen hat," fiel Frau von Sabran ein.

„Nein — die Sabran hat Recht," rief Frau von Parabère. „Nocé muß in ein viel schlimmeres Gefängniß — eine solche Indiscretion gegen die gute Phalaris verdient harte Strafe."

Frau von Phalaris näherte sich Nocé.

„Ich werde Ihnen nie wieder Complimente machen," sagte sie. „Ich finde Sie abscheulich."

„Nun, meine Damen," sagte Nocé lachend. „Wohin würden Sie mich stecken, wenn Sie die Macht hätten, mich ins Gefängniß zu stecken."

„Ins Châtelet," rief die Sabran.

„In den Donjon von Vincennes," meinte die Averne.

„Oder in den eisernen Käfig von Peronne," gab Frau von Parabère an.

„Nein — nein —" rief jetzt der Regent. „Ich wüßte

das härteste Gefängniß für ihn: das Kloster von Latrappe."

„Ha! ha! ha!" jauchzte die Gesellschaft. „Herrlich — köstlich. Nocé ein Trappist."

„Gewiß — es wäre ein prächtiger Gast," sagte der Regent. „Aber bis zu seiner Einkleidung wollen wir mindestens der Tafel des zukünftigen Ordensbruders Gerechtigkeit widerfahren lassen — setzen wir uns, meine Freunde und Freundinnen."

Unter Scherzen und Lachen nahm Alles Platz. Der Regent saß zwischen der Averne und der Parabère, die Speisen wurden herumgereicht, der Wein perlte in den Gläsern.

„Ich denke, wir bedienen uns gern selbst," sagte Nocé. „Deshalb habe ich diese Tafeln eingerichtet — Diener sind lästige Zeugen."

„Ganz richtig, Nocé," pflichtete der Regent bei. „Und wenn nun ein neuer Gang kommen soll — was geschieht dann?"

„Dann lege ich einen Zettel auf den Tisch, dieser Zettel bringt meine Befehle und ich gebe das Zeichen zum Versinken. Diese Tafel geht hinab — die andere steigt herauf und so kann ich der lästigen Zeugen entbehren."

„Sehr gut. Wir sind schon mitten im ersten Gange und Broglie hat noch nicht gesungen. Was ist das? schnell, gieb uns ein Lied und zwar Eines von der besten Sorte."

Der Regent hatte so hastig getrunken, daß bereits seine

röthliche Gesichtsfarbe ein wenig ins Blaue zu spielen begann.

„Broglie singen — singen," riefen die Damen.

Der Herzog ließ sich nicht lange bitten.

„Die Guitarre," sagte er.

Nocé reichte ihm das Instrument, welches Broglie stimmte, dann griff er einige Accorde und begann ein Lied zu singen, dessen Text eine Verherrlichung des Schäferlebens enthielt und eigentlich nur eine Erläuterung zu denjenigen Bildern Watteau's war, die für gewöhnlich nicht offen an die Wände eines Zimmers gehängt wurden. — — Broglie's Stimme konnte für schön gelten, die Melodie des frivolen Liedes war reizend und deshalb wirkte das Lied ohne allen Zweifel auf sinnliche Hörer. — Der Regent lehnte sein Haupt an die Schulter der Frau von Parabère. Broglie's häßliches Gesicht verschwand vollständig, sobald er seine Stimme erschallen ließ, diese eulenartigen Augen nahmen einen freundlichen Ausdruck an, der breite Mund spitzte sich, um die Töne hervordringen zu lassen, und als er geendet, als nach gespendetem Beifalle eine Pause eintrat, sagte Frau von Phalaris mit dem ihr eigenen Ernste:

„Broglie — ich möchte wohl ein Mal aus Ihrem Munde ein anständiges Lied hören."

Diese ganz naiv hingeworfene Bitte erregte einen Sturm von Gelächter.

„Ja — anständig singen — das ist gut."

„Broglie, Du mußt der Seltenheit wegen diesen Wunsch erfüllen," entschied der Regent.

„Ich bin auch bereit zu dem Außergewöhnlichen," sagte Broglie, sich in einige Accorde vertiefend.

Er stimmte ein neues Lied an. Dieses Lied war eines jener melancholischen Weisen, welche von Niemand ersonnen wurden, die, Niemand weiß es, woher sie stammen, in den einsamen Waldungen erklingen und zugleich an den Tafeln der Hochzeitsgäste gesungen werden. Ein Lied, welches von vergangenem und zukünftigem Glücke sprach, die Hörer rührte und die Stimmung änderte — so daß der Regent fast unwillig werden wollte, denn die ausgelassene Stimmung hatte sich in eine fast wehmüthige verwandelt, und als Broglie schloß, lohnte ihm nicht mehr der jauchzende Beifall, sondern eine stumme Anerkennung, denn selbst auf diese frivole Versammlung hatte das Lied seinen Eindruck nicht verfehlt. Endlich brach der Beifall aus und man machte dem Sänger die schmeichelhaftesten Complimente.

„Aber, Phalaris," rief der Regent, „hat Dich, meine Schöne, das Lied so mächtig erschüttert —? Du sitzest ja da, wie eine betende Nonne."

„Ich denke nach," entgegnete Frau von Phalaris. „Wo ich dieses Lied schon einmal gehört haben könnte — und jetzt eben fiel es mir ein."

„Nun? wo war das? bei welcher Schäferstunde wurde Ihnen diese Melodie vorgetragen?" fragte Canillac.

„Es war kein Seladon, der sie mir brachte, sondern

das Lied wurde von einer weiblichen Stimme gesungen — und zwar hinter dem Gitter eines Thurmfensters," sagte Frau von Phalaris.

„Prr! das klingt schauerlich," rief die Parabère.

„Vielleicht ist es auch in der That schauerlich, Frau Herzogin — man wollte dort sogar wissen, daß dieser Gesang, das heißt die Sängerin selbst mit einem sonderbaren Verbrechen in Zusammenhang stehe."

Die leichtfertige Gesellschaft wurde aufmerksam — sie hoffte für ihren überreizten Geschmack etwas absonderlich Pikantes zu erfahren.

„Oh — erzählen Sie, Parabère! vielleicht eine unglückliche Frau, welche die Eifersucht des albernen Gatten hinter Schloß und Riegel hält — oder ein geraubtes Mädchen — eine entführte Nonne — bitte, erzählen Sie," riefen die Gäste durcheinander.

Frau von Phalaris lächelte stolz. Sie hatte in der That Etwas erreicht, was nicht so leicht zu erreichen war. Sie hatte den Strom der Frivolität, der bereits mächtig anschwoll, auf einige Zeit abgeleitet. Frau von Phalaris liebte es, die leichtfertigen und sinnlichen Tändeleien mit einem Gewande der Romantik und lüsternen Poesie zu umhüllen.

„Hören Sie denn — aber erwarten Sie nicht zu viel. Es ist eigentlich nur eine einfache Reiseerinnerung. Gegen Ende des Mai dieses Jahres war ich mit meinem Gatten

von einem Ausfluge nach dem Anjou auf der Rückreise begriffen."

„Mit Ihrem Gatten? das wird langweilig," rief Brissac.

„Still, Gaston, oder ich lasse Dich von Nocé hinauswerfen," sagte der Regent.

„Wir kamen in das Orleanais," erzählte die Phalaris weiter. „Als wir die Loire erreicht hatten, beschloß Herr von Phalaris, mit dem Boote den Fluß hinabzufahren und bei Mehun ans Land zu steigen. Ich muß dem Herrn von Brissac insofern beistimmen, als ich ihm bezeuge, daß mein Gatte sehr langweilig war. Er hatte sich auf das Verdeck der kleinen Schuyte einen Sessel stellen lassen. Unser Jäger hielt einen Sonnenschirm und Herr von Phalaris schlief. Er schlief eine geraume Zeit, während ich die Ufer beobachtete und mit den Schiffern plauderte."

„Waren sie jung und hübsch?" fragte Canillac.

„St! st!" riefen die Andern und Frau von Sabran spritzte dem Capitain eine Weinneige in das Gesicht.

„Ich hatte schon jeder Hoffnung auf Unterhaltung entsagt," fuhr die Erzählerin fort, „als glücklicher Weise der Himmel mir einige Abwechselung schickte — durch ein ganz furchtbares Gewitter, welches sich in Verbindung mit so heftigem Regen entlud, daß wir genöthigt waren, in die kleine Kajüte zu flüchten. Herr von Phalaris fluchte, ich lachte daher natürlich und nahm meine Zuflucht zu der Kammerjungfer, die ich bei der Schönheit des Wetters

bisher nicht als Unterhalterin gebraucht hatte. Die rollenden Blitze, das Aufschäumen der Loire, welche an dieser Stelle sehr breit ist, die heftigen Donnerschläge gaben uns genug Beschäftigung. Ich kann sagen, daß es ein großartiges Bild war, welches sich vor unsern Augen entfaltete. Leider blieben diese Genüsse nicht ungetrübt, denn der Schiffer erschien vor uns und erklärte: er könne es nicht wagen, bei dem Unwetter bis Mehun zu fahren, weil die Wellen des Flusses zu hoch gingen und hinter Beaugency der Loirestrudel sei, in den sein Schiff vom Winde getrieben werden könne. Er machte uns den Vorschlag, vor Beaugency ans Land zu fahren und dann unsre Wagen von Mehun aus mit der großen Fähre nachzusenden. Herr von Phalaris war zornig, aber es half Nichts — der Schiffer blieb bei seinem Vorsatze. Wir haben später erfahren, daß er uns nur absetzte, um Schmuggelwaaren einzuladen. Genug — wir mußten uns wohl oder übel fügen und wurden bei dem kleinen Orte Ferbé ans Land gesetzt. Ferbé besaß nur einen Dorfkrug. Hier quartirten wir uns ein. Herr von Phalaris hatte sich schnell genug gefaßt und dem Schiffer aufgetragen, unsre Wagen nach Saint Laurent zu senden — von Ferbé aus verschafften wir uns zwei schlechte Wagen, welche noch vor Einbruch der Nacht mit uns in Saint Laurent ankamen. Hier im großen Hause am Markte war es noch lebendig und wir fanden in einem besonderen Zimmer, dicht neben dem Speisesaale, den Herzog von Bethune mit seinem Sohne und einigen Cavalieren.

Sie waren von ihrem Schlosse Sully zu einer Versammlung der Grundbesitzer und Generalpächter gekommen und sahen wie rechte Landedelleute aus, nur machten des Herzogs feine Hände von diesem Allen eine Ausnahme. Die Herren waren sehr erfreut, uns zu sehen, und als sie von dem Unfalle hörten, den wir erlitten, ließ der Papa-Herzog nicht nach — wir mußten Quartier auf Schloß Sully nehmen."

Der Regent setzte das Glas, welches er soeben an die Lippen führen wollte, nieder und schaute die Erzählerin aufmerksam an. Die Erwähnung des Namens Sully hatte ihn stutzig gemacht.

„Wir ließen für unsre Wagen die Nachricht zurück, daß sie nach dem Schlosse folgen sollten. Frau von Bethune empfing uns mit großer Liebenswürdigkeit — ich melde kurz, daß wir eingeladen wurden, einige Tage auf Schloß Sully zuzubringen und dann die Weiterreise nach Paris anzutreten. Diese Einladung ward angenommen. Ich richtete mich förmlich häuslich bei den Bethune's ein — die Gesellschaft war reizend. Sie besteht aus mindestens dreißig bis vierzig Personen, darunter viele höchst interessante Damen. Man erwartete den berühmten Dichter oder Schriftsteller Arouet, der sich in Alles hineindrängt, Alles bekrittelt und angreift und der schon damit umgehen soll, nach einem Gute seiner Mutter sich Voltaire zu nennen, es ist nach seiner Ansicht auch eine Chance für den Adel."

„Sahen Sie ihn?“ fragte Brissac.

„Nein. Aber man war sehr erfreut, daß der Regent ihn aus der Bastille entlassen hatte.“

„Es war das Beste, was ich thun konnte,“ antwortete kalt der Regent. „Aber Ihre Geschichte.“

„Ich hatte nach verschiedenen Diners und Soupers den Wunsch, in der Nähe von Sully umherzuschweifen. Die Damen Bethune, die Töchter, erfüllten mir denselben. Sie versahen mich mit gutem Jagdstiefelwerk und so brachten wir denn ein paar Vormittage in diesen schönen Wäldern zu, welche Schloß Sully umgeben. Fräulein Blanche von Bethune und ich — wir waren eines Tages ziemlich weit in den Wald vorgedrungen. Es ist giebt da Wege und Stellen, die sich auf ein Mal verlieren — wo man so ganz von der Welt abgeschieden ist, daß Einem furchtsam zu Muth werden könnte — zuweilen lichtet sich der Wald wieder und man kommt an eine Stelle, wo ein Bach durch den schönsten Wiesengrund rinnt — wie es auf den Bildern Watteau's zu sehen ist. Die Stelle, wo wir uns befanden, war nicht geeignet, den Hintergrund für ein liebliches Bild abzugeben, es war ein dunkler, von Schwarztannen und Wehmuthsfichten umkränzter Thalkessel, durch den ein Bergwasser über Steine und kleine Felsen hüpfend rauschte. Ringsumher herrschte tiefe Stille — die letzten Rufe der Damen, welche in einiger Entfernung gefolgt waren, verhallten, und nur einige Waldvögel ließen ihr unmelodisches Geschrei ertönen.

„Wir dürfen nicht weiter gehen,“ sagte Blanche, ihren Strohhut abnehmend. „Lassen wir uns hier nieder, es ist kühl und wir wollen den Schatten genießen. Weiter können wir doch nicht, denn dort — sehen Sie unser Grenzzeichen.“

Sie wies auf einige graue Steinblöcke, die zwischen den Gebüschen standen.

„Weshalb dürfen Sie nicht weiter?“ fragte ich.

„Oh — die Grenze läuft hier entlang, welche unser Besitzthum von dem der Feriol's scheidet. Und die Feriol's sind schlimme Nachbarn.“

„Inwiefern?“

„Sie sollen ziemlich grob sein. Namentlich der Vater, der Präsident, dem das Gut gar nicht gehört. Es ist Eigenthum seines Bruders, des ehemaligen Gesandten, aber Frau von Feriol verwaltet dieses Gut wie ein Inspector oder Pächter. Die Söhne sind in Paris.“

„In diesem Augenblicke rauschte es in den Zweigen drüben, wir blickten auf — ich sah wie Blanche zusammenfuhr, wie eine Röthe ihr schönes Gesicht überzog — in den Büschen erschien die Gestalt eines jungen Mannes. Er trug Jagdkleidung und hatte eine Flinte über seine Schulter gehängt. Er schien uns nicht zu bemerken, sondern blieb unter einem Baume stehen. Wir sahen ihn einen Brief hervorziehen, denselben lesen und dabei heftig mit dem Kopfe schütteln, dann machte er eine zornige Bewegung, ballte die Faust und las wieder den Brief, welchen er zuletzt unter seiner Weste barg. Ich hatte nicht nur den Briefleser,

sondern auch Fräulein Blanche verstohlen beobachtet. Sie war jeder Bewegung des jungen Mannes gefolgt und als er den Brief hervorzog, entfaltete, ihn las — konnte Blanche kaum einen Schrei unterdrücken. — Ich müßte nicht an dieser Pflanzstätte der Galanterie einheimisch sein," sagte Frau von Phalaris, mit graziöser Handbewegung auf die Gäste deutend, „wenn ich der kleinen Blanche nicht ein besonderes Interesse für den jungen Jäger angemerkt hätte. Dieser ging einige Schritte tiefer in den Wald, wir sahen ihn auf einem Felsstücke Platz nehmen — er blickte immer nach einer bestimmten Richtung hin.

„Fräulein Blanche! Fräulein Blanche!" sagte ich halblaut. „Sie werden wohl dem jungen Nachbar seinen Brief übelnehmen?"

„Blanche ward verwirrt.

„Oh — nein — durchaus nicht," sagte sie schnell sich fassend. „Es ist nur — ich kennne den Mann dort nicht — kaum," verbesserte sie.

„Sollte es etwa Einer der gefürchteten Feriol's sein?"

„Sie irren, Madame. Es ist zwar ebenfalls ein Gutsnachbar, aber kein Feriol. Das Gut, welches er besitzt, liegt gegen den südlichen Theil unseres großen Besitzes zu — der junge Mann ist sehr arm, sein Gütchen klein. Es ist der Herr Armand von Courtaumer."

Der Regent schnellte bei dieser Stelle der Erzählung empor.

„Courtaumer? Courtaumer?" rief er. „Sie kennen

diesen jungen Mann? — ja, ja — gewiß, Sie müssen ihn kennen gelernt haben. Die Courtaumer's sind dort in jener Gegend ansässig — ist der junge Mann hübsch? ist er stattlich?"

„Sie fragen seltsam, Philipp," sagte Frau von Phalaris. „Was geht Sie der junge Courtaumer an?"

Der Regent schwieg — er verbesserte seine Ungeschicklichkeit dadurch, daß er Frau von Parabère die schöne Schulter küßte.

„Die kleine Blanche von Bethune war nicht aufrichtig gewesen," berichtete Frau von Phalaris weiter. „Sie liebt ohne Zweifel den jungen Mann, denn sie konnte keinen Blick von ihm wenden."

„Sie liebt ihn?" fragte der Regent wieder.

„Wenn Sie mich immer unterbrechen, Philipp, wird meine Erzählung lange dauern," sagte die Phalaris. „Was kümmert Sie die Liebe der kleinen Bethune — aber Sie können sich wohl denken, daß der junge Courtaumer hübsch sein muß — denn Blanche von Bethune ist ein schönes Mädchen. Ich neckte und foppte sie mit dem jungen Manne, bis sie fast unwillig erklärte:

„Auch hierin sind Sie zu weit gegangen, Madame. Herrn von Courtaumer lernte ich auf einem Balle kennen, den der Adel des Orleans im Winter in der Stadt Sully giebt, dieser Ball soll eine Verbindung der Familien bezwecken, aber es tritt oft genug das Gegentheil ein, denn man lernt sich hier von ganz anderer Seite kennen. Die

politischen Ansichten scheiden die Leute und dann — dann werden so manche Verhältnisse klar — dies ist auch bei den Courtaumer's gekommen. Sie sind sehr arme Edelleute."

„Richtig," murmelte der Regent.

„Wie reich unser Geschlecht ist," fuhr Blanche mir erzählend fort, „brauche ich Ihnen nicht zu sagen — und deshalb schon — deshalb würde mein Vater nie eine Annäherung an jene armen Edelleute gestatten. Aber der alte Marquis von Courtaumer ist außerdem von einem unerträglichen Stolze. Er ist ein ebenso schlimmer Nachbar als die Feriol's — jede noch so kleine Sache verletzt ihn und er ist ein entschiedener Feind meines Papa's."

„Blanche stand unwillkürlich auf — denn eben hatte sich auch der junge Mann erhoben.

„Sehen Sie, er geht weiter," sagte die kleine Dame.

„Ich stand ebenfalls auf.

„Nach dieser Theilnahme zu schließen — müssen Sie dem Herrn von Courtaumer doch näher bekannt geworden sein, als nur durch den Ball in Sully?" fragte ich ziemlich unbescheiden.

„Blanche gestand mir, daß sie allerdings auf ihren Waldpromenaden mit Herrn von Courtaumer zusammengetroffen sei, daß sie ihn sehr liebenswürdig finde, aber daß er noch ganz und gar Landedelmann und ohne jeden Schliff der Pariser Gesellschaft sei — weil seine beschränkten Mittel ihm keinen Ausflug in die Hauptstadt erlauben. Ich war nun vollständig darüber aufgeklärt, weshalb das Lesen eines

Briefes in der Waldeinsamkeit der jungen Herzogin so viel Unruhe verursacht habe. Sie liebte den jungen Mann bereits heftig — denn sie war eifersüchtig."

„Sie liebt ihn," murmelte wieder der Regent.

„Ich glaubte die Wünsche der Herzogin zu errathen, wenn ich ihr den Vorschlag machte: dem jungen Courtaumer nachzugehen, denn ohne Zweifet schien dieser irgend Etwas im Walde zu suchen oder es zog ihn ein Auftrag tiefer in das für jeden Eindringling, nach Blanche's Aussage, gefährliche Gebiet der Feriol's. Blanche war von meiner Aufforderung entzückt und beeilte sich mit der Hast einer Verliebten mir zu erklären, daß sie gern wissen möchte, was der Brief enthalte, denn sie wisse bestimmt, daß weder Armand noch dessen Vater mit Paris in Verbindung ständen, daß sie überhaupt nur wenig oder gar keinen Umgang hätten — unter solchen Verhältnissen mußte die kleine Bethune sehr beunruhigt werden, als sie plötzlich in Armand's Händen einen Brief erblickte, welcher auf diesen bedeutenden Eindruck zu machen schien. Wir hatten alle diese Betrachtungen schon während unsres Vorwärtsschreitens gemacht und befanden uns bereits auf dem Gebiete der gefürchteten Feriol's. Herr von Courtaumer schlich sich durch den Wald, wie ein Jäger oder Verliebter schleicht, der zum heimlichen Stelldichein wandelt. Ich sah Blanche's Erregung, ich merkte ihr an, daß sie irgend eine schlimme Entdeckung fürchtete.

„Wollen wir umkehren?" sagte ich.

„Nein, nein," flüsterte sie. „Gehen wir weiter. Er muß doch ein Mal stehen bleiben — vielleicht droht ihm Gefahr und wir können helfen."

„Wir benutzten geschickt jeden Busch, jeden Baumstamm, um uns vor dem jungen Marquis zu verstecken, dieser schien jedoch so versunken in dem Bestreben sein Ziel zu erreichen, daß er für Nichts Sinn hatte. Plötzlich blieb er stehen — wir sahen ihn einen Halbkreis in seinem Gange beschreiben, auf derselben Linie wieder zurückgehen, dann festen Fuß fassen. Als wir der Richtung seiner Augen folgten, gewahrten wir ein zwischen den Bäumen hervorragendes Bauwerk; es war eine Art von Thurm oder hohem Söller, wie er sich häufig an den Seitenflügeln feudaler Schlösser findet. Wir waren also nicht weit von den Gebäuden des Schlosses Feriol und hier mußte auch Courtaumer sein Ziel erreicht haben.

„Was wird jetzt geschehen?" flüsterte Blanche. „Sehen Sie, er sucht irgend Etwas zu erspähen — jetzt macht er ein Zeichen — jetzt geht er vorwärts — ha — was ist das?"

„Sie wies mit der Hand auf den, von Gebüschen umstandenen Thurm. Unter dem haubenförmigen Dache desselben befand sich ein kleines Fenster, dieses Fenster war vergittert und ich bemerkte, als Blanche mich aufmerksam gemacht hatte, hinter dem Gitterwerke eine weibliche, weiß gekleidete Gestalt. Es unterlag keinem Zweifel, daß Armand in irgend einer Verbindung mit jener eingeschlossenen Dame

stehe — sie hatte ihm sicherlich den Brief gesendet, der ihn in so heftige Unruhe versetzte. Aber wie war dieses Verhältniß entstanden? war es wirklich Neigung geheimer Art? konnte jenes weibliche Wesen nicht die Hülfe Armand's angerufen haben? aber in dem Schlosse des Präsidenten Feriol eine Dame gefangen? — dies Alles war räthselhaft. Blanche schien von Sorgen und Angst gefoltert, deutlich bemerkten wir, daß die Dame im Thurm einige Worte zu ihm hinabsprach — aber wir sahen ihn sich plötzlich wenden — davoneilen und mit zwei Sprüngen im Gebüsche verschwinden. Gleich darauf erschien von der Richtung des Hauptschlosses kommend ein Mann — die weiße Gestalt war vom Thurmfenster verschwunden, als Armand entfloh. Wir ließen uns keineswegs zurückschrecken — was wollte man uns schließlich thun? würde man einen Gewaltact gegen die Tochter des Herzogs von Bethune und die Frau von Phalaris ausüben? — das war nicht zu befürchten. Höchstens konnte man uns unhöflicher Weise über die Waldgrenze zurückweisen. Blanche war zu erregt — ihre eifersüchtige Neugier war nicht mehr zu zügeln und das Geheimnißvolle reizte uns doppelt. Wir warteten einige Zeit, bis der Mann, welcher offenbar zur Verscheuchung Armand's abgesendet worden war, sich zurückzog, dann schritten wir langsam, uns in dem dichten Gehölze niederduckend, vorwärts und kamen glücklich in die nächste Umgebung des Thurmes, der in der That einen vorspringenden Theil des Seitenflügels bildete. Wir standen, durch ein Gebüsch von

Ginste und Krüppelfichten gedeckt, regungslos, nur durch Zeichen uns verständigend. Wir hatten Ausdauer, eine geraume Zeit hier in diesem Verstecke zu warten, ohne irgend Jemand zu sehen oder zu hören — Alles in dem Schlosse und um dasselbe herum schien wie ausgestorben. Wir konnten den Waldweg hinabsehen, welchen Herr von Courtaumer eingeschlagen haben mußte — auch nach dieser Richtung war Nichts zu erblicken.

„Wollen wir nicht umkehren?" fragte ich leise. „Es wird schon dunkel und wir erfahren doch Nichts."

„Warten wir noch einige Minuten — er wird vielleicht das Dunkel benutzen," sagte Blanche.

„Aber Armand von Courtaumer kam nicht, die Umgebung des Schlosses lag in tiefstem Frieden. Wir wurden kühner gemacht und ich begann einen Ruf auszustoßen, hoffend die Dame im Thurm dadurch ans Fenster locken zu können — aber auch diese Bemühung war vergebens, schon wollten wir uns zurückziehen — da schallten hinter dem Gitterfenster hervor die Klänge einer Guitarre und eine sehr melodische weibliche Stimme sang jenes Lied, welches wir soeben von Broglie vortragen hörten. Blanche und ich wurden von Rührung ergriffen. Wir lauschten diesen reizenden Tönen. Ein Zauber von Romantik schwebte durch die Gitterstäbe zu uns hernieder und die Wehmuth, welche schon allein in den Klängen des Liedes lag, ward noch durch den Ausdruck gehoben, den die Sängerin ihnen zu geben verstand.

„Es ist eine Unglückliche," sagte Blanche leise zu mir.

„Die Sängerin schloß ihr Lied — kaum aber war der letzte Accord verhallt, als wir statt der herrlichen Klänge einen gellenden Wehruf vernahmen, ein Hülfeschrei schien es zu sein, er kam ebenfalls hinter dem Gitter hervor und erstarb, schwächer werdend, nach und nach in den Gewölben des Thurmes. — Wir standen zitternd und nicht fähig, nur einen Schritt zu thun, in unserm Verstecke.

„Dort geht etwas Schreckliches vor," flüsterte Blanche. „Was mag es sein?"

„Sie können es leicht erfahren — wenn Sie Armand fragen."

„Ich wage es nicht. Er würde dann erfahren, daß wir seine Gänge belauschten."

„Setzen Sie jede Rücksicht bei Seite," sagte ich.

„Horch — vernahmen Sie Nichts?" flüsterte Blanche.

„Es schien mir wirklich, als nahe man vom Schlosse her unserm Verstecke — deutlich hörten wir das nicht ferne Schnaufen eines Hundes, ohne uns noch ein Mal umzuschauen, eilten wir zurück, der Waldgrenze entgegen. Wir hatten in unserm Eifer gar nicht die Zeit bedacht — es dunkelte bereits stark. Blanche hielt sich zwar auf dem rechten Wege, aber da wir in der Phantasie immer noch Verfolger hinter uns fürchteten, geriethen wir in einen Baumschlag, aus welchem wir den Weg nicht mehr finden konnten.

„Oh weh — wir kommen nicht aus dem Walde," klagte

Blanche von Bethune. „In der Dunkelheit können wir ohne Gefahr nicht weiter vordringen.“

„So machen wir im Walde Nachtquartier,“ scherzte ich, „die Luft ist mild, wir können im Parke umherspazieren, die Feriol's werden uns nicht weiter beunruhigen, denn wir sind nicht mehr auf ihrem Gebiete; außerdem läßt man uns sicherlich vom Schlosse aus suchen.“ Blanche sah ängstlich in den tiefdunkeln Wald, der Schein des Mondes glitzerte bereits durch die Zweige und malte jene phantastischen Schatten auf den Wiesenboden, welche in der Einsamkeit und Stille der Nacht beängstigende Formen annahmen. Wir waren allerdings einige Schritte gegen Bethune zu gegangen, aber wir hielten bald wieder ein, denn Blanche, die allein zur Führerin tauglich war, erklärte: sie wisse nicht, ob sie recht oder unrecht gegangen sei.

„Wir machten wieder Halt und ließen uns auf einen Baumstumpf nieder — aber trotz unsers regen Willens beherzt zu bleiben, wurde die Unruhe, welche uns befallen hatte, immer größer. Anfänglich in tiefer Stille begraben daliegend, schien sich der Wald plötzlich zu beleben, wir meinten Gestalten huschen, Lichter flimmern zu sehen, alle jene seltsamen, unerklärlichen Töne, welche die Nacht laut werden läßt, erschallten dumpf, zuweilen ganz nahe bei uns, dann wieder ferner und die nächtlichen Thiere huschten hin und wieder über unsere Füße, es mochten auch wohl Hirsche oder Rehe einige Male in der Nähe sein, denn wir hörten Knistern der Zweige.

„Oh es ist recht unheimlich — das haben wir von unsrer Neugierde," sagte Blanche. „Wäre doch Armand hier — er könnte uns vertheidigen."

„Ich mußte lachen und sagte: „Närrchen — gegen wen? der Wald ist ruhig — majestätisch. Er verbirgt uns, statt uns in Gefahr zu bringen."

„Gegen wen vertheidigen?" sagte Blanche, „Sie haben Recht — es ist vielleicht unnütze Furcht, aber haben Sie noch nicht gehört, daß Stadt und Land wieder durch die Räuber bedroht sind?"

„Durch welche Räuber?"

„Oh — das ist ja der berüchtigte Cartouche, der überall sein Wesen treiben soll. Man will ihn oft an zwei, drei Orten zugleich gesehen haben, haben Sie nie Etwas von Cartouche gehört?"

„Ich gestand ihr ein, daß ich schon in Paris genug von den kühnen Thaten dieses uns allen bekannten Räubers gehört habe, der seit einiger Zeit der Schrecken aller Geldbesitzer und die Plage für Herrn d'Argenson geworden ist. Wir plauderten halb flüsternd weiter. —

„Sehen Sie — sehen Sie dort," rief Blanche, auf einen vom Monde beschienenen Ort zeigend. „Sehen Sie nicht? oh — es ist der Verfolger aus Feriol's Schloß."

„Ich sah scharf hin. Zwischen zwei großen Buchen war eine Lichtung und auf dieser bewegte sich die Gestalt eines Mannes. „Es ist vielleicht Herr von Courtaumer," sagte ich.

„Nein, dessen Gestalt ist es nicht," sagte Blanche. „Mein Himmel, was wird uns begegnen."

Die Gestalt blieb auf der Lichtung — ich konnte nicht mehr daran zweifeln, daß sie uns bemerkt hatte, denn sie blickte scharf nach der Stelle hin, wo wir saßen und Blanche's helles Kleid verrieth leicht unsere Anwesenheit. Die Gestalt kam auf uns zu, ich fühlte Blanche's heftiges Zittern, sie schmiegte sich dicht an meine Seite.

„Ruhig — ruhig mein Engel," sagte ich. „Wir wollen doch sehen, was der Mensch dort uns anthun will."

„Ich hatte diese Worte absichtlich laut gesprochen, der nächtliche Besucher hörte sie sogleich und trat dicht an uns heran. Es war ein wohlgebauter, nicht allzugroßer Mann. Er trug einen Reitrock, um die Taille einen Hirschfänger geschnallt, einen runden Hut auf seinem freiflatternden Haare und hohe Reitstiefel. Was mich jedoch einigermaßen erschreckte, war sein Gesicht — ich sah nämlich, daß dasselbe von einer schwarzen Sammetmaske bedeckt war, durch welche die Augen unheimlich funkelten. Er hielt ein Pistol in der Hand.

„Ah!" sagte er mit wohltönender Stimme. „Damen? da kann ich Dieses hier sparen." Er schob das Pistol in den Gürtel neben ein Zweites, dort befindliches. „Wie kommen Sie hierher, meine Damen."

„Blanche vermochte nicht zu antworten. Ich ergriff aber sogleich das Wort. „Es wird Ihnen ganz klar werden mein Herr, wenn ich Ihnen sage, daß diese junge Dame

Fräulein Blanche von Bethune ist, die Tochter des Besitzers dieser Wälder. Ich selbst bin die Frau von Phalaris."

„Die Geliebte des Regenten?" sagte der Mann unverschämt." — —

Bei dieser Stelle der Erzählung der Frau von Phalaris lachte Alles wieder laut und der Regent rief Bravo.

„Sie sehen," fuhr die Phalaris fort, „daß das schlimme Renommé bis in die Wälder dringt, aber es war mir nur deshalb unangenehm, weil die kleine Blanche zugegen war. Sie sind ein Unverschämter, mein Herr," rief ich dem Maskirten zu.

„Unverschämtheit ist heut an der Tagesordnung," sagte er. „Ich bin durch dieselbe zu Etwas geworden — indessen ist das Nebensache. Ich will meinen Fehler repariren, indem ich die Damen auffordere mir zu folgen, damit sie aus dem unwirthlichen Walde nach Schloß Sully kommen."

„Wir athmeten auf, der Mann war kein Bandit — er führte uns wie ein galanter Cavalier durch die ihm wohlbekannten Waldwege. Mit der Abnahme unserer Furcht verstärkte sich unsere Neugier, den Unbekannten kennen zu lernen. Dieser unterhielt uns während des Gehens von allerlei Dingen sehr gut und in bester Form. Er kannte alle Schlösser der Umgegend, die Parks, die Jagdwege und die Verhältnisse der Besitzer.

„Sie kennen gewiß auch die Herren von Courtaumer?" sagte schüchtern Blanche.

„Ja wohl" sagte der Fremde. „Ich kenne sie Beide.

Arme Edelleute, aber von guter Gesinnung. Ich meide ihren Grundbesitz," sagte er mit eigenthümlichem Lachen.

„Nun, mein Herr, wenn Sie so allgemein bekannt sind — weshalb maskiren Sie sich?" sagte ich.

„Ich könnte sagen, ich müsse meine Haut gegen die Nachtluft schonen," lachte der Fremde. „Aber ich will Ihnen gegenüber offen sein, meine Damen. Ich habe ein Abenteuer vor, und ich muß dabei unerkannt bleiben."

„Ein Abenteuer? hier in der Nähe?"

„Ja! Es steckt in einem Thurme des Schlosses Feriol."

„Wir preßten Beide unsere Arme gegeneinander.

„Das klingt seltsam," sagte ich unbefangen. „Wir möchten Sie bitten, uns davon zu erzählen."

„Das werde ich nicht thun, meine Damen," lachte der Fremde. „Ich rathe Ihnen sogar, Nichts davon zu plaudern — wenn Sie etwa heut Verdächtiges bemerkt haben sollten. Ich will jenes Abenteuer allein bestehen und werde Niemanden bei dessen Ausführung dulden. Damen sind gewarnt — Männer würde ich über den Haufen schießen."

„Blanche zuckte erschreckt empor. Sie dachte an Armand.

„Aber Sie könnten uns doch eine Andeutung geben," fuhr ich fort.

„Sie werden mich nicht für ungalant halten, wenn — — aber — meine Dienste hören hier auf. — Sehen Sie, dort kommen uns Fackeln entgegen — man sucht Sie. Adieu, meine Damen, Adieu! Sprechen Sie nicht von dem Thurme, Feriol's — Adieu."

„Er schlug sich in das Gebüsch — wir sahen ihn noch einmal über den nächsten Hügel eilen, dann verschwand er.

„Ein seltsamer abenteuerreicher Tag," sagte ich. „Aber wir sind erlöst." Wirklich kamen eine Menge Diener und Piköre mit Fackeln herbei, welche man ausgesendet hatte, uns zu suchen. Wir riefen an — und wurden von der ganzen Menge ins Schloß geleitet, wo die herzogliche Familie und Herr von Phalaris uns empfingen! Unterwegs hatten wir noch einander gelobt: die Geschichte mit der Dame im Thurme zu verschweigen. Ich hoffe, daß auch Sie, meine Freunde und Freundinnen, schweigen werden. Man hatte uns anfänglich nicht für verirrt gehalten, sondern das lange Ausbleiben auf Rechnung unserer Liebhaberei für abendliche Spaziergänge gesetzt.

„Und es ward Ihnen doch bange?" sagte ich zum Herzoge.

„Oh — ich würde wohl noch ein halbes Stündchen gewartet haben," sagte Bethune, „wenn uns nicht eine Aufforderung zugekommen wäre, Sie und Blanche von der Rehlichtung abholen zu lassen."

„Wir blickten uns betroffen an. „Eine Aufforderung?" sagte ich. „Das setzt einen Auftrag voraus. Und wer brachte diese Aufforderung?"

„Ein häßlicher Kerl — eine Art von Waldläufer, wie sie hier oft genug umherziehen. Er pochte unten an das Hauptthor und meldete dem Schweizer, daß auf der Rehlichtung — so heißt ein Ort, wo Sie Beide waren — zwei

Damen dieses Schlosses seien, welche sich im Dunkel verirrt hätten und daß man sie abholen möge. Als er nähere Auskunft geben sollte, war er schon davon."

„Und um welche Zeit geschah dieses?"

„Es ist wohl eine Stunde her."

Wir wurden Beide noch betroffener. Es stimmte dies in der Zeit genau zusammen. Der Bote mußte von jenem Orte, wo wir uns niedergelassen hatten, gerade zu der Zeit abgesendet worden sein, wo der Maskirte vor uns erschien. Wir hielten es für's Beste, mit Lachen von unserm Abenteuer zu sprechen — und nahmen Platz am Tische, der mit dem Souper bestellt war. Bethune scherzte über unsere Wanderlust. — Mein Herr Gemahl schmollte. Gegen Ende des Soupers ward ein Gast angemeldet, der gleich darauf eintrat.

„Ah — unser Freund, der Graf von Jossecourt!" sagte Bethune. „Woher noch so spät?"

„Ich bitte Dich um Nachtquartier, Bethune," sagte der ältliche aber kräftige Herr. „Ich muß Morgen zu Mittag in meiner Eigenschaft als Departementschef in Orleans sein. Es müssen ernstliche Maßregeln getroffen werden. Cartouche ist wieder hier."

Die ganze Gesellschaft fuhr erschrocken auf und rief wie der Chor auf dem Theater einstimmig: „Cartouche?"

„Ja," sagte Jossecourt. „Gestern Abend hat er Gien, das kleine Städtchen, mit einem Besuche beehrt — bei Fackellicht hat er die Kasse der Brüder vom „Berge zu Carmel" ausgeraubt."

„Das ist stark," sagte Herr von Phalaris. „Ich hielt in der That, wie so Viele, diesen Cartouche für ein eingebildetes Wesen, für eine Menge von einzelnen Leuten, die sich den Namen „Cartouche" beigelegt hätten — wie man eine Gesellschaft bezeichnet — etwa wie Law seine Bank die „Westliche- oder Occident-Bank" nennt."

„Nein," sagte Jossecourt. „Er ist wirklich da."

„Und wie sieht er aus?"

„Das kann ich freilich nicht angeben. Als die Bürger bewaffnet ankamen, flohen die Räuber natürlich und man glaubte bei dieser Gelegenheit den Hauptmann erblickt zu haben — es soll ein kräftig gebauter, mittelgroßer Mann sein."

„Und sein Gesicht?"

„Das konnte Niemand erkennen, denn er trug eine Sammetmaske."

Blanche und ich stießen einander an — wir zweifelten nicht, daß Cartouche unser Begleiter gewesen sei. Sehr spät trennten wir uns, um nur noch einen Tag in Sully zu verweilen, aber die Scheu, mit den gefährlichen Personen in Verwickelung zu gerathen, welche mit dem geheimnißvollen Abenteuer in Verbindung standen, hielt uns im Schlosse zurück. Blanche bat mich, ihr Herzensgeheimniß zu bewahren — ich hoffe, ich habe es den schweigsamen Wänden geklagt. Daher, meine Herrschaften, ist meine Bekanntschaft mit dem Liede des Herzogs von Broglie zu datiren."

Die Erzählung der Frau von Phalaris hatte auf sämmtliche Anwesende Eindruck gemacht. Nicht nur die Erwähnung der geheimnißvollen Persönlichkeit im Schlosse Feriol, sondern auch die Zusammenkunft mit dem Maskirten — endlich das interessante Verhältniß der kleinen Herzogin von Bethune mit Armand von Courtaumer verliehen der Mittheilung hohen Reiz. Nachdenklich allein war der Regent geworden. Er sah aufs Neue heftigen Scenen mit seiner Tochter entgegen, wenn Armand von Courtaumer die Stelle nicht annahm. Er sah aber in jedem Falle seinen Lieblingsplan scheitern, denn wenn die Herzogin von Berry auch wirklich dem schönen Courtaumer ihre Neigung zu und diese von dem verhaßten Mann abwendete, so ließ sich doch ein zärtliches Verhältniß nicht hoffen, — da Armand von Courtaumer, dem der Regent auf so eigenthümliche Weise näher gerückt war, wirklich liebte. Neben diesen Gedanken quälte aber den Regenten wirklich noch der: daß zur Zeit seiner Regentschaft ein geheimes Drama in einem alten Schlosse spielen könne, wie zu den Zeiten der Vehme und heimlicher Blutgerichte oder der Feudalzeit, wo trotzige Ritter schuldlose Opfer in in ihre Burgverließe schleppten. Er beschloß, dem Polizeilieutenant darüber einige Winke zu geben. Unterdessen war die Gesellschaft wieder ganz in ihre frühere Stimmung zurückgefallen, man schäkerte und scherzte, der Wein, namentlich der Champagner kreiste in den großen Pokalen, die Geberden wurden kühner, die Blicke verlangender — man

schien sich für die Pause, welche die Erzählung der Frau von Phalaris verursacht hatte, schadlos halten zu wollen. Der Regent stürzte im Taumel des Vergnügens, welches er bei Anhörung lüsterner Geschichten empfand, die Frau von Parabére erzählte, hastig den schäumenden Wein hinunter, die Erinnerung an alle Widerwärtigkeiten des Tages sollte dadurch hinweggeschwemmt werden. — Canillac erklärte mit schwerer Zunge eines der frivolen Gemälde, welche die Wände des Zimmers schmückten, die Damen waren von den Sesseln auf die Canapée's geflüchtet, woselbst sie in nachlässigen, reizenden Stellungen die tollen Scherze der Herren entgegennahmen.

„Gieb uns Freiheit, das Parlament in tausend Stücke zu hauen!" rief Nocé dem Regenten zu.

„Keine Poli—li—tik hier," stammelte der Regent, dessen Zunge schon einigermaßen den Dienst versagte.

„Laßt uns ein neues Reich gründen!" schlug Brissac vor. „Ein Reich der Liebe — ein arkadisches Reich — wie Watteau es in seinen Gemälden schildert."

„Oder wie es drüben über dem Meere sein soll," rief Frau von Averne.

„Ja —" fiel Broglie ein. „So ein naives Reich, wo die Menschen ohne den lästigen Kleidertand — nur mit Federschürzen bekleidet einhergehen!"

„Es lebe dieses Reich!" riefen die Damen mit den Gläsern zusammenklingend.

„Werdet Ihr bekommen," lallte der Regent. „Werdet Ihr bekommen — ich bin dabei es zu stiften."

„Wo? wo wird es sein?" riefen die Gäste.

„Wo?" entgegnete der Regent. „In Louisiana am Mississippi, — wir werden dort ein neues Paradies gründen. Ich und Law machen dort das Eden zurecht."

„Ja — schon einmal ist es so im Projecte gewesen und doch wieder zusammengefallen," rief Canillac.

„Dieses Mal nicht — es kommt das Paradies — oh, Ihr Alle, meine Schönen, sollt davon kosten, — Averne, Du Engel mit dem Goldhaar, — Parabére, Du kleiner Dämon, — meine strenge Phalaris, — Alle! Alle!" Er lehnte sich mit heiserem Lachen in den Sessel zurück.

„Es leben die Mississippier!" rief Cossé, einer der Geldgierigsten.

„Es lebe Law!" schrie die Sabran. „Law ist ein Gott an Schönheit — an Verstand — oh, wir danken ihm schon Viel — wir werden ihm noch mehr danken."

Der Regent lallte aufs Neue, wie ein Trunkener lallt. Es war ein gewaltiger Abstand zwischen dem Manne, der den Abgesandten des Parlamentes entgegengetreten war am Morgen dieses Tages, der zu Mittag den Marschall von Villeroy mit einem Blicke zu Boden schmetterte und dem trunkenen Roué der kleinen Soupers, dessen Nacken soeben der Arm der Parabére umschlang.

„Ja! Ja! ja der Law hat Glück," stammelte der Regent. „Ihr habt Alle schon gut für Euch gesorgt — nicht wahr?

Gesteht — gesteht, was habt Ihr in der Bank liegen — Sabran, was hast Du darin?"

„Dreimalhunderttausend Livres."

„Und Du, Parabére?"

„Zweimalhundertzwanzigtausend."

„Hm — Du, Averne?"

„Einmalhundertzehntausend."

„Phalaris, Du?"

„Mein Gatte hat runde Viermalhunderttausend für uns angegeben."

Der Regent rollte entsetzt die Augen. „Weiter — weiter," sagte er dumpf.

„Ich habe nach meiner gestern Abend gemachten Schlußrechnung gerade eine Million in der Bank," sagte Broglie, sich Wein einschenkend.

„Sie sind bescheiden, Herzog!" fiel Cossé ein. „Wenn ein Geschäft so brillant geht, — muß man es unterstützen, indem man dem Volke zeigt, daß die Papiere und Actien unser Vertrauen haben. Ich bin bei der Bank Law's mit vier Millionen betheiligt."

Der Regent richtete sich trotz der Schwere seines Kopfes empor und starrte den furchtbaren Speculanten an. Es gingen ihm die Eröffnungen Law's von heut Morgen durch den Kopf, — sie verbanden sich mit der Opposition des Parlamentes — dem Gräuel des schrecklichen Verdachtes — den Wünschen der Berry — der Sorge um die Heirath

mit Riom und der Machinationen seiner Feinde. Alles hielt einen Wirbeltanz in dem vom Weindunste erfüllten Gehirne des Regenten.

„Welche Summen — welche Zahlen!“ murmelte er. „Law hat Recht — lauter Vampyre — Sauger. Aber,“ rief er sehr laut, „Ihr rechnet immer in den Tag hinein — nicht doch — nein, es ist wahr, es ist viel Vertrauen zu seiner Bank — eigentlich sind es doch eben nur Papiere — Fetzen.“

„Das thut Nichts,“ rief Cossé. „Wir werden nicht ängstlich sein — und dann, was kann uns hindern, sogleich das baare Geld zu nehmen? So wie wir, sind viele Tausende von Menschen bei der Bank betheiligt — sie werden natürlich eines schönen Tages kommen und sagen: Gieb unser baares Geld, lieber Law — wir brauchen so etwa zweihundert Millionen oder noch ein Mal so Viel — und Law wird zahlen.“

„Er wird es nicht,“ murmelte der Regent. „Sie ahnen das Defizit nicht — und nun das Heer der Andern, die Noailles — Condé's — Bourbons — oh — oh —.“ Er raffte sich empor und ergriff das Glas. „Hinweg mit diesem abscheulichen Mammon,“ rief er. „Lustig getrunken auf die Liebe.“

Die Anwesenden stimmten ein — aber ihren lauten Vivatruf unterbrach ein heftiges Pochen, welches vom Außenthore zu kommen schien. Es ward mit aller Kraft

der schwere, eiserne Thürklopfer gerührt und zwar so anhaltend, daß die Schläge selbst diese ausgelassene Gesellschaft aufmerksam machten.

„Wem gilt der Lärmen?“ fragte der Regent.

„Ich weiß nicht, welcher Flegel diesen Scandal verursacht,“ entgegnete Nocé. „Es kann doch keiner von unsren genaueren Freunden sein? Eingeladen habe ich Niemand weiter — und Jeder weiß, daß ohne Einladung die Thüren sich nicht öffnen.“

„Vielleicht eine Dame?“ sagte Ravanne.

„Hast Du eine geladen?“ fragte Nocé.

„Ich nicht. Die Polignac? die Gacé? — Ach! lassen wir uns nicht stören.“

Das Pochen ward immer stärker.

„Höllen-Element! das ist abscheulich,“ riefen die Herren.

„Laßt den Tollen pochen,“ lachte der Regent. „Es ist streng verboten mich zu stören. Wenn ich zu den kleinen Soupers bin, dann kann Paris brennen — die Notre-Damekirche hierher gelaufen kommen — und der Montmartre Feuer speien, ich rühre mich nicht vom Flecke.“

„Auch kann Niemand herbei,“ sagte Nocé. „Alle Thüren sind verschlossen — es ist strengster Befehl, uns nie zu stören, in diesen Saal kommt kein lebendes Wesen, denn alle Eingänge sind versperrt und selbst der Tisch versenkt sich in die Tiefe, so daß auch kein Diener beim Serviren nahen kann —.“

„Es ist also nur Ein- und Ausgang durch den Tartarus!“ lachte Broglie.

„Ja — ja.“

„Hollah — wir sind eben in einer uneinnehmbaren Festung —“ jubelte der Regent. „Laß jetzt den zweiten Gang des Soupers heraufkommen und den zweiten Theil des Festes beginnen,“ fuhr er fort, seine Augen, welche lüsterne Blicke schossen, auf die Parabère richtend.

„Es soll geschehen,“ rief Nocé.

Er gab ein Zeichen mit dem Fuße — der Tisch senkte sich hinab, die Dielen schlossen sich und man erwartete die zweite Platte.

„Was giebt es nun?“ riefen die Damen.

„Kühlende Speisen — Eiswasser und gefrorene Limonade — Alles zur Abkühlung.“

„Es lebe Nocé!“ rief der Regent, die Parabère glühend umarmend. „Oh — dieses häßliche Licht,“ sagte er, auf die Kronleuchter deutend.

„Es wird seinen verrätherischen Strahl mäßigen,“ rief Nocé, und setzte bei diesen Worten einen Mechanismus in Bewegung, durch den sich in einer Art von Flaschenzug zwei aus Drath und dunkelfarbiger Gaze gefertigte Körbe von der Decke niedersenkten und dadurch die Lichter der Kronen bedeckten. Eine sanfte Beleuchtung, hervorgebracht durch die Gazeschleier, wirkte sehr wohlthuend auf die von Wein und Erregung erhitzten Augen, und das gedämpfte

Licht vermochte nicht mehr bis in die entfernten Winkel des Speisesaales zu dringen — —.

„Ein Nachtgemälde von Watteau —“ rief der Regent. „Es lebe Watteau — der uns das Alles gelehrt.“

In diesem Augenblicke öffnete sich der Boden des Saales wieder, um den Tisch mit dem zweiten Gange der Speisen heraufsteigen zu lassen.

VII.

Gestörtes Gelage.

„Die Kühlung — die Kühlung," riefen die erhitzten Gäste Nocé's.

Der Tisch stieg herauf. Ein Ruf des Schreckens — der Ueberraschung — des Entsetzens tönte durch den Saal. Schreiend flüchteten die Damen in eine Ecke, die Herren griffen hinter sich, wo an den Stuhllehnen ihre Degen hingen, — eine Gespenstererscheinung? ein Dämon? was war es, das sich mitten auf dem Tische stehend zeigte? eine unheimliche, lange Gestalt stieg wie ein Schatten aus der Tiefe herauf.

„Wer da!" rief der Regent, der zunächst an dem Tische war. „Wer da!" er ließ seine Klinge blitzen. Die ganze Scene hatte viel des Uebernatürlichen. Die ängstlichen Blicke der schönen Sünderinnen, die Unordnung, welche im Gemache herrschte, das gedämpfte Licht, dessen matter Schein dem Auftritte noch das unbehagliche Düster verlieh — Alles vereinte sich, um die Erscheinung des gespenstischen

Wesens, das urplötzlich aus der Tiefe emporstieg, besonders imposant zu machen.

„Wer da!" rief der Regent zum dritten Male.

Die Damen fürchteten nun schon ein Feuer und Rauch speiendes Antlitz sich enthüllen zu sehen, aus dessen leeren Augenhöhlen Blitze schossen — aber dieses war durchaus nicht der Fall, die Gestalt, welche inmitten der verdeckten Eisschüsseln und Karaffen, der Teller und Gläser stand, schlug ihren Mantel auseinander, zeigte ein vollkommen menschliches, wenn auch nicht gerade schön geformtes Angesicht und sagte mit ruhigem Tone, in einem Dialecte, dem man sogleich den brittischen Ursprung anmerkte:

„Monseigneur, entschuldigen Sie mich, aber ich mußte diesen ungewöhnlichen Weg einschlagen, wenn ich Ihnen nutzen wollte. Mein Pochen an die Gartenthür haben Sie wohl gehört, keiner der Diener wollte die Thür zu diesem Saale öffnen — da ich Sie aber sprechen muß, ließ man mich auf dringendes Bitten hier hinaufsteigen. Die kurze Fahrt kostet mich dreihundert Livres."

Schon als der Eindringling den Mantel auseinandergeschlagen, hatte der Regent seinen Degen gesenkt.

Er rief laut und erstaunt: „Was sehe ich? Lord Stairs."

„Lord Stairs," wiederholten Alle; aus den Winkeln kamen die Damen hervor. Der Lord, zur Zeit englischer Gesandter, sprang mit großer Geschicklichkeit vom Tische auf den Boden ohne ein Glas umzustoßen.

„Was thun Sie hier? wie kommen Sie zu diesem

dreisten Entschlusse?" zürnte der Regent, dessen Stimme zwar noch lallte, dessen Rausch jedoch bereits zu verfliegen begann, wie denn immer bei Ereignissen ernster oder außergewöhnlicher Art, die kecken Geister des Weines entfliehen.

„Monseigneur," sagte Lord Stairs ernst. „Sie können sich wohl denken, daß ein außerordentlich wichtiges Ereigniß nur allein mich zu diesem kühnen Schritte treiben konnte. Sie kennen meine Ergebenheit für Sie. Wie sollte ich zu Ihnen gelangen? es ist schwerste Strafe darauf gesetzt, Ihre Amüsements zu stören. Kein Diener wagte an eine Thür zu pochen, nirgends fand ich Einlaß — nur diese neue Maschinerie begünstigte mich. Ich gab mein Versprechen, dem Haushofmeister dreihundert Livres zu zahlen, wenn er mich heraufsteigen ließe."

„Aber der Grund? der Grund?" fragte der Regent ungeduldig.

„Eilen Sie, Monseigneur," rief Stairs dringend. „Eine große Gefahr ist im Anzuge. Seine Majestät Ludwig der Fünfzehnte sind plötzlich bedenklich erkrankt — man fürchtet das Aeußerste — schon seit zwei Stunden dauert der Anfall. Villeroy, der Herzog du Maine und seine Freunde umstehen das Bett, sind in der Nähe. Es sind zweierlei Dinge möglich: entweder ist beim Eintritte des Schlimmsten eine Cabale gegen Eure Hoheit sofort zu Stande gebracht — oder wenn jener schreckliche Fall nicht eintreten sollte, wird man nicht zögern, einen neuen abscheulichen Verdacht in die

Welt zu schleudern, der bedeutend dadurch unterstützt werden dürfte, daß Sie während der bedenklichen Lage Ihres königlichen Mündels bei den Freuden Ihrer kleinen Soupers verweilten — wo es übrigens, wie ich wohl einsehe — recht lustig herzugehen scheint —" setzte Lord Stairs kaltblütig hinzu, sich rings im Zimmer umschauend. —

Auf den Regenten hatte diese Mittheilung gleich einem Donnerschlage gewirkt. Er stand einige Sekunden starr und sprachlos, der Rausch, der bereits wieder im Zunehmen gewesen — durch Stairs Erscheinung aber halb verflogen war, wich jetzt ganz.

„Wie — der König — mein kleiner Herr!" rief Philipp. „Alles vergeben, Alles verziehen, Mylord, Ihre Hand — Sie sind ein braver Mann — werde es England gedenken. Heda! Nocé, auf der Stelle den Wagen — Du hast doch den Deinigen?"

„Zu Befehl, Monseigneur."

Der Regent ordnete seinen Anzug, der bei dem Gelage in Unordnung gekommen war.

„Meine Freundinnen — adieu — eine höhere Pflicht ruft mich. Ist der Wagen noch nicht da?"

„Ich gab bereits Befehle."

„Ich warte nicht länger — ich gehe zu Fuß."

„Ich begleite Sie, Monseigneur," rief Canillac.

„Auch ich — auch ich," riefen Ravannes und Stairs.

Broglie jedoch und Cossé schienen keine besondere Lust zu haben, den letzten Rest ihres Amüsements aufzugeben,

aber Brissac hatte schon des Regenten Hut, den Ueberwurf aus Seide und die Handschuhe gebracht.

„Ist der Wagen da?“ rief der Regent.

„Noch nicht, Monseigneur.“

„So eilen wir zu Fuß davon — wir nehmen einen Fiaker unterwegs.“

Der Regent hatte die größte Eile, sein Gesicht zeugte von schwerer Sorge, er blickte die Damen, welche noch vor Kurzem Gegenstände seiner höchsten Aufmerksamkeit waren, sehr flüchtig an — er verwickelte sich in der Hast in seinen Rockärmel — konnte die Handschuhe nicht schnell genug anknöpfen und war trotz seiner Beleibtheit ein Muster für Schnellläufer, als Nocé die Thüren des Saales geöffnet hatte. Er schritt seinen Begleitern voraus durch den Garten, dessen Thür die Bedienten öffneten, vor dem Hause angekommen sagte jedoch Canillac: „Monseigneur, jetzt treten Sie wieder in unsre Mitte.“

Stairs, Canillac, Brissac und Ravannes umringten den Regenten, sie pfiffen und riefen nach einem Fiaker — nirgends war ein Wagen zu finden.

„Sie hätten das Maaß Ihrer Güte voll machen sollen, Mylord,“ sagte der Regent, „und einen Wagen zur Stelle bringen.“

„Ich lief davon, wie ich ging und stand — ins Palais Royal, wo ich Ibagnet traf, der mir Ihren Aufenthalt mittheilte — ich erfuhr die Sache durch den Secretair

Villeroy's — es scheint, daß man absichtlich des Königs Zustand geheim halten wollte."

„Hm — hm — es sind Schurken," rief der Regent laut. „Eilen wir, der Weg ist weit genug — ist kein Wagen da?"

„Nein — es ist ringsum Nichts zu sehen."

Sie schritten hastig weiter. Plötzlich ertönte dicht vor Ihnen, in der Straße Saint Jacques, welche in die Straße Des Arcis mündete, ein furchtbares Geschrei. Lichter tanzten in der Entfernung hin und her, einige Leute öffneten schon die Fenster — man schrie „Hülfe" und „Mörder". Dergleichen Scenen waren bei der Unsicherheit in Paris zu jener Zeit nichts Seltnes — der Regent hatte bei seinen nächtlichen Wanderungen oft genug solche Auftritte erlebt, — in diesem Momente der höchsten Eile war ihm jedoch die Möglichkeit eines Aufgehaltenwerdens höchst fatal.

„Kehren wir lieber um," sagte er, „durch die Straße Boucherie und dann in die Straße Saint Germain l'Auxerrois."

Er und seine Begleiter wendeten sich, aber der tolle Lärmen wälzte sich ihnen auch hier und zwar von der Straße de la Monnaie aus, entgegen. Ehe der Regent noch ausweichen konnte, war er sammt seinen Begleitern von etwa hundert Personen umringt, welche wild durcheinander schrieen, gegen einander ausfielen, theils mit Knitteln, theils mit Degen sich angriffen und dabei ein mörderisches Geschrei erhoben, an welches sich auch ein Dutzend Frauenzimmer der verworfensten Art betheiligten.

„Platz gemacht — schnell da,“ herrschte Canillac dem Haufen zu, der sich dicht vor ihnen, die ganze Straße sperrend, zusammenknäuelte.

„Hurrah! hier sind Neue — schlagt sie auch zu Boden,“ brüllten die ersten der Kerle.

„Um Gotteswillen wir kommen zu spät —“ jammerte der Regent Stairs Arm ergreifend. „Mein kleiner Monarch stirbt vielleicht — ohne daß ich in seiner Nähe bin.“

„Platz noch ein Mal!“ rief Canillac den Degen ziehend.

„Aha — Sie wollen durch — Sie haben auch nicht bezahlt.“

„Hurrah — auf sie los — ja wohl, Vergnügen — Unterhaltung haben und kein Geld zahlen wollen — schlagt sie zu Boden, sie gehören mit zu den hohen Gaunern.“

Der Kreis öffnete sich und ließ den Regenten und seine Begleiter einen Trupp erblicken der beim Scheine der Fackeln und Laternen eine vollständige Schlacht lieferte, bei welcher sich bereits die Schaarwache und die abscheulichen Weiber betheiligten. Wie aus den hin und herschwirrenden Reden hervorging, hatte eine große Gesellschaft von Cavalieren ein in der Nähe befindliches, öffentliches Haus besucht und hier den tollsten Unfug getrieben — schließlich dasselbe aber ohne den gehörigen Sünderlohn zu entrichten verlassen. Anwesende Freunde der Buhldirnen, die Wächter des Hauses und verschiedene nicht viel bessere Nachbarn waren auf den Hülferuf der Geschädigten herbeigeeilt — eine vollständige

Schlacht begann und ohne auf die Protestation des Regenten und seiner Genossen zu hören wurden diese mit in den Scandal verwickelt.

„Halten Sie sich nur an uns Monseigneur," flüsterte Canillac der den Regenten zwischen sich und Ravannes schob. „Wir bringen Sie hindurch."

Während Stairs und Brissac sich mit einigen Tollen umherbalgten, drängten die Begleiter des Regenten mit ihm durch die immer zahlreicher werdende Masse.

„Hier, hier — dieser Dicke war dabei," schrie ein Mädchen — eine Furie, sich auf den Regenten werfend —.

„Ich kenne Dich nicht Weib," rief Philipp. „Laß mich." Er schleuderte sie zurück.

„Aber Du bist mit mir bekannt — heran es ist Canillac der Capitain — es ist der blasse Ravannes." Sie klammerte sich an Canillac fest.

„Teufel wir sind in der Patsche," flüsterte der Regent. „Die Zeit ist kostbar — gebe ich mich zu erkennen?"

„Nein mein gnädiger Herr," flüsterte Ravannes.

In diesem Augenblick brach sich ein Mann, mit dem Degen fürchterliche Stöße austheilend, durch die Menge Bahn — sein schönes Gesicht war in abscheulicher Weise durch den Trunk geröthet — seinen Hut hatte er verloren — seine Kleider hingen ihm lose und theils zerfetzt um den Körper.

„Heran Ihr Hunde," brüllte er. „Ha — das sind

gewiß Diejenigen, welche nicht zahlen wollten — deshalb fallt Ihr uns an."

Er schlug wie rasend um sich — stand aber wie von unsichtbarer Gewalt gehalten still vor dem Regenten — den er, obwohl hin und her wankend, durch den Schleier des Rausches hindurch doch erkannte.

„Graf Horn — mein Vetter," sagte halblaut der Regent.

„Ja — ja Philipp" stammelte der Wüstling. „Ich war im Hause — ja — Alles vertrunken — Alles verspielt — sie wollen uns packen —."

„Nieder mit ihnen," brüllte die Menge und ein neues Gefecht begann.

„Nein, packt den — der kann zahlen" heulte Graf Horn auf den Regenten deutend. „Er hat Geld — er macht es — er kann Zettel statt Geld ausgeben — es ist der — —"

Er sprach nicht weiter denn Canillac hatte ihn bei der Kehle gefaßt und zog ihn, eine verzweifelte Anstrengung machend hinweg, der Regent, Ravannes und Stairs, der unterdessen wieder herbeigeeilt war — hieben und stießen wie Tolle um sich, Schläge und Püffe rasselten auf ihre Hüte nieder und trafen ihre Rücken, aber die Angst trieb den Regenten vorwärts und indem der kraftvolle Canillac den taumelnden Horn vor sich hinschob — ihn gewissermaßen als Mauerbrecher gebrauchend — gelangten sie glücklich in die Straße Sanct Germain l'Auxerrois, wo

ihnen soeben eine große Abtheilung der Schaarwache entgegenkam, welcher sich der Regent zu erkennen gab. Sie eilten sofort nach den Kampfplatz. Jetzt ließ Canillac den Grafen los — der nach Luft zu schnappen suchte und dessen Trunkenheit der rasenden Aufregung gewichen war.

„Sie sollen mir Rechenschaft geben, mein Herr," krächzte er.

„Wagen Sie noch einen Schritt," rief der Regent vortretend, „und Sie sind verloren. Danken Sie es dem wichtigen Augenblicke, der mich abruft, daß ich Sie nicht verhaften ließ. Sie Elender."

„Pah," schrie Graf Horn. „Ich komme daher, woher Sie auch kommen werden Monseigneur. Freilich sind die Häuser und die Gesellschaft nobler, welche Sie besuchen — aber ich bin auch nicht immer da zu finden, wo ich heut Abend war — nobel oder nicht — in der Sache ist es dasselbe."

„Sie sind ein Elender —," rief der Regent. „Nicht, daß sie ein schlechtes Haus besuchten, schändet Sie — daß Sie auch Ihren Herrn — Ihren Verwandten verriethen, um einige Louisd'ors zu erpressen, das ist schmachvoll. Gute Nacht Lump — kommen Sie morgen ins Palais Royal — ich werde Ihre Schulden bezahlen."

Der Regent war während der letzten Worte schon weiter geeilt, seine Begleiter folgten.

„Ich werde kommen," schrie Horn ihm nach. „Es wird gut sein, wenn Sie sich mir als Freund erhalten, Monseigneur — ich werde noch hoch steigen."

„Du wirst auf dem Rabenstein enden," tönte es durch die Nacht zurück aus dem Munde des Regenten.

„Es ist ein Freund Cellamare's," flüsterte Stairs dem Regenten zu. „Ein spanischer Spion."

„Ich scheere mich den Teufel darum," sagte der Regent. „Wenn ich nur erst bei dem Könige wäre — dieses Aufhalten war vielleicht verhängnißvoll."

Sie hatten jetzt den Louvre erreicht und passirten, da der Regent erkannt wurde, sogleich die Thore. In den Tuilerien angekommen, fanden sie Alles in größter Aufregung.

„Ach — Monseigneur," rief ihm Herr von Valef entgegen, der soeben die Treppe hinabkam. „Endlich sind Sie da — wir haben sie gesucht wie eine Stecknadel."

„Sie lügen mein Herr," sagte der Regent die Treppe hinaufsteigend. „Sie haben nicht daran gedacht mich zu suchen. Sie würden es vor ihrem Herrn nicht wagen."

Valef war Kammerherr des Herzogs du Maine.

VIII.

Der kranke König.

Als der Regent durch eine Menge von Zimmern, durch die Lakaien und Diener, welche nur um sich wichtig zu machen in den Corridoren hin- und herliefen, in das Cabinet des Königs getreten war, erblickte er verschiedene, ihm sehr mißliebige Personen. Zunächst dem Bette stand der Herzog du Maine. Der hinkende Bastardsohn Ludwigs XIV. war der Hauptfeind des Regenten. Seine Seele war ebenso krüppelhaft als sein linkes Bein — ebenso häßlich als sein Gesicht schön war. Neben ihm stand Villeroy, diesem zunächst Frau von Ferté, eine Schwester der Frau von Ventadour, der Herzog von Bourbon, den man geholt hatte, lehnte an einem Tische. Außer Chirac und Marechal, den königlichen Aerzten, waren die Doctoren Silva, Dümoulin, Camille und ein sehr junger Arzt anwesend, dessen Name aber schon jetzt eine große Berühmtheit erlangt hatte: Helvetius, der Vater des nachmals so berühmten Philosophen. Einige untergeordnete Personen trieben sich im Zimmer umher, unter Andern Boldüc, des Königs Apotheker, der

einen Trank rührte. Als man den Regenten erblickte, neigte sich Alles — der Herzog von Bourbon kam ihm entgegen.

„Sie kommen spät, Monseigneur," sagte du Maine, der seiner Bosheit doch einen Ausdruck geben wollte.

„Das ist weniger zu verwundern, wunderlicher ist es, Herr Schwager, daß Sie so früh hier waren," sagte der Regent, an des Königs Bett tretend.

Kaum hatte er sich dem Bette genähert, als auch Saint-Simon in das Zimmer trat — er athmete hoch auf, da er den Regenten gewahrte. Der kleine König hatte sich im besten Wohlsein zu Bett gelegt, war aber nach einigen Stunden unter heftigem Hals- und Kopfweh, bei starkem Fieber aufgewacht. Fast unmittelbar nach dem Erwachen begann er irre zu reden. Auf seine wiederholten Klagen eilte Herr von Villeroy an das Bett. Da er des Königs Aussehen merklich verändert fand, weckte er die Kammerdiener, eine große Bewegung entstand in den Tuilerien, der Neffe des Herrn Marschalls, Capitain der Garden, stürzte sogleich in den Luxembourg, wo um diese Zeit der Herr Herzog du Maine anwesend war. Den Regenten zu holen — daran dachte Niemand. Die Anzeichen eines heftigen Leidens mehrten sich bei dem kleinen Könige — man ließ Chirac kommen, der nicht allein handeln wollte, als der Regent eintrat, fand er die genannten Aerzte schon versammelt. — Der König war vom Fieber dergestalt eingenommen, daß er Niemand erkannte — seltsamer Weise aber

schien er sogleich den Regenten zu erkennen, denn als dieser an seinem Bette erschien, streckte der König ihm die kleine Hand entgegen und sagte mit matter Stimme:

„Ich freue mich Sie zu sehen, mein Onkel — ich bin sehr von der Hitze geplagt und ich bin verdrießlich, weil ich mir das schöne Spielwerk zerbrochen habe, welches Sie mir heut Morgen schenkten."

Damit sank er wieder zurück in die Kissen.

„Das Kind ist sehr krank," sagte mit besorgter Miene der Regent. „Meine Herren Doctoren, was fehlt dem Könige?"

Als Antwort auf diese Frage ertönte aus dem Winkel des Zimmers:

„Der König hat mit Gift gespielt — er ist vergiftet."

Alle Anwesenden erzitterten vor Schreck, der Herzog von Bourbon that einen lauten Schrei, selbst du Maine erbleichte, sie fühlten das Schreckliche dieses Ausspruches mit seiner ganzen Schwere auf sich lasten — er enthüllte die Gedanken der Feinde des Regenten und verrieth, was in seiner Abwesenheit verhandelt worden war.

„Wer sprach dieses Wort aus?" sagte der Regent, von dem Bette des Königs in die Mitte des Zimmers tretend.

Die Sprecherin war Frau von la Ferté gewesen — sie bereute schon das vorschnell ausgesprochene Wort, aber es ließ sich nicht mehr zurücknehmen.

„Wie kommen Sie zu dieser Aeußerung, Madame?" fragte der Regent.

„Weil — weil — oh —“ stotterte Frau von la Ferté. „Erlassen Sie mir die Antwort, Monseigneur.“

„Nein — ich befehle Ihnen zu sagen, wie Sie zu dieser Aeußerung kommen.“

„Es wurde erzählt, daß Euer Hoheit Seiner Majestät heut Morgen ein Spielwerk gebracht hätten, welches der König gleich nach Ihrem Fortgehen zerbrach. Dieses Spielwerk sei mit Arsenik oder Quecksilber gefüllt gewesen, von diesem höchst giftigen Stoffe habe der König etwas in seine Hände bekommen, es sei durch die Poren in den Körper gedrungen, auch habe er davon eingeathmet.“

Der Regent ließ seine Blicke über die Personen schweifen, welche das Zimmer füllten und ließ die Blicke einige Sekunden auf Villeroy und dem Herzog du Maine ruhen.

„Diese Behauptung, Frau de la Ferté,“ sagte er ruhig, ohne die Augen von den beiden Herren fortzuwenden, „ist ebenso albern, als nichtswürdig und Diejenigen, welche sie in Umlauf gesetzt haben, sind entweder Dummköpfe oder Schurken. Chirac,“ wendete er sich jetzt zum Arzte. „Was soll geschehen? was halten die Herren für nothwendig.“

„Monseigneur,“ sagte der Arzt. „Wir sind verschiedener Ansicht. In der Mehrheit aber sind wir einig, auch Herr Marechal, pflichtet uns bei, wir müssen innere Mittel anwenden und haben deshalb schon einen Trank verordnet, den Bolduc bereitet.“

„Und wer ist gegen die inneren Mittel?“

„Dort der Arzt, Herr Helvetius, die Herren Silva und Camille.“

Der Regent sah den Hauptgegner der übrigen Aerzte mit durchdringenden Blicken an.

„Ihr Ruf ist sehr bedeutend, mein Herr,“ sagte er. „Es steht sehr viel auf dem Spiele, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren. Was würden Sie vorschlagen?“

„Ich erkläre die Krankheit Seiner Majestät für eine heftige Erkältung,“ sagte Helvetius. „Und die einzige Rettung, wenn die Krankheit nicht das Gehirn ergreifen und den König rettungslos dem Tode überliefern soll — ist ein Aderlaß am Fuße.“

„Nie! nie!“ riefen Marechal und Chirac. „Ein Aderlaß ist hier von der höchsten Gefahr begleitet.“

Der König stieß in diesem Augenblicke einen heftigen Schmerzensschrei aus — die bei ihm beschäftigten Diener vermochten ihn kaum zu halten, so heftig warf ihn das Fieber.

„Es ist die höchste Zeit, Monseigneur,“ sagte Helvetius.

„Monseigneur,“ rief Marechal. „Bedenken Sie die fürchterliche Verantwortung, welche Sie auf sich nehmen. Das Leben des Königs ist gefährdet, wenn dieser Aderlaß gewagt wird — es ist nicht anzunehmen, daß es glücklich abläuft — ich wasche meine Hände.“

Der Herzog du Maine und Villeroy wechselten nur Blicke miteinander, sie lauerten gleich Wölfen auf die Entscheidung des Regenten. Wenn dieser der Meinung Hel-

vetius beitrat, dann konnte ein großes Unheil entstehen — der Regent war der Mörder des Königs, wenn der Aderlaß unglücklich verlief, und man konnte das Gerücht aussprengen: Um den Verdacht der Vergiftung zu vertilgen, hat er den König opfern lassen, damit es heißen solle: nicht durch das Gift ist er gestorben, sondern durch den Aderlaß, der ein Fieber heben sollte, das die Erkältung erzeugte. Der Regent stand inmitten der sehr bewegten Gruppe.

„Geben Sie den Aderlaß nicht zu,“ flehte Frau de la Ferté.

„Nein, Monseigneur, thun Sie es nicht,“ bat der Herzog von Bourbon.

„Um keinen Preis der Welt würde ich diese Verantwortung auf mein Gewissen nehmen,“ sagte mit fester Stimme jetzt Villeroy.

„Ueberlegen Sie wohl, Monseigneur,“ bat Saint-Simon.

Der Regent blieb vollständig ruhig. Ein neuer und gewaltiger Unterschied zwischen dem Manne, der in der Gesellschaft leichtfertiger Frauen noch vor kurzer Zeit dem Glase zugesprochen, und Dem, der jetzt in dem entscheidenden Augenblicke, wo es sich um das Leben und Sterben eines Königs, eines zarten Knaben handelte, das letzte Wort sprechen sollte. Da stand der Regent noch ganz und gar mit dem Koth besudelt, den die Händelsucher der Straße Saint Jacques auf ihn gespritzt hatten, mit den zer-

rissenen Spitzenbesätzen und den zerzausten Haaren, welche die rohen Fäuste der Nachtschwärmer getroffen hatten.

„Sie sind also entschieden gegen den Aderlaß?" fragte der Regent zu Marechal gewendet.

„Ja. Und so sehr, daß ich, so lange noch eine Lanzette in Frankreich existirte, sie lieber zerbrechen würde, damit dem Könige nicht zur Ader gelassen werde."

Alle hingen nach dieser Antwort mit gespannten Blicken an dem Munde des Regenten.

„Und Sie, Herr Helvetius — was sagen Sie?"

Helvetius trat den Leibärzten entgegen.

„Meine Herren," sagte er. „Sie sind gegen den Aderlaß. Stehen Sie mit Ihren Köpfen dafür, daß des Königs Leben erhalten bleibt, wenn ihm nicht zur Ader gelassen wird?"

Die Leibärzte schwiegen.

„Allerdings," sagte Chirac nach einer Pause, über die Kühnheit des Arztes betroffen. „Diese Verantwortung können wir nicht übernehmen."

„Wohlan denn," rief Helvetius. „Ich hafte mit meinem Kopfe dafür, daß der König am Leben bleibt, wenn ihm zur Ader gelassen wird. Monseigneur — Sie werden befehlen."

Der Regent blickte noch ein Mal den Arzt an, dessen bildschönes und kühnes Gesicht die feste Zuversicht ausdrückte.

„Herr Helvetius," sagte der Regent. „Lassen Sie Seine Majestät zur Ader."

Die Versammlung stieß einen Schrei aus.

„Es ist eine furchtbare Sache — das Blut ist gefährlich," sagte jetzt der Herzog du Maine vortretend.

„Ich weiß, Herr Herzog," entgegnete höhnisch lächelnd der Regent. „Sie können kein Blut sehen — also entfernen Sie sich."

„Monseigneur — der Regentschaftsrath — um —"

„Entfernen Sie sich — ich befehle es," rief der Regent mit fester Stimme, worauf du Maine zähneknirschend sich zurückzog.

„Alle Andern — begeben sich in das Vorzimmer" fuhr der Regent fort. „Nur ich, Herr Helvetius und Bolduc bleiben bei Seiner Majestät. Ich werde Nachricht über das Befinden des Königs bringen."

Ohne einen Laut zu erwidern zog sich Alles zurück, die Thüren schlossen sich.

„Wenn Alles gut geht — wann kann eine Veränderung sichtbar sein?" fragte der Regent Helvetius.

„In einer Stunde muß jede dringende Gefahr vorüber sein."

Die ins Vorzimmer Verwiesenen, die Freunde und Feinde des Regenten, durchlebten eine bange Stunde, zuweilen hörte man im Schlafzimmer des Königs Geräusch — dann ward es wieder still — Niemand wagte zu reden — der Herzog du Maine hatte sich auf einen Sessel niedergelassen und unterhielt sich flüsternd mit Villeroy und Valef, der herbeigekommen war. Auf der andern Seite des Zim-

mers saßen und standen die Freunde des Regenten. Das Morgenlicht drang schon durch die Vorhänge und kämpfte mit dem Lampenschein, die Uhren schlugen — die Wachen in den Tuilerien riefen ihre Ablösung aus — da öffnete sich die Thür des Schlafzimmers, der Regent erschien auf der Schwelle. Es war genau eine Stunde verflossen, seitdem Helvetius dem Könige die Ader geschlagen hatte.

„Meine Herrschaften,“ sagte der Regent. „Wir haben seit dem Aderlasse eine Stunde gewartet, um die Wirkung zu sehen — ich kann Ihnen die frohe Mittheilung machen, daß jede dringende Gefahr für Seine Majestät vorüber ist. Herr Helvetius hatte Recht — die Herren Aerzte bitte ich zu seiner Majestät zu kommen.“

Die Schüler Aesculaps gingen hinein. Sie kehrten nach einiger Zeit zurück und meldeten, daß das Fieber bedeutend nachgelassen habe und daß die dringende Gefahr vorüber sei. Die Kunde verbreitete sich schnell durch den Palast der Tuilerien und von da auf die Straße. Schon am Abend hatten Gerüchte von der plötzlichen Krankheit des Königs ihren Weg ins Publikum gefunden. Der Regent kehrte in das Vorzimmer zurück.

„Frau de la Ferté,“ sagte er. „Sie werden bei Seiner Majestät bleiben, ebenso die Herren von Villeroy und Saint-Simon, die Herren Marechal, Chirac, Helvetius und Camille. Ich selbst bin im Palais-Royal zu finden. Es war also eine E r k ä l t u n g Seiner Majestät,“ sagte er sich zu Marechal wendend.

„Nichts weiter, Monseigneur," bestätigten die Aerzte.

„Sehen Sie wohl," fuhr der Regent fort. „Man kann sich gar zu leicht täuschen. Es ist keine giftige Einathmung, kein Hineindringen von Arsenik in die Poren gewesen — oder gar, ha! ha! am Ende eine Magenbeschwerung durch Bonbons — nicht wahr, Herr Marschall?"

Er ging hinaus.

„Oh — er wird stürzen," flüsterte wüthend du Maine dem Marschall ins Ohr.

„Cellamare ist bereits mit Allem einverstanden, drei Monate weiter und er sitzt in einer spanischen Festung hinter Schloß und Riegel." — —

Der Regent war in seinem Schlafkabinet angekommen.

„Es war eine schlimmer Abend — eine böse Nacht," sagte er, seine Abenteuer erzählend, zu Ibagnet, der ihn entkleidete.

„Ich fürchtete schon, Euer Hoheit würden gar nicht wiederkommen," meinte Ibagnet.

„Ja — ja — es ist spät geworden," sagte der Regent, sich in sein Bett werfend. „Schlafe noch einige Stunden."

Der Sonnenstrahl spielte vom Garten des Palais-Royal in das Schlafgemach.

„Ein bewegter Tag liegt wieder hinter mir," sagte der Regent, als die Uhr die sechste Morgenstunde schlug.

Vierundzwanzig Stunden waren vergangen. Der Regent begann einzuschlummern. — —

Das war ein Tag aus dem Leben Philipps Herzogs

von Orleans. Mit der Schilderung dieses Tages ist zugleich ein Bild der Verhältnisse und Zustände gegeben, in deren Mitte der Regent sich befand. Er athmete schwer — die wüsten Stunden, die furchtbaren Erregungen ließen den Schlaf nicht erquickend werden. Draußen begannen die Glocken zu läuten, die Nachricht von der Rettung des Königs durch einen Aderlaß war schon in den frühen Morgenstunden bekannt geworden.

„Wohin, mein Herr?" fragte der Schweizer einen Cavalier, der mit keckem Schritte durch die Vorhalle des Palais ging und auf die Treppe hinaufsteigen wollte.

„Ich bin zu Seiner Hoheit bestellt worden," sagte brüsque der junge Mann.

„Ah, Herr Graf Horn — Seine Hoheit schlummern noch."

„So — ich werde wiederkommen. — Was läuten denn schon so früh die Glocken? das ist doch nicht zur Messe?"

„Wissen Sie nicht, Herr Graf? Seine Majestät waren gestern in Lebensgefahr, aber ein Aderlaß hat Rettung gebracht, nun wird ein Dankgottesdienst eingeläutet. Der Herr Herzog-Regent wurden noch in später Nacht geholt — aus — einer Gesellschaft, aber Monseigneur, der den Befehl zum rettenden Aderlasse geben wollte, wäre beinahe zu spät gekommen, weil eine Rotte von Banditen, solche liederliche Schufte, die ehrliche Leute anfallen, Seine Hoheit im Weitergehen hindern wollte, bis sich der Herzog mit dem Degen Bahn machte. Ibagnet sagt: es seien hoch-

adlige Herren dabei gewesen. Die Leute hätten großes Unheil anrichten können."

„Guten Morgen," sagte Horn, sich schnell umwendend.

Er verließ die Halle.

„Unter allen Schuften in Rittermänteln ist der Einer der größten," brummte der Schweizer.

IX.

Die Herren von Courtaumer.

Die Gegend des Orleanais, welche zwischen Blois und Bourges, dem Gebiete von Orleans, am linken Ufer der Loire liegt, war und ist noch unter dem Namen Sologne bekannt. Diese Gegend ist zum Theil eine Ebene, in welcher Städte und Dörfer zerstreut liegen, zum großen Theil aber besteht die Sologne aus Hügeln und Wäldern oder Haiden, in denen viele Moore und Sümpfe zu finden sind. Mitten in den prächtigen Haidestrecken wird der Schritt des Wandrers oft gehemmt durch einen großen Teich, den man fast See nennen könnte, um dessen Ufer sich die dunklen Tannenwälder wie ein Kranz legen. In den Wald hineinstreifend, trifft man oft auf ein Schloß oder auf eine im alten Style gebaute Meierei, welche aus den Zeiten des eilften Ludwig stammt und ehemals auch eine Art von Herrensitz war, bevor das Haus in die Hände der einfachen Landleute kam. Diesen Charakter zeigt die Sologne besonders gegen die Grenze der Isle de France oder gegen das Auxerre zu — wenn diese alten Bezeichnungen noch beibehalten werden dürfen, wofür der Leser um Ent-

schuldigung gebeten wird, aber wir erzählen aus dem Jahre 1718. — An jener Stelle kann man heut noch die prächtigen Waldungen sehen, die aus der Höhe eines Thurmes betrachtet, gleich einem ungeheuren Meere, dessen Wellen verschiedne Dimensionen angenommen haben, zwischen den Windungen der Loire und den Dörfern und Städten dahinfluthen. An einigen Stellen sind diese Waldungen weniger dicht. Dann zeigt sich wohl eine Art von Lichtung. Sie ist häufig von einem kleinen Dorfe oder Flecken bestanden und über diesem Dorfe thront, von schönen Parkanlagen umgeben, ein stattliches Schloß. Eine solche Lichtung im großen Maßstabe war in der Nähe der kleinen Stadt Sully zu finden. Hier lag das schöne, im herrlichen Parke fast begrabene Schloß der Herzöge von Bethune. Maximilian, Graf von Bethune hatte im Jahre 1602 durch den großen König Heinrich IV. die Erhebung dieses Besitzes zum Herzogthum und zur Pairie erlangt. Dann, nachdem die Familie so hoch gestiegen, wurde das Schloß der Mittelpunkt einer hohen und unternehmenden Gesellschaft. Im Jahre 1621 hielt es als Zufluchtsort vieler Reformirten sogar eine Art von Belagerung aus und wurde durch den Grafen von Saint Paul zur Uebergabe gezwungen. — Schloß Sully blickte auf die kleine Stadt nieder welche sich am Fuße des Hügels bis gegen die Mitte desselben amphitheatralisch hinaufzog und deren Grenze durch einen Calvarienberg bezeichnet wurde. Dicht hinter demselben lief die Mauer des Schlosses, welche den Garten

einschloß, aus dessen hohen Baumgipfeln die Thürme und Zinnen von Schloß Sully hervorschauten. Der großartige Bau, mit Gallerien und Treppen, Terrassen und Altanen versehen, vereinte die Architectur verschiedener Jahrhunderte in sich. Gegen Osten zog sich der Park, über Hügel kletternd und in Thäler sich senkend, hin — bis er, jeden Charakter eines Parkes verlierend, zum dichten und stellenweis undurchdringlichen Walde ausartete, in dessen tiefen Gründen das zahlreiche Wild seinen Schutz fand, ehe es die Hörner der Jäger von Sully aufscheuchte. Wenn man das Schloß und seine Umgebung von der Höhe des Hauptthurmes betrachtete, so gewahrte man genau die Grenzen des Besitzes der Bethune's. Eine Grenze zog sich gegen das Berry hin — dort stießen königliche Gebiete an die der Bethune's. Eine andre zog sich in der Richtung von Saint Denis fort — dort lag zunächst ein kleines, aber dennoch reich gebautes Schloß mit dem dazu gehörenden Walde, den Aeckern und Wiesen. Dieses Schloß gehörte dem Präsidenten Feriol. Gegen Saint Laurent erblickte man eigentlich nur dunkle Wälder, aus welchen zuweilen das Silberband der Loire hervorblitzte, die sich in vielen Windungen, einen Seitenarm durch die dunklen Forsten streckend, im Gebiete der Sologne dahinschlängelte. Wenn diese Stelle der Sologne nur flüchtig betrachtet wurde, so gewahrte man freilich nur Waldung, wenn man aber genauer hinsah, dann entdeckte man, ganz tief im Waldwinkel, etwa eine halbe Meile von der Stadt Sully entfernt

liegend, ein kleines Haus oder, wenn man höflich sein will: ein Schloß. Es war allerdings ein solches, aber es konnte reichlich seine Geburt aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts herleiten, und die Häuser der damaligen adligen Herren wurden zu jener Zeit schnell genug Schlösser getauft. Sie bildeten nur ein großes, viereckiges Gebäude. Dieses bestand aus vier zusammenhängenden Fronten, welche einen kleinen Hof einschlossen. Ein solches Schlößchen war das im Walde von Sully stehende. Es hatte Fenster, die mindestens zwanzig Fuß hoch über dem Erdboden angebracht waren und nur einen Haupteingang, an seinen vier Ecken waren kleine Thürme angebaut, eigentlich mehr Erker mit spitzen Dächern. Von diesen Erkern aus konnte man ins Land hineinschauen, man sah deutlich die Gardinen hinter den Fenstern des prächtigen Schlosses von Sully und konnte auch die Dächer von Feriol erblicken. Die Bedachung des kleinen Schlosses selbst war aber durch die Zeit so mit Moos und Hauslaub überzogen worden, daß man von Sully oder Feriol aus sehr scharf hinblicken mußte, um die Thürmchen von dem Waldesgrün zu unterscheiden, welches dicht bis an die Dachfirsten hinanragte. Dieses kleine, einsame Schloß wollen wir zunächst besuchen. Sagen wir gleich, daß es Eigenthum der Herren von Courtaumer war, von denen der Leser unsrer Erzählung schon so oft reden hörte. Bei Schloß Courtaumer war der Boden an einer Stelle gerodet worden, man hatte hier einen kleinen Nutzgarten angelegt, der für die Besitzer das nothwendige Gemüse

abwarf und dessen Bearbeitung Mühe genug gekostet hatte. Neben diesem Garten lief eine große Wiese hin, hinter dieser Wiese lag, vom Walde umsäumt, ein Stück Weizenacker. Wenn man vom Schlosse aus nach verschiednen Richtungen in den Wald ging, so kam man zu einem starken Wildzaune — dieser bildete die Grenze des Gebietes der Courtaumer's. Der Grundbesitz war also nicht groß und das sechsfach getheilte, mit vielen wunderlichen Thieren und Zeichen versehene Wappen über der Pforte des Schlosses, welches in Stein gehauen prangte, und mit drei Stechhelmen gekrönt war, sah auf eine ziemlich herabgekommene Besitzung nieder. Wir haben schon gehört, daß die Courtaumer's arme Edelleute waren. Sie hatten Vermögen besessen — viele Theile des Waldes waren einst ihr Eigenthum gewesen, aber die liederlichen Herren der Frondezeit hatten die letzten bedeutenden Grundstücke veräußern müssen. Nur das, was unmittelbar zum Stammgute gehörte, war verblieben — und hier thronte der alte Marquis Pipin von Courtaumer mit seinem Sohne Armand, einem schönen und braven jungen Manne. Die Mutter Armand's ruhte in der kleinen Kirche von Sully — der alte Marquis hatte eine ganze Zeit lang sparen müssen, um die Grabstellen an sich zu bringen, welche die Körper seiner Lieben und seinen eignen dereinst aufnehmen sollten. Er hatte sich die Kosten für den Leichenstein vom Munde abgedarbt — als Genovefa von Courtaumer, seine geliebte Gattin starb — ihm den kleinen Armand zurücklassend,

aber der Marquis war sehr stolz. Es konnte leicht auf sehr noble Weise gemacht werden, daß man ihm einen schönen Leichenstein verehrte, allein der Marquis hätte sich eher erschossen, als eine Unterstützung seiner Nachbarn angenommen. Der Leichenstein wurde daher einfach gefertigt, aber der Marquis ließ doch das sechsmal getheilte Wappen mit den drei Stechhelmen darauf hauen. Da er sich nicht mit den reichen Leuten seiner Nachbarschaft messen konnte, zog er sich ganz und gar zurück, hielt seinen Sohn strenge wie einen Mönch, ließ ihm beim Prior der Brüder vom Berge Carmel in Sully eine ganz leidliche Erziehung geben und im Uebrigen nur dem Jägerhandwerk leben, denn der Marquis hatte von seinen ganzen Vorrechten noch Eines gerettet: Er durfte in dem großen Walde der Sologne das Jagdrecht ausüben, auch hatte er auf der Bank der Grundherren Sitz und Stimme. Infolge dessen war er genöthigt gewesen, seinen Rang zu behaupten und mit dem besten Kleide angethan der Versammlung in der Stadt Sully beizuwohnen. Hier spielte der alte Marquis trotz seiner Armuth eine Rolle, denn sein großartiges Wesen, der Zug von Ritterlichkeit und Adel, der dem alten Herrn aus der Zeit des großen Ludwig — wie man Ludwig den Vierzehnten gern nannte — anklebte, gewann ihm, wenn auch nicht die Neigung, so doch den Respect der Versammlung, die aus vielen guten Edelleuten bestand. Man machte einige Versuche, ihn in den Kreis zu ziehen, aber

Pipin von Courtaumer wußte sehr wohl, wie seine Börse beschaffen war, und ließ sich nicht verleiten. Er sagte:

„In meinen Magen sieht Niemand hinein — in mein Schloß lasse ich Keinen blicken — also kann ich vor den Leuten groß thun, sie wissen nicht, daß ich drei Mal in der Woche Gemüse essen muß, welches kein Bauer schlechter auf den Tisch bringt.“

Der Marquis hatte aber doch eine Art Verbindung mit dem Adel der Umgegend unterhalten müssen: Man hatte nämlich seinen hübschen Sohn zum Balle geladen, den die Grundbesitzer gaben, und Pipin wollte dem jungen Manne nicht die Freude verderben. Armand blieb jedoch trotz seiner Armuth nicht unbeachtet, sondern zog die Augen einiger besonders schöner junger Damen auf sich. Eine dieser Damen war Blanche von Bethune, die Tochter des reichen und großen Herzogs, dem das mächtige Schloß mit den endlosen Park- und Waldanlagen gehörte. Blanche war ein sehr liebenswürdiges Mädchen, sie brachte mit den Ihrigen einen Theil des Jahres in Paris zu und ihr größtes Vergnügen war die Erzeugnisse der damals auftauchenden Schriftsteller zu lesen. Nun hatte sich Blanche nicht nur an dem Lesen ergötzt, sondern sie liebte es auch besonders, sich in die Welt hineinzuträumen, mit welcher der Dichter — in welcher er lebte und dabei konnte sie sich ganz die Charaktere aneignen, sie war die Person selbst, welche die Hauptfigur des Romanes oder des Gedichtes bildete. Wenn sie sich im Schlosse von Sully, in der Einsamkeit dieser Waldungen

befand, dann gewannen die Bilder noch mehr an Leben. Es war ihr, als müsse sie in diesen dichten und schweigenden Forsten ihr Leben beschließen, die Einsamkeit sprach mächtig zu ihr, und da zu jener Zeit schon die Schilderungen der glücklichen Inseln des Oceans, jener noch wenig gekannten Welt, im Umlauf waren, brauchte Blanche nicht viel Phantasie, um sich mitten in eine jener Inseln hineinzuträumen, wenn sie im tiefen Walde ohne Begleitung ihrer Schwestern umherstrich. Die Eltern, der Herzog und die Herzogin von Bethune, waren den Schriftstellern nicht abhold, aber der Stolz, den der Herzog in seine Stellung setzte, ließ ihn nicht in directe Berührung mit Leuten von der Feder kommen. Blanche mußte vielerlei Ermahnung anhören, sie grübelte aber gar zu gern nach — in dieser Einsamkeit, diesem Inselleben, fehlte ihr ein Gegenstand, der mit ihr die Stille der Waldung, den Zauber der Abgeschiedenheit getheilt hätte. Es konnte nicht fehlen, daß Blanche von Bethune unter dem jungen Adel der Gegend zahlreiche Anbeter fand, aber diese Leute behagten ihr nicht, sie waren allzu modern — sie sprachen nur von Paris und von Amüsements der Cavaliere. Da traf an jenem Ballabende ihr Blick auf Armand von Courtaumer. Sie sah dieses schöne und gute Antlitz, wie es mit einer Art neidischen Ausdruckes auf die zierlichen Tänzer blickte, sie sah, wie der junge Mann seine Faust ballte, als ihm von gewissen Seiten her einige spöttische Blicke zugeschleudert wurden.

„Wer ist dieser junge Mann dort?" fragte sie die Mutter.

„Oh — das ist ein Herr von Courtaumer — ein Gutsnachbar," lachte ein wenig höhnisch die Herzogin. „Du hast ihn früher schon gesehen, als er noch ein kleiner Knabe war — aber die Jahre Deiner Erziehung in Paris haben diese Gestalt dort aus Deinem Gedächtnisse entfernt. Es ist ein armer Teufel von Edelmann — er kann wohl ein Wappen aufweisen, aber kaum ein Pferd halten."

Blanche's Hang zur Romantik erwachte mächtig. Sie suchte den jungen Mann zu ermuthigen — es war ihr wehmüthig ums Herz geworden, als sie diesen schönen Jüngling so fern, und mit dem Fehler der Armuth beladen, stehen sah. Der Tanz neigte sich dem Ende, man vertheilte Rosen, was zu jener Zeit des Jahres eine Seltenheit war. Die Herren vom Tanze spendeten ihre Rosen den Damen und diese wieder die Blumen den Herren, welche sie auszeichnen wollten. Blanche von Bethune sah man aber durch den Saal gehen, sie richtete ihre Schritte auf eine Stelle zwischen dem Geländer des Orchesters und den Sitzen der Ballgäste, Aller Augen folgten ihr. Man sah, wie sie auf einen jungen Mann, den Herrn Armand von Courtaumer zutrat und ihm die Rose reichte.

„Sie haben nicht getanzt, Herr von Courtaumer," sagte sie. „Gestatten Sie mir, Ihnen als Entschädigung dafür diese Rose reichen zu dürfen."

Armand vermochte seine Verlegenheit nicht zu bemeistern, dieses schöne Mädchen, die Tochter des mächtigen und reichen Herzogs von Bethune gab ihm die Rose — ihm, dem

armen Edelmanne — war das etwa Hohn? — nein, dies schöne und edle Gesicht log nicht — es drückte die vollkommenste Theilnahme aus — das verletzte zwar ein wenig den Stolz Armand's, denn er sagte sich: daß Blanche Mitleid empfinde — aber er nahm die Rose, indem er seinen Dank stammelte. Als Blanche zurückkehrte, erblickte sie das Antlitz ihrer Mutter einigermaßen geröthet.

„Mein Kind," sagte die Herzogin, „Du hast eine Tactlosigkeit begangen, die ich bei Deiner, in Paris in der Pension von La Violâtre vollendeten Erziehung nicht begreife. Einem jungen Manne ohne alle weitere Veranlassung die Rose zu geben — —"

„Er stand so allein, Mama."

„Alles gut, aber — —"

„Nicht übel," tönte in diesem Augenblicke die Stimme der Marquise von Vendôme. „Das Fräulein hat Aufsehen erregt."

„Madame," sagte der Herzog von Bethune, welcher hinzugetreten war. „Meine Tochter weiß sehr wohl, daß Herr von Courtaumer ein armer Edelmann ist, und Sie werden ihr keinen Vorwurf daraus machen, daß sie mitleidig einem armen jungen Menschen die bittre Empfindung des Zurückgehaltenseins durch eine kleine Aufmerksamkeit versüßte."

Die Vendôme fühlte sich beruhigt, aber ein alter Herr, der Marquis von Croissard, ebenfalls Grundbesitzer in der Sologne, hatte diese Worte gehört und wendete sich schnell um.

„Herr Herzog," sagte er. „Die Courtaumer's sind gute Edelleute."

„Ich habe daran nie gezweifelt, Herr Marquis — aber es ist außer dem guten Namen heut noch etwas Anderes nothwendig: Geld — recht viel Geld, Herr Marquis," sagte der Herzog.

„Leider Gottes ja — das verfluchte Geld — Sie werden sehen, es wird noch ein schreckliches Elend stiften, dieses Geldhaschen. Aber Sie müssen dem armen Edelmanne keinen Vorwurf daraus machen, daß er nicht so viel besitzt als Sie. Ihre Tochter hat recht gehandelt."

Er stand auf und ging. Blanche war in Verlegenheit — sie fürchtete, Armand werde die Aeußerung ihres Vaters erfahren, der Herzog begnügte sich zu sagen:

„Mein Engel, ich verbiete Dir, dergleichen Acte des Wohlwollens oder der Herablassung auszuüben, Du siehst, wohin das führt."

Blanche hörte kaum darauf, sie suchte Armand — er hatte schon den Ballsaal verlassen. Blanche war sehr bekümmert. Sie konnte sich nicht von der Erinnerung an Armand losreißen. Ihr von romantischen Ideen, von einer ziemlich ungewählten Lectüre vollgepfropftes Köpfchen begann zu arbeiten. Der Zwang, das Verbot — so unbedeutend Beides auch sein mochte, reizte die junge Dame, und sie hatte gefunden, was sie in ihrer Phantasie suchte: den idealen Genossen der Einsamkeit. Diese Empfindungen, diese Gestaltungen eines jugendlichen Gemüthes, einer jugend-

lichen Phantasie sind die Bleibenden für das ganze Leben. Blanche von Bethune entging diesem bestrickenden Zauber nicht. Sie wollte ihm auch nicht entfliehen — sie fühlte sich glücklich, ein Geheimniß in sich bergen zu können, ein Gegenstand besondrer Aufmerksamkeit zu sein, sie verglich sich mit den Ritterfräuleins und angebeteten Damen ihrer Romane, welche nicht lieben sollen. Armand hatte auf Blanche äußerst günstig wirken müssen, denn es ließ sich nicht leicht ein schönerer junger Mann finden. Sein frisches und doch edles Gesicht wurde von dunklen Haaren umspielt, die er nach Sitte der Landbewohner jener Gegend ganz frei um Stirn und Nacken wallen ließ. Er trug nicht die steife Kleidung der adligen Herren, sondern — es war allerdings Nothwendigkeit, da er keinen gestickten Rock besaß — hatte sein ländliches Wamms an, das sich am Halse öffnete und den von einem gestickten, blendendweißen Kragen umgebnen schlanken Hals und Nacken schauen ließ. Seine kraftvolle Gestalt war durch die körperlichen Uebungen sehr geschmeidig geworden und er zeigte bei seinem Auftreten eine gewisse Eleganz. Dies Alles, in Verbindung mit seiner Bescheidenheit mußte Blanche fesseln, deren Sinne für romantische Abenteuer empfänglich genug waren. Aber wenn Blanche Armand's gedachte — so schwelgte dieser in der Erinnerung an die liebreizende junge Dame. Es war ihm noch kein weibliches Wesen in dieser Weise entgegengekommen. Aufgewachsen in der Einsamkeit des kleinen, väterlichen Schlosses, hatte er keine andere Umgebung kennen

gelernt, als die seines Vaters, den alten und einzigen Diener Franz, dann einige Leute aus dem Städtchen Sully, die Brüder vom Berge Carmel, drei oder vier Bauerndirnen, welche die nothwendigen Verkäufe im Schlosse abmachten, und sehr selten einen alten, vergilbten Herren, der den Marquis besuchte und fast ebenso klapperig aussah, als dieser. Blanche hatte deshalb den jungen Mann in die höchste Extase versetzt, er hatte sich ebenfalls mit einigen Persönlichkeiten befreundet, welche in der Phantasie der Dichter leben — der Amadis, die Geschichte des Ritters vom blutenden Herzen und der „treue Paladin", diese Erzeugnisse machten nebst einigen andern die Bibliothek des Vaters aus, die Memoiren Brantome's hielt der Marquis sorgfältig eingeschlossen, weil es noch einige Stellen darin gab, welche für den jungen Armand gefährlich werden konnten, dagegen hatte dieser die Memoiren des Cardinals von Retz gelesen, welche um jene Zeit herauskamen und eifrig gesucht wurden. Der Postmeister von Sully hatte sie dem Marquis geliehen. Diese Glorificirung der Fronde und ihres Aufstandes hatte des jungen Armand Phantasie mächtig erregt. Die Menge schöner und muthiger Frauen, welche die bewegenden Kräfte der Frondezeit bilden, mußten ihn entzücken. Er dachte sich in diese Lagen voll Gefahren hinein, sah die Preise winken, er träumte von dem Lohne, der Muthigen zu Theil werden konnte, und bedauerte, hier an diese Scholle gefesselt zu sein — da trat ihm Blanche

entgegen — sein Roman begann. Er wußte, er kannte genau den Abstand zwischen seiner Person und der einer Herzogin von Bethune — und gerade dies reizte ihn. Er trocknete sorgfältig die Rose, schloß sie in eine Tasche und trug diese an einem Bande auf der Brust. Armand hatte keinen sehnsüchtigeren Wunsch als den, ein Mal wieder Blanche zu begegnen. Er war verliebt in die reizende Herzogin, aber er wußte sich dieses Gefühl nicht zu deuten oder wagte sich vielleicht gar nicht zu gestehen, daß er solche Empfindungen hege. Es war für den bescheidnen jungen Mann genug, wenn er die schöne Blanche sehen durfte, denn er verglich seine ärmliche Wohnung mit der glänzenden des Herzogs von Bethune — das war schon genügend. Oh — nie war ihm das Demüthigende seiner Armuth in schärferen Umrissen vor die Seele getreten. Er dachte nur daran, wie es möglich sein könne, Reichthum zu erwerben — denn an Bravheit seiner Gesinnung fürchtete er nicht Mangel zu leiden, aber die Armuth — das war es. Seine Familie war gut und alt genug, um sich mit den Bethune's messen zu können, wenn er Geld besäße? — er hatte in den Romanen vom Auffinden geheimer und verborgener Schätze in den Gewölben gelesen, von reich gewordenen Leuten, die auf Feldern und in Wiesen einen Schatz erhoben, aber weder für die eine noch für die andere Art war in Schloß Courtaumer Aussicht. Es kam hinzu, daß sein Vater recht wohl die Veränderung merkte, welche mit dem jungen Marquis vorgegangen war, er konnte

freilich den Grund nicht errathen, sondern schrieb ihn auf Rechnung des erwachten Bewußtseins der ärmlichen Lage, welches Armand seit dem Balle recht einleuchtend geworden sein müsse, da er sich im Kreise so vieler eleganter und reicher junger Leute bewegt hatte. Der Marquis wurde nun ebenfalls nachdenklich. Er begann sich ein Bild zu entwerfen von der Zukunft Armand's, sollte der schöne, brave junge Mann, dem die Vorsehung Kopf und Herz am richtigen Flecke stehend gegeben hatte, in diesem kleinen elenden Schlosse — in der Wildniß verkommen? aber wie ihn in bessere Lage bringen? wie hätte der Marquis das bewerkstelligen können ohne jegliche Geldmittel? durch Protection — aber Pipin hatte sich von allen den ehemaligen Freunden zurückgezogen, ein Wiederanknüpfen der Bekanntschaften wäre fast einer Demüthigung gleich gekommen. Das ließ der Stolz des Marquis nicht zu — es hätte also nur ein günstiger Zufall den jungen Armand aus diesen Verhältnissen reißen können nnd darauf sich zu verlassen, war doch ziemlich in die Luft gebaut. Armand ließ keinen Tag vorüber gehen, ohne in die Nähe des Schlosses Sully zu streifen. Der an das Komische streifende Stolz des Vaters hatte ihm zwar aufs Strengste untersagt, selbst den allgemeinen Fahrweg, der mitten durch den Forst des Schlosses lief, zu benutzen, um in die großen Wälder zu gelangen, in denen Courtaumer das Recht der Jagd besaß. Armand war deshalb in weitem Bogen um die Stadt Sully herumgegangen. Jetzt aber übertrat er

das Verbot seines Vaters und schlich in den Wald von Sully. Er legte seine Flinte gewöhnlich an einem bestimmten Orte nieder, um im Falle eines Zusammentreffens mit den Jägern nicht der Wilddieberei verdächtig zu werden — dann schlich er immer weiter bis an die Grundmauer der letzten Terrasse hin, welche von Schloß Sully in den Wald lief — da war er denn glücklich und auch unglücklich zugleich, denn er sah die schöne Blanche allerdings wieder, aber in einem glänzenden Wagen, den zwei prachtvolle Pferde zogen — auf den Schlägen saßen Pagen; ein Kutscher, der eine Allongeperrücke trug, wie sie der Oberpräfect der Sologne nicht so schön besaß, lenkte das Gespann und im Wagen saßen Blanche, ihre Mutter und die jüngere Schwester, Fräulein Marguerite von Bethune, alle Drei in Seide gekleidet, über welche die feinen indischen Schleier wie Wolken lagerten, mit köstlichen Frisuren und flatternden Bändern geschückt. Da stand der arme Edelmann und lachte sich selber aus und sah den Wagen leicht wie eine Feder von den kraftvollen Rossen gezogen die Terrasse hinab in den Park rollen, er verschwand — Armand meinte, er werde ihn für heut nicht wiedersehen, als er plötzlich vor ihm auf dem Fahrwege erschien. Er war von der Terrasse in den Park gefahren. Er kam dicht, ganz dicht an Armand heran, der zwischen zwei Taxusbäumen stand, welche am Fuße der Aufmauerung neben viele andere ihres Gleichen gepflanzt worden waren. Armand's Herz schlug gewaltig — er wollte davoneilen, er

fürchtete den Zorn der Frau Herzogin, aber er konnte nicht mehr fort, der Wagen war wenig Schritte von ihm entfernt — die Frau von Bethune sprach glücklicher Weise zu Fräulein Marguerite und schien ihr Etwas zu beschreiben, Blanche aber sah gerade nach der Richtung hin, wo Armand in seinem bescheidenen Jagdkleide stand. Sie erkannte ihn — ja — sie wendete sich nicht fort, der arme Edelmann war nicht von der Tochter des hohen, reichen Mannes genarrt worden, denn sie grüßte freundlich — sie wurde sogar verlegen und — Armand konnte sich nicht täuschen — sie winkte ihm und deutete zugleich in den Wald hinein.

Der Wagen rollte davon — Armand blieb vor Glück ganz betäubt in dem Winkel an der Terrasse eine Zeit lang stehen, dann ermannte er sich und ging in den Wald zurück, an die Stelle, wo seine Flinte verborgen lag. Was hatte die Bewegung Blanche's zu bedeuten? So unbefangen der junge Marquis auch sein mochte, er durfte nicht lange grübeln: sie bedeutete: geh in den Wald hinein — auch ich werde dort sein. Armand wagte zwar noch nicht recht, an ein solches Glück zu glauben, er sang freudig bei dem Gedanken an die Möglichkeit.

„Mein Freund," sagte der Marquis, „Du bist heute sehr lustig — lustiger als ich Dich seit langer Zeit sah."

„So? oh, mein Vater, das scheint Ihnen nur so — ich bin es immer."

Der Marquis seufzte.

„Guter Sohn," sagte er, „ich wollte, ich könnte Dich recht glücklich machen — aber so — —"

Er blickte zur Wand empor. Ueber dem schwarz gewordenen Tafelwerk hing das lebensgroße Bild eines Mannes in ganzem Harnische. Es war Claude Pierre von Courtaumer, einer der berühmtesten Vorfahren. Viele andere Bilder hingen noch an den Wänden umher, auch einige Helme ganz mit Rost bedeckt, Armbrüste — auch einige Schilde, hinter welchen in Strahlenform sich Schwerter und Streitäxte hervorstreckten, zierten die räucherigen Mauern.

„Als jener Mann noch lebte," sagte Marquis Pipin, auf Claude's Bild deutend, „da gehörte der halbe Wald von Sologne uns — da waren die Feriole's — die Bethune's noch nicht hier — diese Schmarotzerpflanzen am Stamme meines adligen Baumes."

„Aber, mein Vater — —"

„Es sind Schmarotzerpflanzen, sage ich," fuhr Pipin unwillig fort, seinen zerrissenen und daher vielfach geflickten seidnen Schlafrock über seine Beine zusammenschlagend. „Ich nenne sie so, weil sie zu Denen gehören, welche mit dem Erbärmlichsten — ich will gerade nicht sagen dem Entbehrlichsten — mit dem Gelde umherwerfen können. Mit dem Mammon haben sie uns die Stücke Eigenthum abgehandelt. Feriol, der Pächterlümmel, hat ein Schloß gekauft — Bethune, der in der That eine Schmarotzerpflanze ist,

denn Heinrich der Vierte hat die Bethune's erst zu Pairs gemacht — Bethune kaufte uns den anderen Theil ab."

„Ei, mein Vater, wo blieb das Geld?"

Der Marquis stand auf und ging bis zum Ende der langen Bilderreihe, woselbst er vor drei Portraits stehen blieb, deren Originale in der Tracht aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, etwa um 1680 herum, abgebildet waren.

„Es ging hinaus für diese drei Herren," rief er. „Ja, Messieurs, für Euch habe ich die Schulden bezahlt, um Euer Andenken in Ehren zu halten, zahlte ich — und blieb mit meinem Sohne hier auf dieser kleinen Scholle, wo wir allabendlich Eier, ein Stückchen Landwurst und Ziegenkäse speisen, während Sie einst sich in Burgunder badeten. Danken Sie uns das im Grabe. Wir haben Nichts gethan, als Ihre Ehre gerettet — aber wir sind dafür —" er sah sich vorsichtig um, als hätten die alten Wände Ohren — „wir sind dafür beinahe — zu Ihnen gesagt, meine lieben Herren — Bettler."

Er hatte die letzten Worte in flüsterndem Tone gesprochen, aber die Thränen traten ihm doch in die Augen. Armand mußte lächeln — diese Mischung von Stolz und Bekenntniß der armseligen Lage hatte freilich etwas Komisches und Rührendes zugleich.

„Mein lieber Vater," sagte Armand, „lassen Sie sich nicht allzu sehr niederbeugen. Es wird noch ein Mal besser werden."

„Niederbeugen?" rief der Marquis, sich stolz empor-

richtend. „Ein Courtaumer läßt sich nicht beugen. Oho — sie haben mich vertreiben wollen aus dieser Gegend, aber ich bin hier fest geblieben auf dieser Stelle, wo mein Stammgut ist — diese elenden Bethune's, die ich hasse, haben Respect vor mir. Ich sah es wohl auf der Versammlung, sie blickten mich scheu an und ich rechne es mir als ein besonderes Glück, daß ich nie von ihnen auch nur ein Sous Vorschuß oder Darlehn genommen habe. Es sind trotz ihres Geldes elende Wichte. Heutzutage hat dieser Mammon übrigens gar keinen Werth, denn es werden in Paris die größten Lumpenhunde steinreiche Leute, seitdem der — Kerl da aus Schottland oder England, ein gewisser Law, eine Zettelbank etablirt hat, wo die Menschen für ihr baares Geld Papierfetzen erhalten, welche der Staat einlösen muß."

Armand dachte nach — er träumte sich plötzlich in den Besitz eines riesigen Vermögens, durch welches er bei den Bethune's würdig auftreten könne.

„Gnädiger Herr, es ist servirt," sagte in diesem Augenblicke Franz, mit einer zerknitterten Serviette über den Arm näher tretend, als wenn es einer Mahlzeit gälte, bei welcher von Silber gespeist würde. Der Marquis hatte das so anbefohlen, und es war ein Rest seiner entschwundenen Größe.

„Dann zum Souper, mein Sohn," sagte er gravitätisch, „ich will mit Dir zusammen speisen."

Das Souper war in einem der kleinen kerkerartigen Thürmchen aufgetragen, und bestand aus einigen kalten

und ziemlich mageren Hammelrippchen, Ueberbleibsel vom Diner, einem Salate und vier harten Eiern nebst Brod und Butter, auch stand ein alter Deckelkrug in der Mitte des Tisches, mit Bier gefüllt. Das Mahl war immerhin reichlich genug für die einsamen Schloßbewohner, und der Marquis sah mit Befriedigung, daß Franz auch heute für die gute Adjustirung des Tisches gesorgt hatte, denn es standen in einer Vase, deren Rand allerdings zerbrochen war, frischduftende Blumen, eine besondere Lieblingszierde für den Marquis, auf dem Tische. Pipin betete erst leise, dann nahm er Platz — ihm gegenüber Armand; Franz bediente Beide, als ob sie noch in dem reichgeschmückten Ahnensaale säßen, wie vor etwa hundert Jahren ihre Väter gesessen hatten.

„Es ist ausgemacht," sagte Marquis Pipin, „daß Du, mein lieber Armand, hier nicht für immer bleiben kannst. Die erste günstige Gelegenheit werde ich für Dich benutzen, Du mußt eine Stellung in der Welt haben."

„Es wird mir nicht leicht werden," seufzte Armand, „heut fragt alle Welt nach den Mitteln — die Leute müssen glänzend auftreten."

„Ich dachte schon daran, einige Freunde anzugehen — aber wir können nicht so ohne Weiteres die Sache angreifen — ja, wenn mein Bruder noch lebte, ich würde Dich in die Marine treten lassen, aber der Capitain liegt auf dem Grunde der Bay von Biscaya —"

„Ich habe schon gedacht," sagte Armand, ein wenig

zögernd, „mich einmal dem Herzoge von Bethune vorzustellen — sie waren sehr freundlich gegen mich.“

Der alte Marquis verfärbte sich — er ließ das Messer fallen, und es fehlte wenig, so hätte er, wie einst der alte Eberhardt von Würtemberg, das Tafeltuch zwischen sich und seinem Sohne zerschnitten, er konnte einige Sekunden lang nur ächzen, dann sagte er mit feierlichem Tone:

„Armand — was muß ich hören? wäre es möglich? Du könntest Dich so weit vergessen, bei jenen erbärmlichen Leuten Dienste zu suchen? nein, das ist unmöglich und ich werde Dich darüber gar nicht mehr zur Rede stellen — ich verbiete Dir, kraft meiner väterlichen Gewalt, jemals an eine Verbindung mit diesen Bethune's zu denken — lieber magst Du für immer hier im Walde verborgen bleiben, als daß Du dem Tropf eine Stellung in der Welt zu danken hättest.“

Er fing an hastig zu essen und hustete halb vor Zorn — halb vor Emsigkeit bei dem Genusse der letzten Hammelrippe.

„Das fehlte mir noch,“ murmelte er. „Nein, diese Tropfe — oh — wenn ich nur ein Mal im Stande wäre, ihnen die Zähne — ihnen die größte Verachtung zu erzeigen, durch eine Sache, in der ich über sie triumphiren könnte.“

Armand hatte keineswegs ernstlich daran gedacht, in Bethune's Dienst treten oder ihm eine Anstellung verdanken zu wollen, er wollte nur sehen, ob der Haß seines Vaters

gegen die Bethune's ganz unüberwindlich sei — denn Armand hätte gern eine Annäherung herbeigeführt. Leider sah er, daß kein Mittel helfen würde — er mußte vielmehr das strenge Verbot gegen jede Gemeinschaft mit den Bethune's hinnehmen, er beschloß aber, sich daran nicht zu kehren, soweit die Sache Blanche betraf. Als der Marquis schon zur Ruhe gegangen war, blieb Armand noch in seinem engen Stübchen, welches in einem der Seitenthürme, dicht unter dem spitzen Dache lag. Von hier aus konnte er über die Baumgipfel hinweg, das Schloß der Bethune's erblicken. Die ungeheuren Wälder lagen in schweigendem Ernste da, vom Mondlichte beschienen, kein Lüftchen bewegte die Zweige, in der stillen Nacht träumte es sich so herrlich von künftigem Glücke. Armand konnte in dem Thurme von Schloß Sully das Licht aufflammen sehen — es war ihm, as winkte es, er glaubte fest, daß Blanche da hoch oben dieses feurige Zeichen gebe und er beschloß trotz des väterlichen Verbotes, morgen am Tage wieder einen Streifzug gegen Schloß Sully zu unternehmen, vielleicht war ihm das Glück günstig — vielleicht hatte er die Handbewegung Blanche's richtig gedeutet. Am nächsten Tage nahm Armand seine Flinte auf die Schulter und zog aus dem kleinen Schlosse in den Wald. Er machte den Weg über das Wiesengrundstück seines Vaters, denn der alte Marquis konnte sonst Verdacht schöpfen und glauben, Armand gehe nach Schloß Sully. Der Marquis Pipin war schon in seinem Garten beschäftigt. Er machte es

wie alle großen Philosophen: er bebaute sein Land. Er war eben im Begriff, eine Unkrautstaude aus dem Kohlbeete zu entfernen, als er Armand erblickte.

„Du gehst heut früh aus, mein Junge," sagte er, sich auf die Hacke stützend.

„Nicht so früh als sonst, Papa," entgegnete Armand.

„Kommst Du zum Diner wieder?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Gieb mir die Hand, Armand," sagte der Marquis.

Armand reichte dem Vater die Hand.

„Du hast heut Nacht nicht gut geschlafen," fuhr Pipin fort. „Ich hörte Dich noch lange umhergehen. Grüble nicht über Deine Zukunft, Armand — es wird wohl besser werden."

Armand ging. Als er unten am Saume des Waldes angekommen war, wendete er sich links und kam wieder in die neben dem Gütchen seines Vaters gelegene Waldstrecke der Bethune's. Hier war eine Markung, ein großer hohler Eichbaum, vor dem ein Marienbild aufgestellt war. Armand barg in dem Baum seine Flinte dann ging er weiter in der Richtung nach Sully. Er kannte diese Waldwege sehr genau und sie führten ihn gerade auf die Terrasse, wo er die reizende Erscheinung: Blanche im Wagen sitzend, gehabt hatte. Wenn das Fräulein wirklich in den Wald gezogen war, so rechnete Armand darauf, daß sie von hier aus ihre Wanderung anzutreten haben werde. Er lächelte zwar über seine Albernheit — er hielt die Handbewegung

Blanche's für eine ganz zufällige — dann zweifelte er doch wieder daran und in diesem Zweifeln, mit diesen Gedanken sich tragend und kämpfend, kam er immer tiefer in den Park — es war schon der Beginn des Waldes, Armand befand sich mitten in einer von Schlingpflanzen und Baumstämmen gebildeten Laube — da tauchte ein helles Gewand aus dem Grün auf — eine Waldnymphe? nein — es war das Fräulein Blanche von Bethune. Die beiden jungen Leute standen einander gegenüber ohne sich zu begrüßen, sie waren erstaunt, und doch hatte Eins das Andere zu finden gehofft. Blanche, als die Lebensgewandtere ergriff das Wort.

„Sie haben sich wohl von dem Hauptwege in den Park verirrt, Herr von Courtaumer," sagte sie.

Armand blickte das Fräulein fragend an. Er konnte sich in der That geirrt haben — Blanche war nur zufällig hier.

„Sie haben Recht, gnädiges Fräulein," erwiederte er. „Ich kam durch Zufall vom Wege ab — ich würde nicht gewagt haben, in den Park Ihres Herrn Vaters zu dringen, um so weniger, wenn ich vermuthet hätte, Sie hier zu finden."

„Ei das ist nicht artig, Herr von Courtaumer," lachte Blanche. „Ich dächte, wenn Sie gewußt hätten mich hier zu treffen, würden Sie erst recht gekommen sein?"

„Wie sollte ich das gewagt haben."

„Sie haben nicht gesehen, daß ich eine Weisung gab, als der Wagen an Ihnen vorüberrollte?"

Armand wollte vor Entzücken einen Luftsprung thun, aber seine Schüchternheit hielt ihn von diesem Beweise des Entzückens zurück.

„Wie? Sie hätten mir wirklich diese Gunst — —"

„Haben Sie die Bewegung meiner Hand bemerkt oder nicht?"

„Ja, mein Fräulein."

„Nun also. Sie haben mich glücklich aufgefunden — Sie werden nun fragen, was ich Ihnen hier — in dieser Einsamkeit zu sagen habe."

Armand wagte Blanche nicht anzublicken.

„Herr von Courtaumer," begann die kleine Herzogin, sich auf einen von Moos bezogenen Stein niederlassend, was ganz reizend und malerisch aussah. „Herr von Courtaumer, ich habe Sie auf dem Balle recht genau beobachtet und Ihnen einen Beweis meiner Aufmerksamkeit gegeben. Ich habe schon Allerlei in der Welt — in der großen Welt gesehen — ich kann ein wenig die Menschen beurtheilen: Sie sind nicht glücklich."

Armand ließ das Haupt sinken und seufzte.

„Ich kann mir denken, weshalb Sie es nicht sind," fuhr Blanche fort. „Sie verkümmern in dem Dunkel der Wälder — in den schwarzen Mauern Ihres ärmlichen Schlößchens."

Armand fuhr auf — sein Gesicht röthete sich und die Augen blitzten.

„Mein Fräulein," sagte er. „Die Bethune's sind nicht bessere Edelleute als die Courtaumer's, — ich hoffe — Sie haben diese Unterredung nicht herbeigeführt, um mich zu demüthigen."

„Wieder der Stolz Ihres ehrenwerthen Vaters," sagte Blanche sanft, ihre Hand auf seinen Arm legend. „Ein Stolz, der Sie, gerade Sie, von der Möglichkeit, eine gute Carrierre zu machen, zurückhält. Armand — Herr von Courtaumer — Sie könnten denken, daß ich Ihnen wehe thun wollte? — Nein, Sie denken das nicht. Ich weiß: Sie haben, als ich Ihnen die Rose brachte, gefühlt, daß mich Ihre Lage schmerzt, daß ich eine innige Theilnahme für Sie hege, und wenn Sie die Rose auch längst als verwelkte Blätter, als Staub, in die Luft gestreut haben."

„Ach, mein Fräulein," rief Armand, „Sie täuschen sich — ich bin nicht so mit diesem Beweise Ihrer Güte, Ihres schönen Herzens umgegangen — sehen Sie hier?"

Er zog die an seinem Halse hängende kleine Tasche hervor, welche die getrocknete Rose barg.

Die junge Herzogin reichte ihm die Hand.

„Sie geben Etwas auf die Theilnahme Blanche's von Bethune — so werden Sie mir eine Frage nicht übel deuten. Kann ich Nichts für Sie thun, daß Sie der engen Umarmung kleinlicher Verhältnisse entschlüpfen? wollen Sie nicht wagen, die gefallene Größe Ihres Hauses aufzurichten?"

Armand drückte seine Hand vor die Augen.

„Sie sind mir wie ein Engel erschienen, gnädiges

Fräulein," rief er, die Hand wieder sinken lassend. „Ja, ja, ich leide in dieser Enge, in dieser Versumpfung, ich möchte hinaus in die große Welt, um dort den Namen der Courtaumer's wieder ein wenig glänzen zu lassen, ich fühle die Kraft in mir, ich versuche es, die Schwingen zu heben — aber den auffliegenden Vogel bedroht ein Geier — ein Geier mit Krallen und Schnabel von Eisen — die Armuth." Armand's Augen füllten sich mit Thränen des Zornes. „Sie sind mir so gütig entgegen gekommen, daß ich mich dieses Bekenntnisses nicht schäme — ja, die Armuth beugt mich — ich kann nicht vorwärts."

Blanche hatte den schönen, jungen Mann voll Rührung angeblickt — sie erinnerte sich der stolzen Worte ihrer Eltern, aber sie war fest entschlossen, für Armand Etwas zu thun — zu wagen — sie wollte nur seiner Zustimmung sicher sein.

„Und wenn mein Vater nun sich für Sie verwendete — würden Sie die Hand von sich weisen, welche man Ihnen reichte?"

Armand blickte die Herzogin fest an.

„Mein Fräulein," sagte er kalt, „ich nehme Ihres Vaters Beistand nicht an, weil er stolz und verächtlich auf die armen Courtaumer's herabgeblickt hat — mein Vater ist ein erklärter Gegner Ihres Herrn Papas, und ich werde nicht von einem Manne Wohlthaten empfangen, der mir eine Geringschätzung zeigte."

„Sie verkennen meinen Vater — aber doch — ich

finde Ihr Gebahren ritterlich, ich kann diese Empfindlichkeit verstehen — geben Sie mir Ihre Hand, Herr von Courtaumer, nicht wahr, und Sie zürnen mir nicht wegen meiner Frage?"

„Ihnen? Ihnen zürnen?" rief Armand, überwältigt von dem Liebreiz und der Einfachheit des schönen Mädchens, und die Hand Blanche's an seine Lippen drückend. „Oh — wenn ich aus Ihrer Hand ein Glück empfangen dürfte, ich würde nicht zaudern — ich würde es dankbar empfangen, wie ich diese Rose empfing, welche auf meinem Herzen ruhen soll."

„Die Schicksale nehmen oft wunderliche Wege, Herr von Courtaumer, ich bin vielleicht bestimmt, in das Ihrige zu greifen — ich wollte Ihnen nur zeigen, daß Sie eine theilnehmende Person in dieser Stille der Wälder, welche Sie umgeben, gefunden haben. Leben Sie wohl."

Sie regte sich trotz dieses Abschiedswortes nicht von der Stelle; Armand wagte es noch einmal, ihre Hand zu berühren.

„Und ich werde Sie nicht wieder sehen? ich muß Abschied von Ihnen nehmen? für lange — lange Zeit?" sagte er.

Blanche kämpfte mit sich — dann sagte sie treuherzig:

„Nein, Armand, wir werden uns wiedersehen. Wie Sie liebe auch ich den Wald — den stillen dunklen Wald, wir wollen uns hier an dieser Stelle finden, ich kann Ihnen zeigen, was Sie gewiß noch nicht kennen:

die geistigen Schätze unserer Dichter — ich werde Ihnen Gedichte und zuweilen auch ein Drama bringen — Papa ist ein Freund der Schriftsteller, haben Sie schon von dem jungen Arouet gehört, der jetzt in Paris so viel Aufsehen macht — den der Regent in die Bastille stecken ließ?“

„Sie halten mich für einen Menschen, der gar zu weit in der Bildung zurück ist,“ lächelte Armand. „Ich habe auch so Manches gelesen — ich habe von Arouet gehört drunten im Städtchen Sully — mein Vater verabscheut diesen Arouet. Er hat ein Pasquill auf Ludwig den Vierzehnten gemacht — aber ich möchte wohl mehr von ihm lesen.“

„Sie sollen lesen von ihm, denn hören Sie nur: dieser große, wenn auch noch junge Dichter wird bei uns im Schlosse Wohnung nehmen.“

„Wie? der Angreifer des Königs — bei Ihnen?“

„Oh, dieser Angriff ist vergeben — gebüßt. Arouet ist ein Gegner des Regenten, also ist er meinem Vater willkommen. Villars, Valef, die Herzogin du Maine, alle sind des Regenten Gegner — Sie werden sehen, wie dieser Arouet herrliche Verse macht — wir wollen sie lesen, hier im Dunkel des Waldes — Sie werden kommen, nicht wahr?“

„Wie können Sie fragen,“ rief Armand entzückt.

„So leben Sie denn wohl, Armand — wir sehen uns wieder.“ — —

Von diesem Tage an waren die beiden jungen Leute

fleißiger als je Besucher des Waldes. Marquis Pipin konnte nicht begreifen, daß sein Sohn so viel Unglück als Jäger habe, denn selten brachte er ein Stück Wild mit nach Hause und die Herzogin von Bethune, welche den Sommeraufenthalt in Sully der Stadtluft von Paris vorzog, fand die Liebhaberei ihrer Tochter für den Wald ganz begreiflich. Blanche ging mit einem Täschchen voll Bücher in den Park — an der einsamen Stelle erwartete sie Armand. Die beiden jungen Leute ließen sich unter dem Laubdache nieder. Blanche schlug die Bücher auf und Armand hörte doch Allerlei, wovon er noch keine Kenntniß gehabt, und bei dieser reizenden Beschäftigung näherten sich die Herzen einander immer mehr — Armand von Courtaumer und Blanche von Bethune liebten einander, noch ehe sie es wagten, sich selbst dieses Geständniß zu machen. Armand schwelgte in Glück — er hatte jedes Streben nach äußerem Ruhm vergessen — der Gedanke von dem Walde, von Blanche scheiden zu müssen, wäre ihm schrecklich gewesen. Der Sommer nahte, und eines Tages wurde der erste Dämpfer auf die Freude Armand's gesetzt, denn er fand seinen Vater äußerst mürrisch.

„Armand,“ sagte der Marquis nach einiger Zeit, „ich habe heute den alten Jossecourt in Sully gesprochen. Ist es wahr, daß die junge Bethune auf dem Balle im Winter Dir eine Rose geschenkt hat?“

„Ja, mein Vater — es ist ein Zeichen ihrer Hochachtung gewesen.“

Der Marquis lachte höhnisch auf.

„Da sieht man, wie wenig Du die Parvenüs kennst. Mitleid ist es gewesen.“

„Mein Vater!“ fuhr Armand zornig auf.

„Mitleid,“ sagte der Marquis, „der alte Jossecourt lügt nicht. Er hat selbst gehört, wie die dünkelhafte Herzogin von Bethune zu einer andern Landgans — ich weiß nicht gleich, zu welcher — gesagt hat: „„Meine Tochter ist ein gutherziges Mädchen, sie hat dem armen Teufel die Rose aus Mitleid gegeben.““

Marquis Pipin ging lachend aus dem Zimmer, aber Armand war niedergeschmettert. Wenn er auch von Blanche's Neigung vollkommen überzeugt blieb, so hatte er doch die Gewißheit erhalten, daß die Familie der Bethune's viel zu stolz war, um jemals in eine Verbindung mit ihm willigen zu können. Er beschloß, am nächsten Tage Blanche zu befragen — aber als er an dem Orte der Zusammenkunft eintraf, fand er Blanche nicht. Am nächsten Tage darauf fand er sich wieder ein — Blanche fehlte auch heute. Armand vermochte sich dieses Ausbleiben nicht zu erklären — er hatte gehofft, einen Zettel mit einer Nachricht unter dem Steine zu finden, aber er täuschte sich. Dieses plötzliche Ausbleiben beunruhigte den jungen Mann; er brachte das, was er von seinem Vater vernommen, damit in Verbindung — vielleicht hatte die kleine Herzogin ein Geständniß gemacht — einen Schritt gewagt und sie war mit der Bemerkung abgefertigt worden: daß man wohl Mitleid für

einen armen Teufel von Edelmann empfinden könne, daß aber gar nicht eine Annäherung an die Courtaumers gewünscht würde. Bei diesem Gedanken sträubte sich das Haar Armands und er ballte die Faust. Lautlos saß er seinem Vater gegenüber am Tische. Der alte Marquis fühlte wohl, daß die Nachricht Jossecourts auf Armand Eindruck gemacht hatte. Er war aber malitiös, wie alle alten Cavaliere jener Zeit, denn als sein Staar im Bauer rief: „Courtaumer, Courtaumer!" sagte Pipin: „Du sollst nächstens dazu lernen: Armer Tenfel! armer Teufel!"

X.

Die Dame im Thurme.

Armand von Courtaumer vermochte sich bei alle dem nicht einzureden, daß Blanche ihn vergessen oder daß sich ihr Herz von ihm gewendet habe. Er beschloß nun, einige Male zu andern Tageszeiten in den Wald und an den bestimmten Ort zu gehen. Er wählte die Nachmittags-, die Abendstunde — aber er fand Blanche nicht; jetzt begann Armand trüben Vermuthungen nachzuhängen. Er fühlte sein Blut in den Kopf steigen bei dem Gedanken, daß Blanche ihn getäuscht haben könne. Er betrachtete mit zorniger Wehmuth den Platz, wo er mit ihr gesessen, wo sie Beide von einstigem Glücke sich unterhalten, sich in eine Welt von Träumen gewiegt hatten. Hie und da lag noch ein Stücklein Papier auf dem Rasen verstreut — es hatte wohl als Buchzeichen gedient und Blanche damit eine Stelle bezeichnet, welche sie Armand mit ihrer klaren Stimme vorlas. Der junge Edelmann hatte sich auf den moosbedeckten Stein niedergelassen; seinen Kopf in die Haud stützend, dachte er über das vielleicht auf immer entschwun-

dene Glück nach — die Zweige des Gehölzes verdeckten ihn ganz und gar — er war in tiefes Sinnen versunken und bedachte gar nicht mehr, daß er mit der Flinte auf der Schulter auf fremdem Grund und Boden war. Plötzlich erhob er den Kopf — er vernahm Tritte in seiner Nähe. Armand hoffte, es werde Blanche sein, aber er wurde enttäuscht, er sah, durch die Zweige blickend, einen Mann aus dem Gebüsche kommen, und dieser Mann, der eine Jagdkleidung trug, hatte sein Gesicht durch eine schwarze Sammetmaske verhüllt. Armand's Neugierde ward erregt, er vergaß auf einige Zeit seinen Kummer und blickt durch das Buschwerk auf den Maskirten. Dieser blieb einige Minuten am Rande des Gehölzes stehen, sah vorsichtig umher und gab dann ein besonderes Zeichen: er klatschte nämlich ein Mal, dann pfiff er auf eigenthümliche Weise, dann wieder Klatschen, dann wieder Pfeifen. Nach diesen Zeichen dauerte es noch kurze Zeit — endlich kamen aus dem Gebüsch drei bis vier ebenfalls maskirte Männer; sie schienen den Ersten als ihren Chef zu betrachten. Dieser gab einige Befehle und wies dabei nach der Gegend hin, wo das Schloß Feriol lag. Die Maskirten hatten noch eine kurze Unterredung. Hierauf trennten sie sich und gingen in einer Reihe zwar, aber weit von einander entfernt, nach der Seite hin, wo die Waldungen an die königlichen Forsten der Sologne grenzten. Daß es sich hier um ein ganz besonderes Abenteuer handelte, war Armand gleich klar geworden, als er die Maskirten sah, welche noch obenein

stark bewaffnet waren. Er beschloß, der Sache nicht fern zu bleiben. Nachdem er seine Flinte untersucht, die Ladung und die Batterie in Ordnung gefunden hatte, schlüpfte er aus dem Gehölze. Er war mit den Wegen genug bekannt, und da er die Männer, welche vorsichtig durch das Gehölz schlichen, nicht aus den Augen verlor, konnte ihm kein Ereigniß entgehen. Dessenungeachtet schien er die Rechnung ohne den Wirth gemacht zu haben, denn plötzlich ertönte wieder der seltsame Pfiff des Chefs dieser Leute und Alle verschwanden wie auf Zauberschlag in dem Dickicht. Armand blieb stehen. Er konnte es nicht wagen, weiter zu gehen, er wußte nicht, ob die Abenteurer im Dickicht verborgen waren, er würde also bei seinem Vordringen gerade auf sie gestoßen sein. Er verbarg sich hinter einem Baumstamme und suchte vor allen Dingen sich in der Gegend zu orientiren. Beim Vordringen hatte man Schloß Feriol links liegen lassen, rechter Hand zog sich die Waldung des Schlosses Sully hin — vor sich hatte Armand den Theil des Waldes, der wie gesagt an die königlichen Forsten der Sologne stieß. Durch diesen Theil lief die Landstraße, welche von Briares nach Gergeaud führte. Armand glaubte noch einige Male das Pfeifen des Häuptlings zu vernehmen, er that wieder einige Schritte vorwärts, von Baum zu Baum huschend — als er mitten in seinem Vordringen inne hielt. Er hatte deutlich das Rollen eines Wagens vernommen, der auf der Straße von Briares entlang fuhr. Der junge Edelmann stand, sein Gehör an-

strengend, regungslos, die Flinte halb erhoben, mit dem Kolben seine Schenkel berührend, die rechte Hand an den Drücker gelegt. Es währte nicht lange, so änderte sich dort in der Tiefe des Waldes — an der Landstraße wahrscheinlich — die Scene, denn Armand vernahm plötzlich ein schreckliches Geschrei — er unterschied deutlich einen Hülferuf, dann tönte ein gellender Pfiff — hierauf fielen schnell nach einander fünf bis sechs Schüsse — ganz in der Tiefe des Gehölzes stieg ein leichter Rauch über die Büsche empor — Armand hörte Nichts weiter — nur war es ihm, als werde der Wagen langsam zurück gefahren und als töne ganz aus der Ferne ein schwaches Rufen. Gern hätte der junge Mann Hülfe geleistet — denn es unterlag bei ihm keinem Zweifel, daß hier ein Verbrechen begangen oder ein Akt der Gewalt oder Rache ausgeübt worden sei, aber die Vernunft sagte ihm, wie nutzlos jede Anstrengung sein müsse. Die Angreifer mußten einen bedeutenden Vorsprung haben, sie hatten ohne Zweifel ihren Plan genau überlegt, die Entfernungen, die Gelegenheit, vor allem aber die Zahl der zu Ueberwältigenden in schärfste Erwägung gezogen, ehe sie ihren Angriff wagten. Lange ehe Armand nur an dem Orte der That ankommen konnte, mußte Alles schon vorüber, die Thäter mit ihrem Raube oder ihrer Beute in Sicherheit sein. Armand beschloß daher, durch den Wald schreitend, gerade nach Schloß Courtaumer zurückzukehren. Er blieb in dem Walde von Schloß Sully, denn mit den Jägern Bethune's konnte er sich leicht verständigen, die

Besitzungen Feriol's und dessen Schloß mied er, weil diese Leute stets in brutalster Weise verfuhren. Bei seinem Rückwege hatte er Schloß Feriol rechter Hand liegen. Er war bis zu einer Stelle gekommen, wo man einen der Seitenthürme des Schlosses deutlich aus dem Grün hervorragen sah — als er aus seinen schwermüthigen Gedanken an Blanche wieder durch ein Geschrei aufgeweckt wurde, das große Aehnlichkeit mit dem zu haben schien, welches Armand vor kurzer Zeit vernommen hatte. Der junge Edelmann drückte sich in das Ginstergebüsch, er hatte von hier aus einen vollkommenen Ueberblick über den Thurm und einen Theil des Schlosses Feriol. Das Geschrei kam näher — es war eine weibliche Stimme, welche jammernd um Hülfe rief. Der Eingang zum Schloß Feriol war jedoch ganz auf der dem Verstecke Armands entgegengesetzten Seite, und augenscheinlich brachte man die Hülferufende von dort ins Schloß. Alle Glieder Armands bebten, er wollte aus dem Gebüsche hervor und in das Schloß stürzen. Die Feriol's waren in der Gegend verrufen als Leute, welche mit der rohesten Gewalt die Rechte ihrer Mitbürger mit Füßen traten. Der Präsident Feriol hatte durch seine ungeheuren Geldmittel mehr als ein Mal schon die gegen ihn erhobenen Klagen durch feile Richter niederschlagen lassen — welch' eine neue Gewaltthat wurde dort ausgeübt? Armand würde, wenn die That in seiner Nähe geschehen wäre, gegen ein Dutzend der Strolche vorgegangen sein — hier aber fand sich kein Gegner — die Mauern spotteten seiner, als

er mit kühnem Sprunge aus dem Gebüsch eilte, die grabenartige Umfassung hinaufkletterte und gegen die verschlossene Hinterpforte kräftig donnerte. Kein menschliches Wesen war in der Nähe und das Geschrei hatte aufgehört. Armand eilte zurück; er war am Fuße des Thurmes angekommen, da hörte er über sich wieder den Hülferuf — es war die weibliche Stimme, sie bat, sie flehte, aber rauhe Männerstimmen geboten ihr, wie es schien, zu schweigen. An die Mauer des Thurmes sich pressend hörte Armand diese Jammer- und Zorneslaute, endlich schien eine leise Stimme eine längere Rede zu halten, das Schreien ließ nach und löste sich in lautes Weinen auf. Armand bereute jetzt nicht, daß er nicht bis ins Schloß gedrungen war, hier konnte er vielleicht mehr erfahren. Er kroch, halb am Boden liegend, bis zum Graben und warf sich hier in das hohe Gras. Die anbrechende Dunkelheit gestattete ihm, leicht sich verbergen zu können. Er hörte Thüren oben im Thurme schließen — leise tönte ein Wimmern hinter dem Gitter des Fensters hervor. Armand hob den Kopf — es war ringsum Niemand zu erblicken, die Wächter schienen sich mit dem Einsperren ihres Opfers begnügt zu haben. Da erscheint oben am Fenster eine weiße Gestalt — Armand erhebt sich schnell.

„Reden Sie," ruft er hinauf, „wer sind Sie? Ich habe den Akt der Gewalt mit angehört."

„Ach, mein Herr," ruft halbleise eine Stimme herab,

„ich bin ein Opfer der abscheulichsten Tyrannei. Mitten in Frankreich wagt man einen Menschenraub."

„Ich werde Sie retten, Madame. Geben Sie mir nur irgend eine Gelegenheit an."

„Jetzt nicht, eilen Sie hinweg, mein Herr, Sie sind keinen Augenblick sicher. Aber finden Sie sich morgen ein wenig früher hier am Fuße des Thurmes ein — ich werfe einen Brief hinab — eilen Sie — man kommt."

Wirklich hörte Armand ein Geräusch — er wendete sich schnell hinweg und war mit wenigen Sprüngen im dichten Holze vor jeder Verfolgung geborgen. In höchster Erregung kehrte er nach Schloß Courtaumer zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Leser wird längst ersehen haben, daß hier von derselben Persönlichkeit die Rede ist, von welcher Frau von Phalaris in ihrer Erzählung während des Soupers bei Nocé berichtete. Das Ausbleiben des Fräulein Blanche hatte seinen Grund in dem auf Schloß Sully angelangten unerwarteten Besuche des Herrn und der Frau von Phalaris. Blanche wagte natürlich nicht, die Dame in die Nähe des Ortes zu führen, an welchem sie sich mit Armand zu treffen pflegte, obwohl Frau von Phalaris eine Freundin der Waldung war. Daß Blanche sehr besorgt um Armand sein mußte, dessen Unruhe bei ihrem plötzlichen Ausbleiben sie sich recht wohl denken konnte, ist ebenfalls begreiflich, es gab aber kein Mittel, Armand Nachricht zukommen zu lassen, da Blanche den Widerwillen des alten Courtaumer

gegen ihre Familie recht wohl kannte. Es vergingen mehrere Tage. Armand unternahm, theils aus Besorgniß, Blanche in Verlegenheit zu setzen, theils aus übler Laune, keine Streifereien gegen Schloß Sully, sondern ging immer direct von Courtaumer aus an die Stelle des Rendezvous. Da aber Blanche sich fortwährend in Gesellschaft der Frau von Phalaris befand und deßhalb nicht an den bestimmten Ort zu gehen wagte, blieben Beide ohne Nachrichten. Endlich versuchte Blanche am Arme der Phalaris durch die Waldung streifend, bis in die Nähe des Gehölzes zu dringen — Armand war nicht dort. Am folgenden Tage lenkte sie geschickt die Schritte dahin, und zwar zu einer späteren Stunde des Tages — sie fand Armand nicht, aber sie bemerkte, daß hier seit gestern Jemand gewesen sein müsse, denn einige der Zweige, welche den Steinsitz umrankten, waren niedergedrückt, und an einer Stelle war das Moos von dem Steine gerissen. Blanche und Frau von Phalaris waren kurz nach dem Augenblicke dort angelangt, wo Armand die Maskirten gesehen und ihnen gefolgt war. Die Damen kehrten bald wieder ins Schloß zurück.

Sehen wir nun, ein wenig in unserer Erzählung zurückgreifend, was Armand nach jenem Abenteuer begann. Der junge Edelmann hatte die Hoffnung aufgegeben, Blanche in den nächsten Tagen an dem Orte ihrer Zusammenkunft zu treffen. Er wollte aber doch, ehe er an die Entdeckung des Geheimnisses im Thurme ging, noch ein Mal sich überzeugen, ob Blanche nicht anwesend sei — er fand sie

nicht. Nun schritt er, da es bereits gegen Abend ging, der Grenze entgegen, welche zwischen den Besitzungen der Bethune's und Feriol's gezogen war und deren Beschaffenheit wir kenneu. Er gelangte bald an den Thurm — da kein Mensch in der Nähe war und die Dame am Fenster sich nicht sehen ließ, wagte Armand, einige Male laut zu rufen. Die Gefangene erschien. Armand erblickte ein bleiches, schönes Gesicht, welches mit leichtem Schleier nach Art der türkischen Frauen umgeben war, der die Züge aber vollständig frei ließ.

„Nehmen Sie und eilen Sie zurück," rief die Dame, und bei diesen Worten fiel ein kleiner Brief herab, dem jungen Manne zu Füßen, der ihn schnell aufraffte.

Da Armand auf dem feindlichen Gebiete der Feriol's sich nicht vor einem Ueberfalle gedeckt hielt, stieg er wieder in den Graben hinab und von da in den Wald der Bethune's. Hier wartete er noch einige Minuten, dann erhob er sich und entfaltete den Brief. Er las folgende Worte: „Ich bin ein Opfer schrecklicher Gewaltthat. Seit meiner Kindheit der Heimath entrissen, lebe ich als Sclavin, aber noch nicht zufrieden damit, mich in knechtischer Unterwürfigkeit erhalten zu haben, sperrt man mich jetzt in dieses Schloß — weil ich liebe — weil mein Unterdrücker mich dem Manne meines Herzens entreißen will. Eine räuberische Rotte, welche meine Machthaber dingten, riß mich aus dem Wagen, der mich von Paris nach Briares bringen sollte, wie man mir vorgespiegelt, weil dort ein ländlicher

Aufenthalt mir die Kräfte wiedergeben sollte, welche ich durch Kummer und harte Behandlung verlor. Ich habe wochenlang hinter Schloß und Riegel geschmachtet, und die Schwarzen in den Zuckerfeldern Indiens sind besser daran als ich. Wird die französische Regierung solche Gewaltthaten inmitten ihres Landes dulden? Retten Sie mich, indem Sie gegen meine Gefangenschaft Schritte thun. Mein Peiniger ist der Marquis von Feriol, der Bruder des Präsidenten, dem dieses Schloß gehört — die Gattin des Präsidenten ist meine Wächterin. Ich weiß nicht, wofür sie mich, das Eigenthum, die Sclavin ihres Schwagers, des ehemaligen Gesandten, aufbewahren will. Erfahren Sie meinen Namen und in Kürze meine Schicksale. Ich bin — —" Hier war der Brief zu Ende. Es hatte offenbar eine Störung der Schreiberin stattgefunden und sie hatte, durch ihre Wächter verhindert, keine Gelegenheit gefunden, weiter schreiben zu können; vielleicht hatte man auch alle Schreibmaterialien von ihr entfernt, sie mußte deshalb dieses Fragment eines Briefes Armand zuwerfen. Der junge, nur an ein freies Umherstreifen in den Wäldern gewöhnte Mann, ward durch diese Eröffnung auf das Tiefste empört. Er ballte zornig die Faust und las noch einmal aufmerksam das Schreiben, welches er dann unter seiner Weste verbarg. Wir wissen bereits, daß er in diesem Momente von Blanche und Frau von Phalaris belauscht wurde. — — Als er den Brief verborgen hatte, kehrte er wieder seine Schritte dem Thurme zu. Die Dame erschien

noch ein Mal, aber sie konnte nicht deutlich genug sprechen; dann hörte Armand ein klagendes Lied aus dem Thurmzimmer schallen, und als er wieder versuchen wollte, sich der Gefangenen zu nahen, vernahm er die Tritte eines Mannes, welcher von dem Schlosse herkam. Fürchtend, durch seine Entdeckung der Unglücklichen zu schaden, entfernte Armand sich schnell. Die Damen eilten, ohne den jungen Edelmann gesprochen zu haben, ebenfalls in das Gebiet der Bethune's zurück, und wir wissen, welche seltsamen Abenteuer mit dem maskirten Manne ihrer warteten. Kurze Zeit darauf reiste die Phalaris ab. Das Schloß und die Gegend aber waren durch die Kunde von dem dreisten Ueberfall erschreckt, welchen der verwegene Räuberhauptmann Cartouche, der um jene Zeit seine verbrecherische Laufbahn begann, ausgeführt hatte.

XI.

Arouet von Voltaire und der Chevalier Latyl.

Von diesem letzten, seltsamen Ereignisse an begannen der Herzog und die Herzogin von Bethune die Wanderungen Blanche's in den Park überwachen zu lassen. Der Herzog zweifelte nicht, daß der abgesendete Bote und die Räuberanfälle in irgend einem Zusammenhange ständen, obwohl Blanche über alles Weitere schwieg. Sie war aber nun vollständig von Armand getrennt, denn diesem konnte sie nicht mehr nahen, weil sie auf Befehl ihres Vaters, wegen der Unsicherheit in der Gegend nie ohne Begleitung zweier bewaffneter Diener durch den Park streifen durfte. Blanche war traurig und sogar mißtranisch geworden, sie fühlte sich unter den Ihrigen nicht mehr heimisch. Sie hatte Etwas auf dem Herzen, was sie verbergen mußte, dies allein hätte schon genügt, aber das, was sie verbarg, war ein Kummer — und außerdem wurde ihr Mißtrauen erweckt — wie wir gesagt haben — denn in dem Schlosse ihrer Eltern ging Etwas vor, wovon sich Blanche keine Erklärung zu machen wußte. Es wurden verschiedene der Gutsnachbarn

geladen, mit ihnen ging der Herzog in sein Cabinet, schloß sich dort ein und verbrachte oft Stunden in tiefster Berathung. Dann verließen diese Herren einzeln das Schloß, kamen auch zuweilen in der Dämmerung an, was aber die Aufmerksamkeit Blanche's besonders fesselte, war der Besuch des Parlamentspräsidenten Blamont. Dieser Mann, mit dem der Herzog von Bethuue sonst nie verkehrt hatte, wurde zwei Tage lang im Schlosse beherbergt und sehr gut gehalten. Während seiner Anwesenheit wohnte er ebenfalls einer jener geheimen Besprechungen bei, dann reiste er wieder ab. Die frohe Zeit schien aus den Mauern des Schlosses verbannt, als sie mit einem Schlage wieder einzuziehen begann. Es langte eines Tages ein kleines Kaleschwägelchen im Schloßhofe an. Dieser kleine Wagen war seit mehreren Tagen erwartet worden — mit einer Art von Sehnsucht sogar, und der Herzog hatte während der Tafel oft genug erzählt, daß er einen berühmten Menschen erwarte, dem er sein Schloß als Aufenthalt angeboten habe. Dieser Mann kam nun in dem kleinen Wagen an. Alle Welt lief ihm entgegen. Es war ein junger, kaum zwanzigjähriger Mann mit einem blassen Gesicht, daß man aber für hübsch gelten lassen konnte, obwohl die Augen und die sich oft bis zur Häßlichkeit verzerrenden Mundwinkel das Ganze störten. Diese Augen blickten nämlich, wenn der junge Mann eine Person gewahrte, deren Erscheinung ihm mißfiel, wahrhaft teuflisch — aber sie ließen wiederum so viel Geist hervorblitzen, daß man über den geistvollen Aus-

druck den diabolischen vergaß. Dieser junge Mann war Herr Marie Arouet, der sich jetzt schon Voltaire nannte. Dieser große und berühmte Spötter hatte bereits in der Bastille gesessen, war dann freigelassen, aber von den Gegnern des Regenten mit offenen Armen empfangen worden. Voltaire hatte die Wahl seines Aufenthaltes. Er nahm es an, in Sully zu bleiben. Bethune hatte für ihn einen besonderen Reiz, denn einer der Vorfahren des Herzogs war eine Hauptfigur in dem großen Gedichte: Die Henriade, welches Voltaire zum Theil schon in der Bastille geschaffen hatte. Auf Blanche wirkte die Ankunft dieses Mannes mächtig ein. Sie hörte dem geistvollen Schriftsteller gern zu, wenn er feurig und beredt seine Ansicht verfocht. Voltaire hatte sich bald in Sully heimisch gemacht, er fand hier eine treffliche Bibliothek, der Adel des Landes, viele interessante Frauen bildeten die Gesellschaft des Hausherrn, und überall wurde Voltaire gefeiert. Der Dichter blieb nicht ungerührt von der reizenden Erscheinung Blanche's. Er widmete ihr einige berauschende Verse — Blanche fühlte sich erhoben — das Bild des armen, schüchternen Edelmannes, der einsam, von aller Welt unbeachtet hinter den dunklen Wäldern im kleinen baufälligen Schlosse wohnte, begann schwächer in seinen Umrissen vor ihre Seele zu treten. Armand war nicht mehr zu sehen — er war wie verschwunden. Freilich hegte Blanche für den Dichter keine Leidenschaft, keine Neigung, wie sie solche für Armand

empfunden hatte, aber es gefiel ihr, von diesem berühmten Menschen ein wenig gefeiert zu werden.

Die Sonne sendete ihren Scheidegruß auf die Terrassen des Schlosses Sully, in bläulichem Dufte schwamm die Gegend, welche sich am Fuße des Gebäudes ausbreitete, und die Häuser der kleinen Stadt, die Thürme ihrer beiden Kapellen umzogen sich bereits mit jenem zarten Schleier, den der Abend über Wälder und Städte zieht. An der Terrasse ihres Schlosses lehnte Blanche. Sie blickte über das reizende Bild, welches zu ihren Füßen sich entfaltete, und sie ließ einen Blick nach der Gegend des Waldes schweifen, wo aus den Gipfeln, einem dürren Stamme gleich, die Spitze einer der kleinen Thürme von Courtaumer hervorragte. In ihren Betrachtungen wurde sie durch die Ankunft eines Mannes gestört, der sich neben der jungen Herzogin über die Brüstung der Terrasse neigte.

„Ah — sieh da — Sie sind es, Herr Arouet," sagte Blanche, ein wenig erschreckend.

„Ich habe mein Pensum für heut beendet," sagte Voltaire, „und nach der anhaltenden Arbeit ist der Genuß dieses herrlichen Abends doppelt erquickend."

„Er muß es zehnfach sein für einen Dichter. Wie glücklich Derjenige, welcher, wie Sie, all diesen Schönheiten das Schönste ablauschen kann — wir sehen doch nur mit ganz gewöhnlichen Augen, aber die Blicke des Dichters vermögen Herrlichkeiten zu entdecken, von denen wir keine Ahnung haben."

Voltaire blickte erfreut und geschmeichelt auf das schöne Mädchen.

„Sie haben Recht, gnädiges Fräulein,“ sagte er. „Sie würden aber das Glück, welches ich in diesem Augenblicke empfinde, doppelt schätzen können, wenn Sie im Stande wären, sich einen Begriff von den Qualen zu machen, welche ein Mensch leidet, den der tyrannische Befehl eines Machthabers in den Kerker sperrte. Ich habe ein Jahr lang in der Bastille gesessen — es ist schrecklich, das noch ein Mal in Gedanken zu durchfliegen. Es giebt nichts Erhabneres als die Freiheit, und wer dem Menschen, der nicht geradezu ein Verbrecher ist, dieses köstlichste Gut raubt, der verdient an eine Schandsäule geschmiedet zu werden.“

„Es war der Regent, der Sie in Haft nehmen ließ,“ sagte Blanche.

„Ja. Vielleicht war er es weniger, als seine Trabanten.“

„Er soll nicht böse von Herzen sein.“

„Nein. Ich habe Beweise davon. Aber es wäre doch gut — wenn die Zügel der Regierung in festeren Händen lägen.“

„Man erzählt von seinem Leben schreckliche Dinge.“

„Die Menschen haben seltsame Ansichten darüber. Aber wenn wir den Regenten verlieren würden — wer könnte wissen, ob nicht noch Schlimmere an die Reihe kämen? und wie wollte man ihn stürzen? es ist nur möglich, diese Leute, die ihre Gewalt mißbrauchen, durch ein Ding zu vernichten, nnd ich trage eine solche Waffe bei mir.“

Blanche sah den Gast betroffen an.

„Eine Waffe?“ sagte sie. „Sie wollen den Regenten doch nicht — —“

„Morden?“ lachte Voltaire. „Nein, wahrhaftig, ich wetze keinen Stahl, obwohl er mich in die Bastille gesperrt hat — das Werkzeug meiner Vergeltung ist ein anderes. Es besteht aus einigen Bogen Papier, ist geheftet mit harmlosen Seidenfädchen, die nicht etwa dem Zündfaden eines Guyfawkes gleichen, und diese Bogen Papier sind von oben bis unten mit Schrift bedeckt. Es ist eine „Art von Manifest für meine Freunde“.“

„Dann also gehören Sie mit zu den Verschworenen,“ platzte Blanche leichtfertig heraus.

„Zu den Verschworenen,“ sagte Voltaire mit leisem, aber eindringlichem Tone. „Ach, mein gnädiges Fräulein, was sagten Sie da? Verschworene? — Dieses Schloß also ist ein Ort, wo man Alles finden kann: Schönheit, Geist, Anmuth, gesellschaftliche Zerstreuung und — eine interessante Intrigue. Wie — es giebt hier Verschworene? Schloß Sully ist der Heerd einer Verschwörung?“

„Um Gottes Willen, Herr Arouet,“ bat die junge Herzogin. „Sprechen Sie keine Sylbe von dem, was ich unbedacht Ihnen mittheilte — ich bin eine junge Schwätzerin — ich muß mich anklagen, um so mehr, als ich durch diesen Ausspruch meine Eltern in Gefahr bringe.“

„Sie könnten glauben, daß ich die Pflichten der Gastfreundschaft vergessen würde.“

„Nein — nein. Sie werden schweigen, aber Sie dürfen auch nicht wissen —“

„Das ist zu spät, mein gnädiges Fräulein,“ lachte Voltaire, „Sie haben die Neugierde nicht allein — Sie haben auch die Pflicht des Historikers wach gerufen. Es ist ja leicht möglich, daß sich in diesem Schlosse eine gewaltige Weltbegebenheit entwickelt, und ich werde doch nicht müßig dabei stehen und zusehen? — aber woher wissen Sie, schöne Dame, denn nun dieses gefahrdrohende Ereigniß? hat man die Schönheit in den Dienst der Politik genommen?“

„Ich bin zu weit gegangen, als daß ich noch länger vor Ihnen eine Zurückhaltung heucheln dürfte. Ich fühle zugleich, daß es nothwendig ist, mich einem wackern Manne anvertrauen zu können. Seit längerer Zeit kommen in unser Schloß Leute jeden Standes, die großen Grundbesitzer der Umgegend sind von meinem Vater geladen, die Besprechungen finden im Geheimen bei verschlossenen Thüren statt und es scheint mir, als gehe Etwas wider die Regierung und den Regenten vor.“

„Ah — das wäre? Und kennen Sie die Leute alle, welche zu den bewußten Versammlungen kommen?“

„Nicht Alle. Viele kommen ganz im Stillen — oft sogar verhüllt.“

„Das ist sehr interessant, mein Fräulein.“

„Ich glaubte Ihnen das Alles mittheilen zu dürfen,

weil Sie mir sagten: Sie hätten eine Waffe gegen den Regenten bei sich — Sie müssen also sein Feind sein."

„Oh — die Dichter sprechen oft nur halb die Wahrheit — sie gebrauchen häufig Bilder."

„Ich hoffe nicht, daß Sie mein Vertrauen täuschen. Sie sind in diesem Augenblicke der Einzige, dem ich mich mittheilen konnte."

„In diesem Augenblicke? Sie haben also schon Augenblicke gehabt, wo ein Anderer sich Ihres Vertrauens rühmen konnte?" fragte Voltaire schnell.

Blanche senkte das Köpfchen, sie wurde feuerroth.

„Es wird immer interessanter," jubelte der Dichter. „In dieser stillen Waldeinsamkeit haben Sie, das schöne, reiche und von dem Weihrauch der Anbetung umduftete Fräulein von Bethune, einen Gegenstand Ihrer zärtlichen Neigung gefunden? dann irre ich gewiß nicht, wenn ich sage: dieser junger Mann, den Sie lieben, ist schön, liebenswerth — aber arm, unbedeutend in der Welt."

Blanche ergriff unwillkürlich die Hand Voltaire's.

„Sie zählen noch nicht fünfundzwanzig Jahre, Herr Arouet," rief sie erstaunt, „und Sie haben die Welterfahrung eines Greises. Es ist Alles so, wie Sie sagen."

„Sehen Sie wohl? und wann? wo sprechen Sie diesen jungen Mann?"

„Es ist schon einige Zeit her, daß wir uns nicht mehr sahen. Unsere Väter sind Gegner — Geld und Ansichten scheiden von einander."

„Es wird immer interessanter," rief Voltaire. „Sie müssen diesen jungen Mann protegiren, Sie müssen ihn für sich gewinnen — wenn eine Verschwörung im Gange ist, dann sind die glühenden Liebhaber leicht zu befördern: Ihr Edelmann muß eine Rolle bei der Verschwörung spielen."

„Ich erschrecke bei diesem Gedanken."

„Wie? haben Sie ihm nie angerathen, Schritte zu thun, welche ihn aus dem Dunkel seines bisherigen Lebens in die Welt, in die Bewegung führen könnten?"

„Zuweilen ja — aber meist haben wir dort unten im stillen Walde Gedichte und Romane gelesen."

Voltaire lächelte. Sein Lächeln verzog das Gesicht zu einer der diabolischen höhnischen Fratzen. Er belächelte einen jungen Mann, der, statt zu handeln, mit seiner Geliebten im Walde Gedichte las. Er bedachte, daß man ihn schon ein Jahr lang ins Gefängniß gesteckt und fast aus Frankreich verwiesen hatte.

„Und welche Bücher lasen Sie denn dort?" fragte er.

„Am liebsten solche, in denen vom Glücke auf fernen Inseln die Rede ist. Wir träumten uns in die glücklichen Zonen, wo im weiten Oceane jene herrlichen Inseln liegen."

„Dann würden Sie mit Ihrem Angebeteten vielleicht in jenes Land übersiedeln können, welches in diesem Augenblicke in Paris so laut gepriesen wird — jenes Land an den Ufern des großen Flusses Mississippi, jenes Louisiana, das Paradies der Länder, wie es heißt, ein Garten Gottes, dahin sollen die Franzosen ziehen, und ihre Ansiedlungen

werden gleich denen der arkadischen Schäfer sein — die Wilden, welche dort leben, sind sanft wie die harmlosen Thiere des Waldes — das wäre für Sie, mein gnädiges Fräulein, und ihren Erwählten der rechte Ort."

Blanche hörte verwundert zu.

„Und wie kann man jenes Land erreichen? wie kann man das Recht, sich dort aufhalten zu dürfen, erwerben?"

„Sie kaufen eine Anzahl von Actien, welche der Regent und sein Freund, Herr Law, ausgeben, dann haben Sie ein Anrecht. Oh — es wird herrlich werden dort unten in den Mississippi-Ländern. Die Regierung sagt es und läßt es überall verbreiten, die besten Bücher werden geschrieben, um die Leute dahin zu locken. Dort ist auch die freie Liebe zu finden — die Liebe, welche keine Schranken kennt, die an kein verwandtschaftliches Band gefesselt ist — das ist Etwas für den Herrn Regenten."

Bei diesen Worten Voltaire's ließ sich dicht unter der breiten Gallerie der Terrasse ein Geräusch vernehmen.

„Was ist das? ein Hase — oder ein Wiesel —" sagte Voltaire, sich weit hinauslehnend.

„Nein — nein," sagte Blanche furchtsam. „Es war ein Mann. Sehen Sie? Jetzt ist er unten am Parksaume. Ich sah es deutlich, wie er sich von der Gallerie hinabließ. Er hat uns belauscht, er muß dicht unter der Gallerie verborgen gewesen sein."

Voltaire machte mit der Hand ein Dach über die Augen, um schärfer und von den Strahlen der Sonne unbelästigt

sehen zu können. Wirklich erblickte er einen Mann, der mit großen Schritten den Park zu gewinnen suchte.

„Ist es der dort, den Sie meinten? Er trägt einen Jagdrock, einen runden Hut, hohe Stiefel —"

„Ja, dieser ist es — jetzt sehe ich ihn wieder."

„Wahrhaftig, und wenn ich nicht irre — nein — ich irre nicht. Sein Gesicht bedeckt eine schwarze Halbmaske."

Blanche that einen lauten Schrei.

„Er ist es wieder!" rief sie.

„Wer? etwa der bewußte Mann aus dem Walde?" fragte Voltaire lachend.

„O nein," entgegnete Blanche.

Sie begann nun hastig Voltaire die Ereignisse zu berichten, welche der Leser kennt.

„Seltsam — sehr seltsam," sagte Voltaire. „Aber Frau von Phalaris und ihr Gatte hier als Gäste im Schlosse? das ist das Seltsamste. Sie sind die besten Freunde des Regenten und Sie wissen, daß Frau von Phalaris sogar in vertrauten Verhältnissen zum Regenten steht, und diese Leute sind hier gewesen? hier, wo sich eine Verschwörung gegen den Regenten anzuspinnen scheint?"

„Man hat sie sehr freundlich aufgenommen."

„Hm — ich verstehe. Das geschah um die Spione d'Argenson's irre zu führen. Hier gehen seltsame Dinge vor."

„Sie glauben meine Eltern in Gefahr?"

„Bei Verschwörungen kann man nie wissen, wie die

Sache abläuft, gnädiges Fräulein," sagte Voltaire. „Denken Sie sich aber das Beste — malen Sie sich die Sache recht poetisch aus — und geben Sie dem Ganzen dadurch einen guten Abschluß, daß Sie dem Ritter Ihrer Farbe, dem Besitzer Ihres Herzens, eine Rolle zuertheilen: nämlich die des Retters Ihrer Familie."

Blanche konnte nicht sogleich antworten, denn der Herzog von Bethune, die Herzogin, einige Damen und Herren kamen soeben von dem Ziergarten des Schlosses herauf.

„Blanche wird noch zur Dichterin bekehrt," scherzte der Herzog, dessen Hand die Tochter zum Gruß küßte. „Während wir zwischen den Blumen wandelten, hat Herr Arouet ihr gewiß die Versfüße erklärt."

„Vergebung, Herr Herzog," sagte Voltaire. „Wir sprachen nicht von so trocknen Dingen. Ich empfahl dem gnädigen Fräulein die Lectüre eines Buches, welches jetzt wieder durch die bevorstehende neue Finanzoperation Law's in Aufnahme kommen wird."

„Ah — ja — die Operation seiner Bank. Die Ansiedlungen in Louisiana — am Mississippi — ja, die Herren fangen an, das Volk dafür zu bearbeiten. Und was ist es für ein Buch?"

„Es ist die Schilderung jener Gegenden von Lahontan — und das Leben Cavalier de la Salle's —"

„Den Herren in Paris muß Alles dienen — Alles. Sie werden aber vielleicht ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht haben."

„Es geht gegen den Regenten," sagte Voltaire zu sich selbst, „ich werde Acht haben."

Der Herzog führte seinen berühmten Gast selbst an den Tisch, wo das Souper aufgetragen wurde. Hier in dem prachtvollen Gartensaale, durch dessen geöffnete Glasthüren der würzige Duft der wilden und der zahmen Blumen, der Büsche und Bäume drang, dessen Fenster die letzten Strahlen der Abendsonne vergoldeten, hier an der glänzend besetzten Tafel entwickelte sich die reizvollste Unterhaltung. Voltaire war doppelt erregt durch Alles, was er gehört und aus Blanche's Munde vernommen hatte. Er überbot sich selbst an Witz und Laune. Die schärfste Kritik der staatlichen Verhältnisse, denen man hier den Stab brach, ging Hand in Hand bei ihm mit der großartigen Anschauung erhabner Gestalten und sein geistvoller Vortrag, der nicht das Geringste überging, entzückte die Hörer.

„Und bald werden wir die Verherrlichung des großen Heinrich in ihrer Vollendung vor uns sehen," rief Bethune, dem besonders viel an der Nennung seines Vorfahren lag. „Dieses Gedicht wird allein schon hinreichen, das Geschlecht zu brandmarken, welches heut die Räder der großen Staatsmaschine verwirrt."

„Ich werde die Henriade einige Zeit liegen lassen," sagte Voltaire.

„Wie? weshalb?"

„Weil ich ein Werk beinahe fertig habe, weil ich dieses Werk schnell vollenden will — es ist eine Arbeit, welche

vielleicht bedeutender in dem Sinne wirkt, den Euer Gnaden soeben meinten, als die Henriade: das heißt vernichtend. Ich möchte Ihnen zu Hülfe kommen," sagte Voltaire schneidend.

Bethune lehnte sich betroffen in den Sessel zurück — er blickte den Dichter besorgt an. Voltaire mußte Etwas ahnen — wissen. Nicht minder ängstlich war Blanche. Sie vermochte nicht aufzublicken, und die silberne Gabel in ihrer Hand klirrte gegen den silbernen Teller. Aber Voltaire hatte schon ein anderes Gespräch mit der neben ihm sitzenden Frau von Vanneau angefangen, er lachte und scherzte ganz unbefangen, während Bethune und einige seiner Freunde sich bedeutsame Blicke zuwarfen.

„Was giebt es?" fragte der Herzog.

Er hatte bemerkt, wie ein Diener hinter den Sessel der Herzogin getreten war, und dieser Etwas zugeflüstert hatte. Die Herzogin sprach leise zu ihrem Gatten.

„Gewiß," sagte Bethune lauter, „es wird nicht gleich ein Abgesandter d'Argenson's sein. Und wenn es wäre? Es ist nothwrndig, daß wir so unbefangen wie möglich thun."

Er rief mit lauter Stimme in die lebhafte Unterhaltung hinein:

„Meine Freunde, ich darf hoffen, daß Sie als echte Franzosen die Pflichten der Gastfreundschaft ehren. Soeben wird mir gemeldet, daß ein Reisender, dem in der Nähe von Lorris, dort hinterm Walde der Wagen gebrochen ist,

meine Hülfe in Anspruch nehmen will. Er bittet um ein Nachtquartier. Ich habe ihn einladen lassen, unser Gast zu sein. Sie werden hoffentlich mein Verfahren billigen."

„Ein Hoch dem Schloßherrn," rief Voltaire, sein Glas erhebend. „Dem Manne, der Jedem ein Obdach gewährt, den von den Mächtigen Verfolgten sowohl, als denen, welche der böse Kutscher schlimme Streiche spielte."

Die Gäste stießen heiter an und Bethune ging dem Erwarteten entgegen.

„Es ist übrigens ein Cavalier," sagte die Herzogin, um einige ihrer Freunde zu beruhigen, welche schon eine besorgte Miene annahmen.

Es währte nicht allzu lange, bis der Herzog mit dem fremden Gast zurückkehrte. Es war ein Mann, der höchstens vierundzwanzig Jahre zählen konnte, seine mittelgroße Gestalt war schlank und kräftig gebaut, sein Gesicht, wenn auch nicht edel geformt, zeigte sehr angenehme Züge, ein kleiner Bart bedeckte die Oberlippe. Der Fremde trug ein braunes Reisekleid von feinstem holländischen Tuche, einen dreieckigen Hut mit leichter Plümage und an seinen wohlgeformten Beinen sehr zierlich gearbeitete Lederkamaschen. Ein paar feine Handschuhe bedeckten seine kleinen und schmalen Hände.

„Meine Damen und Herren," sagte Bethune vorstellend, „ich mache Sie hierdurch mit dem Herrn Chevalier Latyl bekannt, der leider das Unglück hatte, in der Nähe von

Lorris seinen Reisewagen zu zerbrechen, ein Zufall, dem ich das Glück verdanke, seine Bekanntschaft zu machen."

Der Fremde neigte sich gegen die Versammelten mit sehr graziöser und ungezwungener Geberde. Die an große Gesellschaft gewöhnten Personen sahen auf den ersten Blick, daß sie es mit einem Manne zu thun hatten, dem die vornehme Welt eine Heimath war.

„Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich mich diesem Kreise aufdringe," sagte der Chevalier. „Aber Sie werden mein Reiseunglück in Erwägung ziehen und deswegen meine Dazwischenkunft entschuldigen. Uebrigens hat der Herr Herzog die größte Schuld — ich würde mit einem Stübchen zufrieden gewesen sein — der Herzog zog mich in diese reizende Versammlung. Ich erbitte mir die Erlaubniß, der gnädigen Frau Herzogin die Hand küssen zu dürfen."

Frau von Bethune reichte ihm über die Lehne des Sessels hinweg die Hand, welche der Chevalier küßte. Die Diener hatten unterdessen ein neues Couvert aufgelegt, Latyl nahm Platz zwischen Frau von Saulnes, der Gattin eines Edelmannes aus der Gegend von Saint Laurent, und dem Herrn von Delaunay, einem Nichtsthuer von Profession, der von Schloß zu Schloß reiste, um sich durchfüttern zu lassen, und kein anderes Verdienst besaß, als der Bruder des Fräuleins von Delaunay, der intimen Freundin der Herzogin du Maine, zu sein. Dem Chevalier Latyl gegenüber saß Blanche. Es war der jungen Herzogin aufgefallen,

daß der Ton der Stimme des Herrn von Latyl ihr nicht unbekannt vorkam. Sie blickte den Fremden scharf an, der seinerseits diese Prüfung durch eine neue Verbeugung gegen Blanche erwiderte.

„Ich glaube, ich habe die Ehre, der Tochter des Hauses meine Grüße darbringen zu dürfen," sagte er.

„Meine Tochter Blanche," fiel der Herzog ein, die Töchter vorstellend, „meine Tochter Marguerite."

Der Chevalier verneigte sich.

„Sie sind mit den Latyl's verwandt, welche in Nantes und Guerande ansässig sind," fragte Herr von Saulnes.

„Weitläuftig," antwortete der Chevalier. „Die Latyl's dortiger Gegend sind ein Seitenzweig. Wir stammen zwar von der gemeinsamen Burg her, die zwischen Nantes und Coiron liegt — sie ist Ihnen vielleicht bekannt, jenes alte Schloß von Bazouges."

„Ganz recht," sagte Saulnes.

„Die Latyl's," fuhr der Chevalier fort, „welche sich bei Nantes ansässig gemacht haben, sind durch besonderen Erbvertrag, welchen unser Großvater ausstellte — der, wie Sie wissen, unter Ludwig dem Dreizehnten sich in Italien so besonders auszeichnete — in die Rechte der directen Nachkommenschaft eingesetzt worden, die ihnen nicht zukommen, denn sie waren angeheirathete Kinder und führten, wie Ihnen bekannt sein wird, den Namen Vieumarts, nach ihrem eigentlichen Vater, aber die Schwäche meines guten Großvaters wurde von seiner Schwiegertochter, der Wittwe des

Barons von Vieumarts, welche einen meiner Oheime geheirathet hatte, benutzt, und so kam es denn, daß die Kinder gewissermaßen als Latyl's adoptirt wurden. Das führte denn die Trennung der Familie herbei, und während die Latyl's, von denen ich abzustammen die Ehre habe, sich gegen die Touraine wandten, blieben die nachgemachten Latyl's im Besitze von den Stammgütern. Das geht oft so."

„Ja ja, ich erinnere mich," sagte Herr von Saulnes. „Es war eine Art von Ehrengericht, welches zur Begründung der gegenseitigen Ansprüche eingesetzt wurde. Aber man sagte, der Vorsitzende, der Baron von Avranches, hätte zu Gunsten der adoptirten Kinder entschieden."

„Leider ist es so," sagte Latyl, einen Schluck Wein schlürfend und mühsam seine Erregung über den ungerechten Ausspruch verbergend. „Avranches mag das mit seinem Gewissen abmachen. Wir waren zu stolz, bei ihm um unser gutes Recht zu betteln."

„Ueberall sind Mißstände zu verbessern," sagte Voltaire.

Bei diesen Worten legte sich Latyl ein wenig über den Tisch.

„Was sehe ich — Herr Arouet," rief er, „Sie hier? Der gefeierte junge Dichter, der Märtyrer des Gedankens."

Voltaire lächelte geschmeichelt und erfreut.

„Sie thun dem halben Flüchtlinge zu viel Ehre an — ich bin hier im Schutze des Herrn Herzogs."

„Nein — nicht im Schutze," rief Bethune. „Es ist

mir eine Ehre, Sie hier zu sehen. Als die rohe Gewalt Sie endlich aus ihren Klauen ließ, war es Pflicht aller Freunde der Wissenschaft sich um das Vorrecht zu streiten, dem kühnen Dichter einen Ruhesitz verschaffen zu können. Ich freue mich innig, daß Sie meinem Hause den Vorzug gaben."

„Ich pflichte Ihnen bei, Herr Herzog," sagte Latyl. „Gern würden wir, die Latyl's, auch dem Herrn Arouet einen Wohnort angeboten haben, aber in der Touraine sind wir noch Halbwilde."

„Und wenn ich fragen darf — woher kennen Sie mich?" fragte Voltaire.

„Ich habe Sie verschiedene Male gesehen," antwortete Latyl. „Einige Male in den großen Gesellschaften der Frau von Caumartin, nach Ihrer Rückkehr aus Holland, dann in einem seltsamen und feierlichen — man kann auch sagen: abscheulichen Augenblicke, nämlich am Tage der Beisetzung der Leiche Ludwigs des Vierzehnten, wo auf dem ganzen Trauerwege nach Saint-Denis der Pöbel sich belustigte und die tollsten Possen trieb, auch den Leichenwagen mit Steinen bewarf. Sie standen nicht weit von einer Spielbude und hörten aufmerksam den Späßen eines Harlequins zu, der gegen die Jesuiten predigte."

„Sie haben Recht," sagte Voltaire, „ich erinnere mich."

„Es ist ärger seitdem geworden," nahm Herr von Vanneau das Wort. „Die Regentschaft hat uns Nichts als Schaden gebracht und wenn man den Leichenwagen Ludwigs

mit Steinen beworfen hat, so bin ich neugierig, was man einst mit dem Conduct Seiner Hoheit des Herrn Regenten beginnen wird."

Bethune und die übrigen Herren warfen dem Sprecher besondere Blicke zu, welche Latyl auffing.

„Herr Herzog," sagte er, „ich will nicht hoffen, daß diese Blicke Mißtrauen gegen mich wachrufen sollen. Es kann — so hoffe ich — nur eine Besorgniß dadurch angedeutet werden, daß ich etwa als Anhänger des Regeuten verletzt werden möchte — ich hoffe nicht, daß Ihre Blicke eine Warnung für Herrn von Vanneau sein sollten."

„Ach, ich bitte, Herr Chevalier, Sie haben recht geschlossen," sagte Bethune, „ich glaubte Sie verletzt —"

„Nein, Sie irren. Ich bin ebenfalls kein Freund des Regenten, wenn ich auch seine guten Eigenschaften nicht verkenne."

„Sie sind sehr unbedeutend," fuhr Vanneau so erhitzt fort, daß die Damen die Tafel zu verlassen begannen. „Diese sogenannten guten Eigenschaften taugen den Teufel Nichts, dagegen sehen wir eine Menge von Abscheulichkeiten, Unterdrückung der öffentlichen Gewalten, ein höchst demoralisirtes Leben, Menschen wie Dubois und Argenson in den höchsten Würden — und endlich jenes Raubsystem, welches der Betrüger Law geschaffen hat, und welches jetzt auf's Neue den Schwindel des überseeischen Handels und der Ansiedlung befürwortet. Es ist eine Räuberei im Großen. Die Herren sind Diebe — man schreit über die Entwür-

digung der Menschheit — über das zunehmende Verderben — man schreit und entsetzt sich über den Räuber Cartouche, aber die Großen im Reiche sind nichts weiter als Nachahmer Cartouche's — ja, sie stehlen weit mehr. Dieser Law ist ein zwanzigfacher Cartouche."

Die Gäste lachten über den Eifer Vanneau's und Latyl sagte:

„Sie haben vollkommen Recht — und wie ich höre, soll der Räuber Cartouche dabei sehr edelmännisch sein — auch darum hat er einen Vorzug vor Herrn Argenson mindestens, der wie ein Halsabschneider mit den Leuten verfährt. Hat übrigens der verwegene Räuber nicht unlängst in Ihre Gegend einen dreisten Zug gewagt?"

„Hier dicht bei uns — die Kasse der Brüder vom Berge Carmel ist geplündert worden."

„Richtig, ich hörte davon — und man ist dem Verwegenen nicht auf der Spur?"

„Nein. Aber man wird dem Gerichte von Orleans die Mittel angeben, wie diesen Räubereien zu steuern ist. Der Herr von Jossecourt war auf der Durchreise bei uns. Er muß bald wieder zurückkehren."

„Cartouche ist ein merkwürdigrr Bursch," sagte Herr von Saulnes. „Das ist wahr, man traut ihm höhere Kräfte zu."

„Er ist noch immer hier in der Gegend?" fragte Latyl.

„Ja, wahrscheinlich. Man will ihn an drei Orten zugleich bemerkt haben."

„Sie scherzen.“

„Die Sage geht so.“

„Ei, dann könnte man ja im Walde ein Mal seine Bekanntschaft machen.“

Blanche glaubte zu bemerken, daß Latyl's Augen fest auf sie gerichtet waren, als er diese Worte sprach, und diese Augen hatten in ihrem Gefunkel Aehnlichkeit mit denen, welche durch die Oeffnungen der Sammetmaske des Verlarvten blitzten, der vor einiger Zeit Blanche und Frau von Phalaris aus dem Walde geleitet hatte. Indessen sagte Blanche sich schnell, daß ihre Gedanken thöricht seien, denn der Edelmann aus Touraine, dessen Familie bekannt war, konnte doch nicht im Walde von Sully verlarvt umherschleichen.

„Wünschen Sie nicht bekannt mit ihm zu werden,“ sagte Bethune, „er soll nicht immer großmüthig sein.“

„Pah — ich habe meine Pistolen und ich bin nicht furchtsam. Ich bin ein leidenschaftlicher Jäger und streife oft Tage lang durch unsre einsamen Wälder. Im Walde entdeckt man Allerlei.“

Latyl schien Blanche wieder zu fixiren.

„Und es muß gar nicht so uninteressant sein, ein Mal in die Hände eines recht berühmten Räubers zu fallen,“ lachte Voltaire, „namentlich wenn er galant gegen Damen ist.“

Er blickte ebenfalls auf Blanche.

„Gewiß,“ sagte Latyl, „und der Räuber, der sich nur

an die Geldbeutel hält, ist noch nicht der Aergste. Es giebt aber verschiedene Räuber, die ihr Handwerk ins Große hineintreiben. Erstens die Räuber wie Law — d'Argenson — Dubois und auch der Herr Herzog von Bourbon — sie stehlen gleich halbe Länder, dann aber giebt es seit einiger Zeit in Frankreich Menschenräuber."

Die Anwesenden schauten erschreckt den Chevalier an.

„Sie treiben Ihren Spaß mit uns," sagte Bethune.

„Nein, Herr Herzog. In Frankreich werden Menschen geraubt und in Ketten und Banden geschlagen."

„Sie meinen die Opfer der Bastille?"

„Nicht nur diese. Nehmen Sie an: es fährt ein Wagen, in welchem eine Dame sitzt, ganz ruhig auf der Landstraße hin. Plötzlich stürzen aus dem Gebüsch fünf — sechs — sieben Kerle herbei, fallen den Wagen an, reißen die Dame heraus — bringen sie trotz Sträubens und Schreiens auf ein Schloß und geben ihr dort in einem wohlverwahrten Thurme das Quartier — alles gegen ihren Willen — und auf das Machtgebot eines Mannes, der ein Recht auf diese Unglückliche zu haben glaubt."

Voltaire war dicht zu Latyl getreten.

„Ich muß annehmen, Herr Chevalier, daß Sie von wirklich geschehenen Dingen sprechen," rief er erhitzt, „und Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie mir Aufschlüsse gäben. Ein so unerhörtes Verbrechen der öffentlichen Schändung zu überliefern, sollte die höchste Aufgabe für mich sein."

Latyl blickte vor sich nieder. Er schwieg.

„Oh — es ist vielleicht ein kleiner Roman des Chevaliers," sagte Saulnes.

„Nein, meine Herren, aber es giebt Dinge, es giebt Verbrechen, deren Bestrafung man nicht Anderen überläßt, deren Vergeltung man für sich selbst aufspart."

„Ah — das ist etwas Anderes," sagte Voltaire. „Aber ich gäbe viel darum, wenn ich die Sache wüßte. Abgesehen von der Schrecklichkeit ist sie sehr stoffreich für einen Dichter."

„Sie verzeihen mir, wenn ich darüber schweige," sagte Latyl.

„Sie haben Recht, Chevalier," meinte Bethune, „um so mehr, als jedenfalls die ganze Sache uns Allen fern liegt — ich meine das in doppeltem Sinne. Ein Mal sind die Persönlichkeiten uns gewiß ganz unbekannt — dann aber ist der Ort der That ohne Zweifel weit von hier, von dem Mittelpunkt des gesellschaftlichen Verkehrs und der Polizeigewalt."

„Und wenn nun Beides nicht der Fall wäre?" fragte der Chevalier.

„Wie?"

„Nein," lachte er. „Schrecken Sie nicht auf. Es ist keine Person Ihrer Bekanntschaft — ich denke wenigstens nicht — aber vielleicht ist der Ort der That Ihnen näher, als Sie ahnen."

„Wär's möglich?"

„Je nun — warum nicht? Wenn ein Kerl wie Cartouche die Brüderschaft vom Berge Carmel in einer offenen Stadt ausraubt, weshalb sollte nicht dicht an Ihrem Schlosse ein Mädchen gestohlen und eingekerkert werden können? Aber ich muß mich beurlauben, um noch ein wenig mit den Damen zu plaudern."

Er wendete sich schnell und ging zu der Gruppe der Damen, welche sich an der Eingangsthüre des Saales niedergelassen hatten. Hier begann er sofort ein Gespräch mit ihnen.

„Ein sonderbarer Mann," flüsterte Vanneau. „Er hat hie und da etwas Mystisches."

„Das finde ich durchaus nicht," entgegnete Bethune. „Es ist ein junger Cavalier, der durch weite Reisen gebildet scheint, und dergleichen Herrchen bringen immer einen Anstrich von Wichtigkeit mit — der sich bald ein wenig abschleift, wenn man sie auf einem Paar Lügen ertappte."

„Kennen Sie die Familie?" fragte Voltaire.

„Gewiß," sagte Saulnes.

„So — wenn die Familie Ihnen unbekannt wäre, so würde ich rathen, den Herrn Chevalier von Ihrem Hause fern zu halten. Er kommt mir wie ein Abenteurer — oder wie ein Spion vor."

Bethune wurde unruhig.

„Ich denke nicht, daß Sie Recht haben, Herr Arouet, auch giebt es hier Nichts zu spioniren."

Voltaire warf dem Herzoge einen bedeutsamen Blick zu.

„Ich werde noch eine Zeit lang die Gesellschaft der Damen genießen,“ sagte er fortgehend.

„Sollte er Etwas ahnen?“ sagte leise Vanneau.

„Sie sind zu unvorsichtig in Ihren Ergüssen,“ bemerkte Saulnes.

„Ja, das ist wahr,“ fiel der Herzog ein.

„Wir müssen handeln — haben Sie Nachrichten?“ fragte Saulnes.

„Ganz treffliche. Es steht so, daß wir vielleicht ohne jeden besonderen Schlag die ganze Sache ordnen können,“ meinte Bethune. „Der Herr Herzog du Maine steht in directem Briefwechsel mit Alberoni und Portocarrero besorgt diese Correspondenz, welche wie der ganze Plan durch den Prinzen von Cellamare geleitet wird. Es bedarf nur einer Nachricht von dem Siege der Spanier über die Engländer und wir sind die Triumphirenden.“

„Wie steht es mit dem Abschluß der Quadrupel-Allianz.“

„Sie ist nicht abgeschlossen — die Engländer werden sich besinnen. Dubois ist umsonst in London gewesen.“

„Aber wenn Sie sich täuschen? Wenn die Spanier geschlagen, wenn die Tractate der Allianz unterzeichnet werden?“

„Dann bleibt kein anderes Mittel, als die Hand an den Regenten zu legen. Alles ist vorbereitet, der Herzog und die Herzogin du Maine sind jede Stunde bereit, die Regentschaft anzutreten. Der Herzog von Richelieu hat

seine Instructionen, er überliefert uns Bayonne, die Geldmittel sind bedeutend, Graf von Pompadour und Abbé Brigaut, der Marquis von Aydie, Foucault, de Magny und Chevalier Mesnil sind Alle mit ihren Verrichtungen bekannt."

„Aber haben Sie sich der ganzen Sachlage versichert?" fragte Vanneau.

„Ich werde nicht thöricht handeln — was denken Sie? Ich bin dem Herzoge du Maine besonders wichtig, denn im Momente des Gelingens der Verschwörung werde ich großen Einfluß auf die Landschaft gewinnen, deshalb bin ich ein Haupt der Hydra gegen den Regenten. Ich werde eine genaue Kenntniß der ganzen Sache erhalten, man wird mir sämmtliche Briefe und Verhandlungen zur Durchsicht überliefern."

„Eine gefährliche Sendung — das wollten die Herren Ihnen gewähren?"

„Nur unter dieser Bedingung leiste ich meine Hülfe. Sie wissen, daß wir bei allen Unterredungen und Versammlungen, welche wir bis jetzt hatten, immer wieder auf diesen Punkt zurückkommen. Einflußreiche Stellen, welche man uns verspricht, sind wichtig und lockend, aber wir wollen wissen, ob die Sache so weit in Ordnung ist, daß wir mit Aussicht auf Erfolg unsre Hülfe leihen können."

„Eh — wenn es so steht, Herzog, so weiß ich nicht, wie Sie die Sachlage vorhin als trefflich bezeichnen konnten."

Bethune blickte noch ein Mal auf die Gruppe der Plaudernden — sie scherzten laut mit Latyl und Voltaire.

„Ich muß annehmen," sagte er leise, „daß die Sache trefflich liegt, denn ich erhalte morgen Abend einen Besuch, der mir jene Briefe und Acten überbringt, um zu beweisen, daß der Abschluß mit Spanien und dem Herzoge du Maine vollzogen ist und der mir zugleich die Summe von dreimalhunderttausend Livres in Bankpapieren überbringt, welche ich im Augenblicke des Ausbruches der Verschwörung unter die Bewohner unserer Districte vertheilen werde."

Vanneau und Saulnes machten große Augen.

„Ich würde auch jetzt noch der Sache mit einiger Zurückhaltung meinen Arm leihen, aber über allen Zweifel erhaben ist die Person, welche mir die Papiere, die Gelder überbringt, denn dieser Ueberbringer ist: der Prinz von Cellamare."

Die Verbündeten hoben ihre Köpfe so flink empor, als seien sie von einer Feder geschnellt worden.

„Der Prinz in eigner Person?" fragte Vanneau.

„Es ist, wie ich Ihnen sagte, mein Freund. Morgen um die zwölfte Abendstunde trifft Cellamare hier ein. Er ist in einfacher Tracht als Kaufmann — er wird nicht hier im Schlosse wohnen, sondern unten in der Stadt im Gasthofe „Zum silbernen Monde" absteigen. Er bringt einen Quincalleriekram mit und unter dem Vorwande hier oben vor uns seine Waare ausbreiten, einen Handel machen zu wollen, kommt er ohne Aufsehen zu mir in das

Schloß. Halten Sie sich für übermorgen Abend zu einer Versammlung bereit, wo ich Sie dem Prinzen vorstellen werde, bringen Sie Herrn von du Pin, die Brüder Ollivo und den wackern Baron von Boisigny mit — Sie wissen auf welche Weise Sie in das Schloß gelangen; die Kapelle bleibt die Nacht über offen und Sie haben den Schlüssel zum Gitter, von dort aus durch die kleine Sakristeithür über den Chorgang hinweg in mein Zimmer."

„In diesem Augenblicke ist die Anwesenheit des Herrn von Latyl sehr unangenehm," sagte Saulnes.

„Oh — er reist morgen früh ab."

„Und der Herr Arouet?"

„Ist uns nothwendig," sagte Bethune leise. „Ich habe ihn aus Werthschätzung auf mein Schloß geladen — aber zugleich auch um ihn für unsere Zwecke zu benutzen. Denken Sie sich eine Feder wie die seinige im Interesse unserer Sache arbeitend und gegen den Regenten schreibend — welch' ein Gewinn! Arouet von Voltaire haßt den Regenten, der ihm ein Jahr seines Lebens gestohlen — aber Arouet soll nicht Theil an der Verschwörung nehmen, erst wenn wir einig sind über Alles, werde ich ihn für uns anwerben. Still — die Damen stehen auf."

Die Herzogin, die Damen, Voltaire, Latyl und Delaunay näherten sich den Herren.

„Nun? so eifrig im Gespräche?" rief Delaunay.

„Man möchte glauben, die Herren hätten eine Verschwörung vor," scherzte Voltaire.

„Nein, wir politisiren nicht einmal,“ sagte Bethune. „Sondern wir überlegten nur, ob es nicht besser sei, die Actien der Westbank des Herrn Law gegen die Actien der neuen Mississippi- und Louisiana-Bank umzutauschen. Ich werde es wohl so machen.“

„Ei, dann sind Sie ja fast mit Cartouche auf gleicher Höhe,“ lachte der Chevalier Latyl.

„Man kann Räubern ihre Beute schon wieder abnehmen,“ sagte Bethune. „Und Cartouche ist so galant gegen anständige Leute, wie es vielleicht d'Argenson nicht sein würde.“

„Law soll ebenfalls sehr liebenswürdig sein,“ sagte Latyl. „Er würde also auch darin mit Cartouche Aehnlichkeit haben.“

„Ich weiß bestimmt, daß Law ein liebenswürdiger Mann ist, wie Cartouche sich in der Unterhaltung benimmt, weiß ich freilich nicht,“ sagte heiter Bethune. „Aber ich möchte wohl ein Mal seine Bekanntschaft machen.“

„Ach, wie können Sie so Etwas wünschen,“ riefen die Damen.

„Und weshalb nicht?“

„Nun,“ sagte Latyl, „wer weiß, ob Ihnen der Wunsch nicht schnell genug erfüllt werden wird — solche Kerle wie Cartouche sind zuweilen da, ehe man sich dessen versieht.“

„Wir haben uns trefflich unterhalten,“ sagte Delaunay. „Der Chevalier stritt mit Herrn Arouet über die römischen Ruinen in dieser Gegend.“

„Ja. Ich wollte Herrn Arouet bestreiten, daß die Bogen, welche sich von der Südseite her gegen das Schloß ziehen, Ueberbleibsel einer römischen Wasserleitung seien."

„Da hatten Sie Unrecht," sagte Bethune. „Die Bogenreihen sind wirklich römischen Ursprunges."

„Sie laufen bis dicht an das Schloß — weshalb wurden sie nicht beim Anbau des neuen Flügels beseitigt?"

„O, Herr Chevalier, das wäre eine Barbarei gewesen. Diese interessanten Denkmäler einer großen Zeit zu vernichten — nein, das hätte ich nie erlaubt. Außerdem sind diese Bogen eine Zierde für das Schloß, denn sie machen die Umgebung höchst malerisch. Sehen Sie nur, wie herrlich der Epheu davon herniederhängt und wie das Alles mit dem alten Gestein sich verbindet. Ich bin der Zeit und der Natur zu Hülfe gekommen. Sie werden unter den Bogen, welche bis an die Schloßfenster reichen, verschiedene Statuen alter Feldherren, Götterbilder und Büsten gewahren, das decorirt ganz prächtig. Wenn ich des Morgens aus dem Fenster meines Schlafkabinetes sehe, dann habe ich jedes Mal meine Freude daran, ich kann die Hand auf das Römerthum legen, denn die Bogen gehen bis unter das Fenster meines Schlafgemaches."

„Ich bedauere, diese Herrlichkeiten nicht genau betrachten zu können," sagte Latyl, „da ich leider morgen früh schon abreisen muß."

Bethune und seine Freunde wechselten befriedigende Blicke.

„Ich werde mich heut schon den Damen empfehlen und auch die Herren sehe ich wohl morgen nicht mehr. Nehmen Sie Alle meinen Dank für die Güte, mit welcher Sie den Fremden aufnahmen. Besonders aber meinen gütigen Wirthen den herzlichsten Tribut meiner Dankbarkeit.“

Man nahm Abschied von dem Chevalier, der sich äußerst herzlich empfahl, und da auch für die übrigen Gäste die Stunde zum Scheiden gekommen war, trennte sich die Gesellschaft. Diejenigen, welche im Schlosse wohnten, suchten ihre Gemächer auf, die Andern gingen, von Dienern Bethune's geleitet, den Schloßberg hinunter. Voltaire begab sich in seine Wohnung. Sie bestand aus zwei geräumigen Zimmern, welche in dem Seitenflügel des Hauses lagen, der auf den Ziergarten hinaus ging. Er gelangte zu diesen Zimmern durch einen Corridor, der in kleinem Bogen laufend auch bei dem Schlafkabinete Bethune's vorüberführte. Von allen Mitgliedern der Gesellschaft war wohl Niemand erregter und sorgenvoller als Blanche. Sie hatte sich sehr still und beobachtend verhalten, sie wollte den fremden Chevalier nicht aus den Augen verlieren, und bemerkte bald, daß Latyl nicht immer dieselbe Sprache, das heißt: nicht immer denselben Ton bei seinen Reden vorbrachte. Es war augenscheinlich, daß er sich zuweilen eines angenommenen Tones bediente. Eine dieser Sprachweisen erinnerte Blanche lebhaft an die des Maskirten, der sie und die Phalaris geleitet hatte, und als Latyl von dem Menschenraube des Mädchens erzählte, bebte Blanche heftig, sie er-

wartete jeden Augenblick die Erzählung ihrer eignen Betheiligung bei dieser Sache, die der Phalaris und Armands zu vernehmen — und selbst später noch entschlüpften dem Chevalier Aeußerungen, welche der jungen Herzogin die Gewißheit gaben, daß Latyl in dem Walde Bescheid wisse und sie begann zu fürchten, daß ihre Zusammenkünfte mit Armand nicht immer ohne Zeugen gewesen seien. Für diesen letzten Verdacht hatte sie nun zwar nicht den geringsten bestimmten Anhaltepunkt, aber Latyl sprach immer von Entdeckungen, die man im Walde machen könne, und wenigstens stand bei Blanche Eins fest: Latyl wußte um die Persönlichkeit der in dem Thurme von Feriol eingesperrten Dame. Wie gern hätte sie Armand gesprochen — aber es war unter diesen Umständen keine Möglichkeit und immer weiter sah Blanche das Schifflein Ihrer Hoffnung am Horizonte entschwinden. Die übrigen Damen hatten nur Sympathien für Latyl, der sie ganz reizend von seinen Reisen und sonstigen Abenteuern unterhalten hatte, selbst Voltaire ward in seinem Mißtrauen irre, wozu besonders die Erklärung Latyls: daß er schon morgen mit dem Frühesten abreisen wolle, beitragen mochte, dies machte auch Blanche's vollends irre, ebenso die Ankunft, denn die Diener hatten den zerbrochenen Reisewagen des Chevaliers bei Lorris gesehen, wo er in der Schmiede reparirt wurde. Dieser Chevalier war jedenfalls ein reicher Mann, denn Saulnes kannte die Familie und Latyls Nachrichten waren alle genau stimmend, mehr noch aber als seine Familie

bewunderte Frau von Saulnes die Ringe, welche der Chevalier an den Fingern trug.

„Ich bin eine gute Kennerin von Steinen," flüsterte Frau von Saulnes, welche an ihrem Busen mindestens für sechszigtausend Franks Brillanten funkeln ließ. „Ich sage Ihnen, daß der Chevalier an seinen Fingern den Werth von drei Rittergütern trägt."

Ohne Frage hatten alle zu der Gesellschaft Gehörenden einen sehr interessanten Abend verlebt und Jeder suchte daher vollkommen befriedigt die Ruhestätte auf, am zufriedensten die Herren van Vanneau und Saulnes, welche sich schon nach geglückter Verschwörung mit dem Herzogshute und einigen liegenden Gründen belohnt — erblickten. — Der Chevalier Latyl war auf Befehl des Herzogs in ein Zimmer zu ebner Erde einquartirt worden, welches nicht weit von der Terrasse lag, auf der die Unterredung zwischen Blanche und Voltaire stattgefunden hatte. Die Lichter im Schlosse waren längst erloschen bis auf das, welches der Schweizer in seinem Wachthäuschen brennen hatte; dieses Häuschen aber lag dicht neben dem Haupteingange zum ersten Schloßhofe. Der Eingang führte auf eine breite Allee von Ulmen, die bis zur Stadt Sully hinunter lief, das Wächterhäuschen war also weit vom Schlosse entfernt. Außerdem brannte hinter den Fenstervorhängen in der Fronte des Schlosses, die gegen den Ziergarten sah, noch an einer Stelle Licht. Dies war im Zimmer Voltaire's, der noch spät arbeitete oder las. Ein drittes Licht war

unter dem zweiten Thurme sichtbar — es schien nur sehr matt und röthlich und kam aus einer offenen kleinen Kapelle. Es war das ewige Licht in einer silbernen Ampel, die neben dem Altar in Ketten aufgehangen war. Die Kapelle blieb einem alten Brauche gemäß Tag und Nacht offen. Der Sage nach hatte hier einst ein Ritter vor Mördern Schutz gefunden, da er sich zur Nachtzeit in die offene Kapelle vor seinen Angreifern rettete, die nicht den Muth besaßen, einen Mord an heiliger Stätte zu vollziehen. Seit jener Zeit standen die Kapellthüren offen; damit aber keine dreiste Annäherung zum Altar stattfinden, für die Betenden dennoch die heiligen Bilder und Zeichen sichtbar bleiben konnten, war die Kapelle etwa vier Schritte hinter der Eingangsthür mit einem quer durch den Raum laufenden eisernen Vorgitter von schöner Arbeit versehen, welches nur zur Zeit der Messe geöffnet ward. — Nachdem Mitternacht längst vorüber war, erlosch auch das Licht im Zimmer Voltaire's, nicht das kleinste Geräusch ließ sich weit und breit hören, nur die Quellen und Cascaden, welche im Ziergarten und im Park plätscherten, unterbrachen die lautlose Stille einer herrlichen Sommernacht. Diese Stille wurde indeß gestört durch das leise Klirren des Fensters in einem Zimmer zu ebner Erde. Vorsichtig ward das Fenster geöffnet und es erschien ein mit enganliegender, schwarzer Mütze bekleideter Kopf. Dieser Kopf steckte sich weit zum Fenster hinaus, dann folgten die Schultern, der Kopf sah nach allen Seiten, nach oben und unten umher,

dann erschien der Oberkörper auf dem Sims des Fensters, endlich die Beine und bald schwang sich der ganze Mann zum Fenster hinaus auf die Terrasse und zwar so leise und geschickt, daß die Ranken der Ligusterstauden, welche bis zum Fenster hinauf reichten, kaum bewegt wurden. Der Mann war kein anderer als der Chevalier Latyl. Er blieb einige Minuten stehen und blickte den Boden der Terrasse an, dieser Boden bestand aus Quadersteinen, welche zwar sehr sauber gehalten, aber doch mit Flugsand stellenweis bedeckt waren, den der Wind auf die Terrasse trieb, diese Bemerkung mochte der Herr Chevalier dadurch gemacht haben, daß seine Tritte im Sande knirschten, sobald er einen Schritt vorwärts that. Der Chevalier schien sehr besorgt zu sein für die Ruhe seiner Wirthe, deren Gäste und Dienerschaft, denn sobald er das Knirschen des Sandes unter seinen Tritten vernahm, stand er still, knüpfte seine Kamaschen auf, zog von den Füßen die Schuhe und legte, nachdem er solche durch das Fenster wieder in das Zimmer spedirt hatte, einige Schritte auf den Strümpfen gehend zurück. Er stand aufs Neue still, wie um zu horchen, dann begann er schneller zu gehen. Er wandelte über die Terrasse, kam auf den Altan, an dem Gartensaale vorüber, in welchem man gespeist hatte, ging von dem Altan zu einem zweiten, niedriger Gelegenen eine kleine Treppe hinab und befand sich vor dem Thurme, in dessen Fuß — er stand auf dem zweiten Altane — die Kapellenthüre angebracht war.

„Von hier aus kommen sie zu ihm ins Zimmer," murmelte er. „Ich hab' es beobachtet in den letzten Nächten."

Er ging einige Schritte zurück, bis an die Gallerie des zweiten Altans, und den Rücken gegen dieselbe lehnend, betrachtete er genau das Schloß. Diese Fronte des Schlosses war vierstöckig, wenn man die Zimmer oder Gemächer neben der Kapelle als Erdgeschoß annahm; darüber kam eine Zimmerreihe, unter denen sich das Schlafgemach des Herzogs befand, über diesen eine Reihe von Gast- oder leerstehenden Zimmern, darüber die Bodengemächer. Die Höhe war bedeutend. Vor der Front unter dem Altane begann der Ziergarten, der terrassenförmig mit den herrlichsten Gewächsen ausgestattet, angelegt war und sich, von dem Altane aus hinabsteigend, nach und nach in den Park verlor, der, wie wir wissen, das Schloß auf allen Seiten umgab. Quer durch den Ziergarten, bald sich in ein kleines Thal senkend, dann wieder auf einen Hügel klimmend, aber immer aneinander gehängt, lief ein großes, in doppelt übereinander stehenden, offenen Bogen ausgeführtes Mauerwerk, welches dicht mit Epheu bewachsen war. Dies waren die Reste eines römischen Aquaductes, den der Herzog sorgfältig erhielt und dessen Nischen und Bogen mit Statuen, Büsten und Köpfen geschmückt waren. Das Mauerwerk theilte den Garten dieser Seite in zwei Hälften und stieg gegen das Schloß auf, dergestalt, daß es bis unter die Fenster des ersten Stockes ging. Der Chevalier, der schon von diesem Reste antiker Baulichkeiten viel gesprochen und gehört

hatte, mochte wohl die Stille der Nacht gewählt haben, um recht ungestört seine Studien machen zu können, denn er betrachtete höchst aufmerksam das Gemäuer, ging vor demselben auf und nieder, faßte mit kräftigem Griff in den Epheu und schüttelte verschiedene Male nach solchen Griffen das Haupt. Endlich, nachdem er wieder in dem Epheu gewühlt hatte, sagte er leise mit zufriedener Miene:

„Aha — hier wird es sich thun lassen; versuchen wir."

Er schwang sich hinter eine Statue der Diana, welche gerade an dieser Stelle schon seit Jahren im Begriff, ihren Pfeil aus dem Köcher zu nehmen, verweilte, — dort fühlte der Chevalier weiter und entdeckte einen Vorsprung in dem Gemäuer, darüber einen zweiten, dritten und vierten. Es waren die Ueberbleibsel von Maueransätzen, vermuthlich waren ehemals von ihnen aus noch Seitenbogen gegangen. Latyl hatte den letzten Vorsprung gewonnen, wobei er sich mit der Hand an dem sehr starken Epheu festhielt; von dem vierten Vorsprung aus waren es nur noch einige Fuß bis auf die Oberfläche des Mauerwerkes, und da die ganze Kletterpartie durchaus nicht gefährlich war, so kam er wohlbehalten auf der Oberfläche an. Hier begann er vorsichtig entlang zu kriechen, denn das Gehen über den dick wuchernden Epheu wäre schwierig gewesen, und Latyl mochte nicht in der Dunkelheit einige zwanzig Fuß hinabstürzen, auch schien es, als wolle er jede Möglichkeit, gesehen zu werden, vermeiden. Es hätte auch einen seltsamen Anblick gewährt, den Chevalier bei Nachtzeit auf dem römischen

Mauerwerke umherklettern zu sehen. So kriechend kam der Chevalier bis an das Fenster, unter dessen Brüstung die Mauer, im rechten Winkel auf die Schloßwand stoßend, endete. Er brauchte nur den Kopf zu heben, so vermochte er deutlich Alles zu sehen und zu hören, was in dem Zimmer vorging. Er sah freilich, daß eine dünne Gardine im Innern herabgelassen war, er konnte durch dieselbe das Nachtlicht schimmern sehen, auch hörte er den im Zimmer Schlafenden husten und schnarchen. Sehr zufrieden mit seinen Forschungen kehrte der Chevalier auf demselben Wege, ohne ein Hinderniß gefunden zu haben, zu seinem offenen Fenster zurück, schwang sich hinein und schloß es leise wieder.

„Sie bringen sicherlich eine Verschwörung in Gang," sagte er, sich angekleidet auf das Bett werfend. „Ich bemerkte es schon, als ich hier bei meiner Arbeit das Schloß umkreiste — die Unterredung der kleinen Blanche mit Arouet hat mir Gewißheit gegeben — sie kommen vermummt —. Hm! Es wäre ein guter Fang zu machen; wenn du Chatelet mir recht berichtete, so sollen Geldsendungen nach der Grenze gehen — ich bin gut im Fette — wenn es zum Schlimmsten kommt, habe ich den Herzog in der Tasche — ich kenne die Verschwörung — die Liebschaft der kleinen Herzogin kann ich zur Noth auch berichten — Fériol über die Klinge springen zu lassen, ist mir ein Leichtes — er kann mich nicht einmal als seinen Helfer angeben, denn wer will beweisen, daß ich die Person raubte? — ha! ha!

ich habe die ganze Gegend hier in der Tasche. Es gilt nur zu wissen, wann sie die Versammlung haben — wer kommt und wo verhandelt — wo übergeben wird, was zur Sache gehört. — Passen wir auf."

Latyl schlief sanft ein, als hätte er ein Kind aus dem Wasser gerettet oder ein gefundenes, mit zehntausend Bank-billets gefülltes Portefeuille dem Eigenthümer zurückerstattet. Sobald aber die ersten Sonnenstrahlen in sein Zimmer drangen, war er munter und auf den Beinen. Er zog die Glocke, die Diener kamen, brachten ihm den Imbiß, und nachdem der Chevalier sich erquickt hatte, ging er, seinen Reisemantel über den Arm gelegt, hinaus. Im Hofe hielt die Jagdkalesche des Herzogs, welche ihn bis Lorris führen sollte, wo der reparirte Wagen ihn erwartete. Der Chevalier hinterließ ein gutes Andenken, denn er gab aus seiner wohlgefüllten Börse reichlich Goldstücke an Alle, die ihm während seines kurzen Aufenthaltes Dienste geleistet hatten. Dann bat er den Herzog noch zu grüßen, und der Wagen fuhr zum Schloßthore.

„Fahren wir durch die Stadt?" fragte der Chevalier den Kutscher.

„Nein, gnädiger Herr. Nach Lorris biegen wir gleich links ab, wenn wir vor dem Schlosse angekommen sind."

„Ah, sehr gut," sagte leise Latyl.

Einige große Hunde schlugen an und sprangen laut klaffend an den Pferden empor.

„Ah — auch Hunde sind hier — das muß man sich

merken. Ich hätte es freilich denken können," lautete die leise Bemerkung des Chevaliers.

Er warf dem Schweizer ein Geldstück zu und rollte zum Schlosse hinaus.

Aufmerksam prüfte nun der Chevalier jede Biegung des Weges, sah die Steine und Merkzeichen sehr sorgfältig an. Nach dieser Gegend hin war es sehr einsam und der Weg ging immer am Saume des Waldes und Parkes entlang. Man kam auf die Straße von Briarres.

„Sehen Sie von hier aus noch einmal zurück, gnädiger Herr," sagte der Kutscher. „Hier an dieser Stelle hat man noch einen Blick durch den Wald auf einen Theil der Stadt Sully. Sehen Sie dort den spitzen Thurm?"

„Ja wohl."

„Das ist die Abtei der Brüder vom Berge Carmel, welche der Spitzbube, der Cartouche, total ausgeplündert hat."

„Also dort. Ah — das ist merkwürdig. Und man ist dem Burschen nicht auf der Spur?"

„Ha! ha! der ist klüger, als die ganze Gesellschaft, und ich wette, er ist sogar hier in der Gegend noch ganz gemüthlich zu finden."

„Das wäre toll."

„Ja es ist so. Cartouche ist eben ein Meister und gegen so Etwas läßt sich schwer aufkommen. Der alte Herr von Jossecourt ist nach Orleans, um Hülfe zu holen — ja, da können sie warten. Cartouche ist ihnen zu klug."

Ein eigenthümliches Lächeln umspielte die Lippen Latyl's.

Er lehnte in den Wagen zurück. Gegen zehn Uhr hatte man Lorris erreicht, fast der ganze Weg war durch Wald gegangen. In Lorris fuhr der Kutscher bei der Schmiede vor, hier stand schon des Chevaliers Reisewagen und bei demselben sein Diener.

„Nun, Etienne, ist Alles in Stande gebracht?"

„Alles, gnädiger Herr."

Der Chevalier belohnte den Kutscher von Schloß Sully reichlich, Dieser half noch packen.

„Herr Chevalier," sagte er, „was haben Sie für ausgezeichnet schöne Waffen."

„Nicht wahr?" rief Latyl. „Das ist auch hier nothwendig, wo die Cartouche's zu finden sind. Ich brauche mich nicht zu fürchten. Seht hier, mein Freund, das ist eine Pistole mit sechs Läufen, die ich nach einander abfeuern kann — mir sollte er kommen."

Nachdem Alles zur Weiterreise bereit war, empfahl sich der Kutscher und kehrte ins Schloß zurück.

„Nun, Etienne, vorwärts," mahnte der Chevalier.

„Ich habe Alles im Kopfe. Wir müssen heut bis Gergeau und dort bleiben Wagen und Pferde. Ich gehe dann nach Sully zurück. Laß scharf auftreten."

„Sehr wohl, Capitain," rief Etienne und hieb auf die Pferde los. Der Wagen verließ Lorris und umkreiste im weiten Bogen die großen Wälder, welche zwischen diesem Wege und Sully lagen: die Wälder der Sologne. Als der Abend dunkelte, fuhr Latyl in die kleine Stadt Gergeau.

„Fahre bei Linotte vor,“ sagte Latyl.

Linotte war die Inhaberin einer kleinen Schenke in der letzten Straße. Als sie den Chevalier erkannte, grüßte sie ihn freundlich.

„Verstecke das Fuhrwerk gut, Linotte,“ sagte er zur Wirthin. „Ich gehe morgen früh wieder fort.“

„Gut, Capitain. Wohin? Nach Sully zurück? Es ist nur vier Meilen von hier, wenn man durch den Wald geht.“

XII.

Im Gasthofe der Stadt Sully.

Der Gasthof zum silbernen Monde in Sully war heut am Markttage sehr besucht. Die Viehhändler und Getreidekäufer, welche aus dem Norden von Orleans, aus dem Süden von Blois herkamen, trafen in Sully zusammen, um von hier aus ihre Geschäfte weiter zu betreiben. Nicht geringen Antheil an dieser Bewegung der kleinen Stadt Sully hatte die Stellung des Herzogs von Bethune, der für einen besonderen Anwalt der ganzen Landschaft der Sologne galt. In dem Wirthshause zum „silbernen Monde", dem größten in Sully, ging es lustig und geräuschvoll zu. Hier wurden von den reichen Bauern, die mit ihren Geldkatzen um die Hüften, mit den silbernen Halsketten großartig und breitspurig auftraten, Geschäfte abgeschlossen und gelieferte Waaren bezahlt, gleich darauf ging es ans Weintrinken; die Gastzimmer waren vom Qualm des Tabacks erfüllt, und an einigen Stellen wurden die Karten fleißig gehandhabt. Das Tagesgespräch bildete der Einbruch des Erzräubers Cartouche in die Abtei der Brüder vom Berge

Carmel. Man erging sich in den kühnsten Vermuthungen über den merkwürdigen Räuber, und ein junger Kerl, der mit einem Ranzen voll Blätter und kleiner Zeitungen von Orleans nach Sully gekommen war, fand reißenden Absatz seiner Waare. Es war einer jener Colporteure, wie sie wohl noch heutzutage mit Zeitschriften und Büchern beladen über Land gehen, um in den Dörfern ihre Waaren abzusetzen. Der Bücherlieferant pries seine Schätze mit großem Geschrei an.

„Hier ist die Geschichte des Erzdiebes und Räubers Dominique Cartouche, der seit einem Jahr der Schrecken aller Dörfer und Städte Frankreichs geworden."

„He! he! he! bei uns in der Maine ist er noch nicht gewesen," lachte ein dicker Bauer, sich behaglich an dem großen Tische ausstreckend.

„Einen kleinen Platz, Landsmann," sagte in diesem Augenblicke eine Stimme hinter ihm. Der Bauer blickte hinter sich und gewahrte einen Mann von mittelgroßer Gestalt, stark gebräuntem Antlitze mit dickem Barte im Gesicht; der Mann trug die Kleidung eines Jägers oder Viehhändlers und hatte einen breiten Goldreif an seinem Finger.

„Recht gern," sagte der Bauer, zu seinem Nebenmann rückend, so daß für den Angekommenen ein Platz frei wurde.

„Ihr kommt von Orleans?"

„Nein. „Ich komme von Montargis; ich will Vieh

kaufen in der Sologne — aber man hat ja Angst und Noth genug, wenn man die Reden hört von den Räubereien, die hier der Herr Cartouche ausübt."

„Ja, es ist toll," riefen die Bauern."

„Großer Einbruch in die Abtei der Brüder von Carmel," schrie der Buchhändler. „Hier meine Herrschaften: Neueste Nachrichten aus Paris. Große Zusammenkunft des Parlaments gegen die Regierung. Ferner: Neuer Plan für die Ansiedlung in Louisiana am großen Flusse Mississippi."

Die Bauern erhoben sich.

„Was ist das wieder?" fragte Einer von ihnen.

„Oh es ist ein neues Manöver des Herrn Law," sagte der Braune. „Es sollen Actien für eine Ansiedlung am Mississippi geschaffen werden."

„Das ist ein alter Schwindel," rief ein Händler.

„Sie haben es schon im vorigen Jahre versucht — es ging nicht recht. Jetzt wärmen sie es wieder auf."

„Es wird wohl mit Law's Westbank und den Münzgeschäften nicht recht gehen," schrie ein Anderer.

„Cartouche im Ministerium," rief eine Simme und fürchterliches Bravoklatschen folgte diesem Witze.

Der Braune hatte sich beim Tone der Stimme erhoben und suchte eifrig den Witzbold; endlich hatte er ihn entdeckt. Es war Einer von vier Männern, welche an einem Tische saßen und dem Weinkruge zusprachen. Die Viere trugen einfache, aber saubre Kleidung; sie schienen im Ganzen von

der Unterhaltung der lärmenden Gäste nichts wissen zu wollen, aber als der Buchhändler von der Louisiana-Gesellschaft zu sprechen begann, wurden die Männer theilnehmender, und als sie die üble Stimmung der Gäste gegen dieses neue Projekt merkten, nahmen sie den lebhaftesten Antheil, sie unterhielten sich in sehr beredter Weise über die Bankangelegenheiten Law's und bemühten sich, die Zustände den Landleuten und kleinen Bürgern als höchst gefahrbringend für den Staat und das allgemeine Wohl hinzustellen. Der Braune hatte vollkommen Muße, die vier Männer zu beobachten. Seine Aufmerksamkeit blieb jedoch namentlich Einem derselben zugewendet. Es war ein Mann, dessen Gestalt große Aehnlichkeit mit der des Braunen hatte, auch das Haar war eben so dunkel wie das seines Beobachters, nur die Gesichtszüge bedeutend feiner und edler, als die des Braunen, dessen großer Bart seinem Antlitz obenein viel Plumpheit verlieh. Der Braune musterte den Sprecher und horchte genau auf den Ton seiner Stimme, trat einige Schritte näher, fixirte die Begleiter des feinen Mannes und ging dann an das Buffet des Gastzimmers.

„Guter Freund," fragte er den Wirth, „wer sind die vier Herren dort an dem Tische?"

„Kaufleute."

„So — so. Wohnen sie hier?"

„Nur Zwei von ihnen; der dort im grünen Rocke, der

mit dem dicken Lorriers aus Lorges spricht, und der Große. Die beiden Andern sind nur auf der Durchreise."

„So — so — und wo kommt der Herr — der im grünen Rocke, her?"

„Er hat eine Post aus Paris, und sein Geschäft ist das eines Kleinkrämers. Die Noblen nennen es Quincallerie — oder so Aehnliches. Er heißt Dancourt."

„So — Herr Dancourt. Es ist also eine Art von Tabuletkrämer?"

„Ja — aber ein Vornehmer. Er hat mehrere Koffer mit und soll heut noch aufs Schloß kommen, wie er mir sagte."

„Aufs Schloß — zum Herzoge von Bethune?" fragte der Braune. „Es ist richtig. Er ist der, den sie erwarten," setzte er leise für sich hinzu. „Wenn ich nur erst wüßte, wann und wo?"

Er ging an seinen Platz zurück.

„Herrliches Land, dieses Louisiana," rief der Buchhändler, „hier ist die Beschreibung desselben — die schönen Gegenden — die herrlichen Wälder — fischreiche Flüsse und Seen — schöner Erdboden — fette Wiesen — ganze Rudel von Wild jeder Art — für Liebhaber auch reizende Indianerinnen — hier — sind die Bücher zu haben mit Karten und Kupfern — dahinter ein Tarif für die Actionaire, ein Ueberblick für die Einzahlungen, Zweihundert Millionen Fonds für die Compagnie — jede Actie zweihundert Livres —."

Der Mann, den der Wirth Dancourt genannt hatte, trat jetzt heran.

„Ihr solltet die Leute nicht zu solchen Dingen verlocken, mein Freund," sagte er.

„Neuer Plan für die Ansiedlung," rief der Händler, ohne sich an ihn zu kehren, und die Kupfer, die Karten ausbreitend. Diese Kunsterzeugnisse waren sehr verlockend für die Menge. Es waren die Wilden zweier Landstriche abgebildet, wie sie demüthig und gehorsam ihren weißen Herren, den Besitzern des Landes, entgegenkamen und knieend Taback, Gold, Perlen und dergleichen überreichten. Im Hintergrunde sah man alle die Erzeugnisse, welche das Land hervorbrachte und durch deren Umsatz ein riesiger Gewinnst für die Actionaire erzielt werden mußte. Auf den Karten sah man die Stätten der Ansiedlung mit besonderen Farben und Zeichen unter der Benennung „das glückliche Land" prangen. In einer Ecke dieser Karten war Law's Portrait angebracht, und der Karte war eine Rechnungslegung seiner Bank beigegeben. Diese Dinge reizten mächtig, die Leute kauften begierig die Beschreibung von Louisiana und den Mississippi-Ufern.

„Weh über diesen Trug," rief Dancourt, „es ist unwahr, daß in jenen Ländern die Erde so schön — die Menschen so gut — der Wald so herrlich sind. Die ersten Männer sind dort als Opfer gefallen. Es ist eine Wildniß."

Sie sprechen sehr kühn, mein Herr — aber Sie schei-

nen die Gegend nicht zu kennen," sagte plötzlich eine tiefe Stimme, welche einem ältlichen Manne gehörte, dem Jeder auf den ersten Blick den Seemann ansah. Er trug weite blaue Beinkleider, ein rothwollenes Hemd, darüber eine Fries-jacke, dicke Ohrringe und an einem Stocke ein kleines Bündel.

„Sie werden eben so wenig wissen, wie es dort aus-sieht — als ich es weiß — mein Freund," rief Dancourt. „Aber ich habe zuverlässige Nachrichten von jenem Schwin-del Law's. Sie können wohl von der See mitsprechen, aber Sie haben schwerlich das Innere des Landes er-forscht."

„Doch, mein Herr," sagte der Seemann; „Sie irren sich in mir. Ich kann über Louisiana wohl das sicherste Urtheil abgeben; denn ich war unter den Begleitern Robert de la Salle's, auch Cavalier genannt, und habe ihn blutend am Boden liegen sehen, als dieser große Entdecker von Louisiana und der Mississippi-Mündung im Jahre 1687 von Meuchelmördern erschossen wurde."

Die Menge wendete sich gleich dem interessanten Gaste zu.

„Dann freilich müssen Sie die Gegend kennen," sagte Dancourt kleinlauter. „Aber es ist noch nicht gesagt, daß dort für Ansiedler ein Glück lacht."

„Doch, mein Herr," sagte der Seemann. „Es ist ein schönes Land." Er begann nun in einer zwar rohen, aber für die Menge sehr gewinnenden Weise das Land am

Mississippi zu schildern, die Reize der Gegend, die Vortheile des Bodens auszumalen. Aufmerksam hörten ihm die Leute zu, und Dancourt, der einsah, daß er hier den Kürzeren gezogen, gab seinen Begleitern einen Wink; ohne weiter bemerkt zu werden, drückten sie sich leise zur Thür hinaus und gingen die Treppe zum Zimmer Dancourts hinan.

„Sie sind unvorsichtig, gnädiger Herr,“ flüsterte einer der Begleiter dem sogenannten Dancourt zu.

„Durchaus nicht,“ sagte dieser. „Wer von jenen Leuten sollte mich noch kennen? und je freier, je dreister man ist, desto weniger Verdacht.“

„St — sehen Sie,“ flüsterte der Warner.

Die Männer wendeten sich um, auf dem Absatz der Treppe stand hinter ihnen der Braune.

„Was wünschen Sie, mein Herr,“ fragte Dancourt kurz.

„Oh — Sie verzeihen. Ich höre, Sie sind Pariser Kaufleute — ohne Zweifel daher mit Geldmitteln reichlich versehen — ich möchte mir die Frage erlauben, ob Sie wohl baares, blankes Geld bei sich führen, um — —“

Die vier Männer blickten den Braunen mißtrauisch an.

„Das ist eine sonderbare Frage, hier — am fremden Orte — noch dazu jetzt, wo von Räubereien eines berüchtigten Banditen die Rede ist,“ rief Dancourt.

„Eben deshalb,“ entgegnete der Braune ruhig, „weil ich mich vor einem Genossen des Cartouche oder vor ihm

selbst fürchte, komme ich Ihnen aus dem Gastzimmer nach. Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wollten Sie mir tausend Francs Papier in Gold umsetzen. Ich handle heut Vieh in der Gegend von Lorris, brauche dort kleine Posten Geld und kann Ihnen morgen schon das Geld zurückzahlen."

Er zog ein Tausend-Francs-Billet hervor, welches Dancourt prüfte.

„Ich bedaure," sagte er, das Billet zurückgebend und sichtlich beruhigter über den Charakter des Braunen. „Aber meine Kasse besteht nur in achtzig Dukaten, was den Vorrath an klingendem Gelde betrifft. Ich gehe jedoch heut Abend mit meinem Waarenkasten auf das Schloß und will sehen, ob ich Papiere gegen baares Geld umsetzen kann — wenn Sie es morgen noch brauchen können — —"

„Ich bin so frei," sagte der Braune und ging nach einigen Grüßen die Treppe hinab.

„Heut Abend also," murmelte er, „gut, ich werde sehen, ob ihm beizukommen ist."

Er trat wieder in das Gastzimmer; hier hatte der Seemann großes Auditorium gefunden. Der Braune hörte noch eine Zeit lang die Schilderung an, dann schloß der Seefahrer unter lautem Jubel der Hörer, welche dem Buchhändler Alles abkauften, was von Louisiana handelte, Law hochleben ließen und den Regenten für diesen neuen Entschluß lobten. Dabei gab es dann auch Entgegnungen, die Parteien erhitzten sich — aber der dicke Lorriers führte den

Seemann an den Tisch und ließ ihm als Belohnung Eins tüchtig aufgießen, was der Alte annahm.

„Wohin geht die Reise?“ fragte der Braune, der wieder Platz genommen hatte.

„Nicht mehr weit,“ erwiderte der Seemann. „Ich besuche einige Leute, welche ich seit zwei Jahren nicht sah, den Marquis von Courtaumer und seinen Sohn.“

Der Braune blickte den Seemann schärfer an.

„Da sind Sie nicht weit entfernt,“ sagte er, „die Courtaumers wohnen hier im Walde.“

„Noch immer — noch immer so arm,“ seufzte der Seefahrer. „Ich war Steuermann auf dem Schiffe, welches des Marquis Bruder führte, und ich scheiterte mit ihm in der Bai von Biscaya, wo er ertrank — hm — hm — die Courtaumers sind arm, aber brav.“

„Ja,“ lachte der Braune, „zu stehlen giebt es bei ihnen Nichts — aber wenn der junge Courtaumer sein Glück zu halten verstände — —“

„Wie meint Ihr das? Kennt Ihr ihn?“

„So halb und halb. Wenn Ihr hinkommt, fragt ihn doch, wie es der Herzogin Blanche von Bethune, der Tochter des Gutsnachbarn gehe — und ob sie sich bei den Stelldicheins mit dem jungen Courtaumer nicht erkältet habe.“

„Ah — also eine Liebschaft,“ blinzelte der Seemann pfiffig, „das freut mich — das ist gut — dem prächtigen jungen Herrn gönne ich die reiche Dame.“

„St,“ machte der Braune, „Ihr müßt nicht laut davon

schreien — so unter der Hand müßt Ihr's sagen — es ist noch nicht Alles abgemacht — Ihr versteht."

Er leerte sein Glas, stand auf, grüßte und verließ das Zimmer. Bald nach ihm trat auch der Seemann seinen Weg zum Schlosse der Courtaumers an.

XIII.

Der Räuber.

Wenn die Thiere des Waldes von Schloß Sully sich für die Wanderer interessirt hätten, welche durch die einsamen Gänge und Wege schritten, so würde ihnen eine Gruppe von vier Personen besonders aufgefallen sein, welche langsam und ihre Augen bald rechts, bald links wendend zum Schlosse emporstiegen. Einer der Männer trug einen großen ledernen Koffer an Riemen auf dem Rücken. Dieser Mann ging in der Mitte, von den drei Andern ging Einer hinter ihm, die zwei Andern schritten ihm zu beiden Seiten, alle Viere, auch der Kofferträger, waren bewaffnet. Sie führten Jeder im Gürtel zwei Pistolen und ein Messer und hielten außerdem noch Karabiner in den Händen, welche durch ihre gespannten Hähne zeigten, daß sie in schußfertigem Zustande befindlich waren. Der hinter dem Kofferträger gehende Mann war Herr Dancourt. Sie naheten sich schnell dem Schlosse; der Wald war vollständig menschenleer — scheinbar, denn neben dem Trupp schlich sich von ihm unbemerkt ein Mann durch das Gehölz, der keine

Bewegung der vier Wandrer unbeachtet ließ — es war der Braune.

„Alle Teufel,“ murmelte er, am letzten Querwege vor dem Schlosse stehen bleibend. „Es wäre heut nicht gegangen. Sie bleiben bis zum Schlosse beisammen — sie sind wie Rolands Genossen bewaffnet, es wäre nicht gegangen.“

Er ließ einen Pfiff erschallen — dem ein zweiter aus der Ferne her Antwort brachte.

Der Braune kehrte um.

„Meine Bursche wissen, daß es heut Nichts ist — verfehlt ist's drum nicht — Eines ist sicher: sie schaffen heut das Geld ins Schloß, daher die Wachen, die Escorte; — du Chatelet hat richtig gemeldet und ich werde wohl erfahren, wie es weiter zugeht.“

Er verschwand im Gebüsche.

Währenddessen setzten die vier Männer ihren Weg zum Schlosse fort. Als sie bei dem Hauptthore ankamen, erschien der Schweizer.

„Was soll's?“ rief er.

„Oh, mein Freund,“ sagte Dancourt, „meldet uns doch bei dem Herzoge — der Kaufmann Dancourt mit Waaren aus Paris.“

Die Kaufleute wurden in den Hof gelassen. Nach kurzer Zeit kam der Befehl, sie in die Halle des Schlosses zu führen, und einige Minuten darauf ließ der Herzog sagen: er wünsche Herrn Dancourt mit dessen Waaren im Gesellschaftssalon zu sehen. Dieser Salon lag im ersten Stocke.

Der Leser wird längst errathen haben, daß der Kaufmann Dancourt die vom Herzoge erwartete hohe Person war. Der Herzog befand sich nun in einer seltsamen Lage; er hatte die späte Abendstunde gewählt, um den Gast zu empfangen — hatte für diesen Abend sich jeder Gesellschaft zu entäußern gesucht — die Diener, welche den Ankommenden von Paris her kennen mußten, durch Aufträge entfernt, und er wollte, um gar keinen Verdacht zu erwecken, den als Kaufmann Verkappten offen im Salon empfangen, wo freilich nur die Herzogin und Frau von Vanneau zugegen sein sollten. Dann wollte er, während die Damen die mitgebrachten Waaren betrachteten, mit dem falschen Kaufmann in sein Zimmer gehen und hier die Papiere und Gelder für die Verschworenen in Empfang nehmen. Die neugierigen Diener konnten dann keinen Verdacht schöpfen; der Herzog führte den Kaufmann nicht geheimnißvoll in sein Zimmer, sondern in den offnen Salon, wo ihn die Damen sehen und sprechen konnten, und zur Bezahlung der erstandenen Waaren ging Bethune dann mit dem Lieferanten in sein Zimmer. — Indessen hatte der Herzog die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Eine Stunde vor dem Eintreffen des Kaufmanns erschien ein Wagen im Schloßhofe mit vier jungen Damen. Es waren die Töchter des Polizeilieutenants der Grafschaft, Herr von Vieuville. Sie wollten Blanche besuchen. Das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen, aber sie wollten durchaus eine Vorlesung des Herrn Arouet anhören, und zwar dessen eigenen

Verse. Man konnte die Damen nicht abweisen; unglücklicher Weise erklärte sich Arouet Voltaire den reizenden Mädchen gegenüber bereit, die Herzogin mußte bei der Vorlesung zugegen sein — daraus folgte wieder, daß man den Kaufmann nicht empfangen konnte, denn Blanche, die ohne Zweifel den Mann kennen mußte, würde nicht von der Besichtigung der Pariser Waaren zurückgeblieben sein — jedes Aufsehen war zu vermeiden. Als der Kaufmann ins Schloß trat, war die Vorlesung eben im besten Gange, und die Damen hatten sich wirklich darin vertieft. Der Herzog ging den Kaufleuten entgegen — sie wechselten Blicke des Einverständnisses mit einander.

„Bleiben Sie hier auf dem Gange," sagte der Herzog, „bis meine Damen kommen."

Die Kaufleute nahmen Platz. Es währte eine geraume Zeit — endlich schloß Voltaire, die jungen Damen klatschten entzückt Bravo, und der Herzog eilte in den Salon.

„Blanche, Marguerite," sagte er, „ich habe unten im Gartensaale für Euch und die Damen Vieuville serviren lassen, geht mit ihnen hinunter. Sie müssen zeitig nach Hause fahren."

Sobald die jungen Mädchen fort und keine Ueberfälle von ihnen zu fürchten waren — befahl der Herzog einem Diener:

„Führe die Kaufleute herein."

Diese traten in den Salon — eine Verbeugung, sobald sie sich mit den Genossen allein sahen.

„Willkommen, mein Prinz," sagte Bethune. „Ich bedaure, Sie so lange aufgehalten zu haben."

Der falsche Kaufmann öffnete lachend seinen Koffer und zeigte seine Waaren.

„Ich bitte, meine Damen — wählen Sie aus," rief er, „ich werde mit dem Herrn Herzoge die Rechnungen abschließen."

„Aber wir sehen Sie noch, Monseigneur?" fragte die Herzogin.

„Gewiß — ich muß doch meine Schätze zurückbringen."

Bethune führte den Prinzen in sein Kabinet. Er konnte es jetzt ohne Aufsehen thun, denn die Diener waren nicht mehr in den Gängen des Gebäudes — durch die Zögerung war es vollständig finster geworden, der Prinz konnte daher vor einer Entdeckung si cher sein, außerdemfürchtete man keinen Verrath.

„Nun, Monseigneur," sagte der Herzog, „Sie bringen uns Gewißheit?"

„Zunächst einige schlimme Nachrichten. Die Allianz mit England ist abgeschlossen."

„Wie?" rief der Herzog erschrocken.

„Es ist gewiß. Dubois hat Pitt durch den Ankauf eines ungeheuer werthvollen Steines gewonnen."

„Das ist schlimm für die Sache des Herzogs du Maine."

„Unsere nächsten Aussichten sind auf eine den Spaniern günstige Schlacht gestellt."

„Sehr unsicher. Und wenn sie diese Schlacht verlieren?“

„Dann, Herr Herzog, müssen wir handeln — es gilt, die Person des Regenten in unsere Hände zu bekommen — wir müssen ihn entführen — gefangen setzen, bis die neue Ordnung eingeführt — bis der Herzog du Maine Regent geworden ist — die ganzen Fäden liegen hier bereits klar vor Ihnen. Ich komme heut nur, um zwei Versprechungen zu halten: Erstens, um Ihnen dreimalhunderttausend Livres in Bankpapieren zu überreichen, welche Sie im Augenblicke der Insurrection verwenden sollen: die Landschaft für die Sache des Königs von Spanien und des Regenten Herzogs du Maine zu gewinnen.“

Der Prinz nahm ein Portefeuille aus der tiefen Tasche seines Rockes hervor. Bethune blickte auf dasselbe mit großer Befriedigung.

„Zählen Sie den Schatz, Herr Herzog,“ sagte der Prinz, „und geben Sie mir eine Empfangsbescheinigung. Es ist ein Geldgeschäft wie jedes andere.“

„Ich bin bereit; folgen Sie mir in mein Schlafgemach — Sie werden sehen, wo ich den Schatz verberge, es ist im Falle meines Todes vor der Ausführung unsres Planes — ich kann Niemandem, als Ihnen und meiner Gattin, Mittheilung von dem Orte machen, an welchem das Geld liegt.“

Er ging mit dem Prinzen in das anstoßende Schlaf-

kabinet. Hier öffnete er mit einem kleinen Schlüssel die Thür eines in die Wand gemauerten Schrankes.

„Hier sind meine Papiere — meine baaren Gelder — hier unten soll das Geld Seiner spanischen Majestät ruhen — möge es bald zum guten Zwecke hinauswandern."

Beide begannen nun die Bankanweisungen zu zählen.

„Dreimalhunderttausend," sagte Bethune, die Papiere mit einem Umschlage versehend. „Hier liegen sie."

Er schloß das Spinde und legte die Querstange davor.

„Nun meine Quittung," bat der Prinz.

Bethune schrieb sie und der Prinz steckte sie in die Tasche.

„Ich bin Ihnen nun noch die Vorlegung der Korrespondenz schuldig, damit Sie sehen, daß Alles ehrlich und offen zugeht. Ich habe meine Papiere aber unten im Gasthofe in der Obhut eines Dieners gelassen, weil ich morgen bei der Versammlung unsrer Freunde die Acten vorlegen will. Es ist besser, Allen die Schriftstücke zu zeigen, dann wird das Vertrauen wachsen."

„Sie haben Recht," sagte Bethune. „Und Sie werden morgen Abend um die zehnte Stunde die Anhänger des Herzogs du Maine hier bei mir finden. Mein Freund Vanneau erwartet Sie am Eingange des Parkes, da, wo Sie heut eintraten."

„Es ist besser — Sie lassen mich nicht erwarten. Ich finde den Weg zum Schlosse durch den Park ohne Führer

— ich kenne von früher her, als ich Ihr Gast war, den Weg zur Terrasse."

„Desto besser — hier ist ein Schlüssel zum Kapellengitter. Sie kennen die Thurmkapelle?"

„Vollkommen."

„Ich werde aufpassen lassen; wenn Sie in die Kapelle treten, wird Ihnen Vanneau entgegenkommen."

„Herr Herzog," sagte der Prinz plötzlich, einige Schritte durch das Zimmer machend. „Wir haben Geld — die politischen Verhältnisse sind nicht ungünstig — die Unzufriedenheit des Volkes und des Parlamentes unterstützt uns — die Geldverlegenheiten der Regentschaft steigen mit jedem Tage — Alles das ist günstig. Aber, meine Freunde — Sie so wenig als die Herren in Paris haben wohl schon an Eines gedacht."

„Nun?"

„Wer ist denn der Mann, welcher den Herrn Regenten Philipp von Orleans gefangen nimmt? — he? Ja sehen Sie wohl, da stehen Sie und blicken mich groß an. Das muß ein starker, unerschrockner Mann sein. Es ist keine Kleinigkeit, am bestimmten Tage — zur bestimmten Stunde auf den bestimmten Mann loszugehen und zu sagen: Sie sind mein Gefangener, mein Herr — steigen Sie hier in diesen Wagen, der Sie entführt, oder ich jage Ihnen eine Kugel durch den Kopf — das muß der Mann sagen können — aber er muß — und das ist die Hauptsache, er

muß nöthigenfalls auch seinen Worten die That folgen lassen."

Bethune trat erschrocken zurück.

„Sie meinen, es könne — —" stammelte er.

„Blut fließen — o ja. Der Regent ist nicht ohne Widerstand bewältigt," sagte der Prinz. „Indessen, ich hoffe, es geht so ab — allein, wo ist der Mann der That?"

„Ich gestehe, daß ich noch nicht daran dachte — und das muß ein zuverlässiger Mann sein."

„Gewiß, er kann Helfershelfer haben — aber er muß seine Leute lenken können — er muß den ersten Schritt gegen Philipp von Orleans selbst thun."

„Das ganze Unternehmen kann daran scheitern — wir müssen ernstlich bemüht sein, einen solchen Mann zu finden."

„Es wird kein gewöhnlicher Mann sich zu solcher Arbeit hergeben."

„Morgen in der Versammlung wollen wir dies zum Hauptgegenstand der Berathung machen."

„Noch Eins, mein Prinz: erregen Sie nicht unnöthiges Aufsehen — Sie haben viel Diener."

„Sie gelten für Freunde. Und der Zug heut aufs Schloß findet Entschuldigung durch die Unsicherheit der Gegend. Morgen entlasse ich Alle, bis auf Jean, meinen Kammerdiener, der in Paris einen Prinzen von Listhenay vorstellt. Ich komme, da ich kein Geld bei mir habe, morgen

Abend allein — damit man mich bei einem Zusammentreffen nicht erkennen kann, lege ich eine Maske vor."

„Gut so, mein Prinz."

„Leben Sie wohl für heute."

Der Prinz ging in den Salon zurück und unterhielt sich noch einige Zeit mit den Damen, dann sagte er:

„Es ist Zeit — morgen Abend im Kreise der Freunde."

„Ich werde Sie durch den Kapellengang in den Park lassen," sagte Bethune, „damit Sie den Weg genauer kennen lernen."

Er öffnete eine auf den Gang stoßende Thür. Es war in den Corridors des Schlosses leer und still. Die Herren schritten leise durch die Gänge; plötzlich erschloß sich die Thür eines Zimmers, der Herzog hielt seinen Gast zurück — zu spät. Ein junger Mann stand, die hellbrennende Studirlampe in seiner Hand haltend, auf der Schwelle, gerade dem Prinzen gegenüber.

„Arouet — der Dichter," rief der Prinz, unwillkürlich zurücktretend.

„Der Herr Prinz von Cellamare," sagte Voltaire erstaunt. „Blanche hat recht gesehen — sie conspiriren," setzte er leise hinzu.

„Herr Arouet, sagte Cellamare, „Sie werden Geheimnisse zu respectiren wissen."

„Ohne Sorge. Dieses Schloß birgt verschiedne derartige kleine oder größere Mysterien."

„Auch Sie sind ein Gegner des Regenten — Sie haben alle Ursach dazu.“

Voltaire nickte bedeutungsvoll. „Vielleicht bin ich ein Gegner dieser ganzen Zeit — sie muß anders gemacht werden, und sie wird anders werden — verlassen Sie sich darauf.“

„Wir wollen dazu helfen,“ sagte Cellamare, „wir arbeiten daran.“

„Wenn Sie nur nicht Ihre Werkzeuge zerbrechen.“

„Hinweg,“ mahnte Bethune, „morgen ein Weiteres, da Arouet doch nun einmal Mitwisser geworden ist.“

Er führte nach flüchtigen Begrüßungen die verkappten Kaufleute durch den Gang der Kapelle ins Freie. Cellamare und seine Genossen traten ihren Rückweg durch den Park an. — — — —

„Gnädiger Herr,“ sagte am folgenden Morgen Robinot, der Parkgärtner, zu dem Herzog von Bethune. „Es muß dafür gesorgt werden, daß die alte römische Mauer oben einen Aufsatz von Eisenspitzen erhält.“

„Weshalb, Robinot?“

„Ei, sehen Sie nur hin — dort gerade unter Ihrem Fenster haben die wilden Katzen gewiß heut Nacht ihr Wesen getrieben, der Ephen ist zerrissen und die Statuen darunter sind beschmutzt; es sieht dort bei der Diana gerade so aus, als sei irgend Etwas an der Figur hinaufgeklettert, um oben auf die Mauer zu kommen.“

Der Herzog blickte empor. Er gewahrte, daß an meh-

reren Stellen der Epheu herabgerissen war — ja, es sah an einem Punkte gerade so aus, als wäre eine schwere Last von der Höhe der Mauer hinabgeglitten und hätte im Gleiten eine große Zahl der Ranken mit sich genommen.

„Das ist sonderbar," sagte der Herzog, „Du hast Recht, Robinot, wir wollen ein Spitzengitter auf die Mauer setzen lassen."

XIV.

Oedipus und Latyl.

Die Eingeladnen fanden sich bereits einige Stunden vor der festgesetzten Zeit im Schlosse ein. Sie konnten dies ohne jedes Aufsehen wagen, denn im Schlosse Sully war stets offne Tafel, und da der Herzog Leute der verschiedenartigsten Gesinnung bei sich aufnahm, fand Niemand an seinem Umgange zu mäkeln.

„Und Sie haben keine Besorgniß, daß Herr Arouet, ein so junger Mann — ein Dichter, plaudern werde?“ sagte Vanneau, als Bethune ihm das Abenteuer mit dem Prinzen erzählt hatte.

„Nein. Im Gegentheil, ich halte es für einen günstigen Zufall, denn wir werden nunmehr dem jungen Manne die Eröffnung machen, daß wir ihn als Mitglied unsres Bundes gegen die Regierung betrachten, und daß wir ihn, seine scharfe Feder als eine der wichtigsten Waffen für unsren Sieg ansehen.“

Die Freunde des Herzogs wurden nach den ihnen flüchtig gemachten Eröffnungen sehr heiter und sprachen der

Tafel weidlich zu; nach Beendigung derselben führte der Herzog die Theilnehmer des Bundes in sein Kabinet. Die Zeit verstrich schnell — man bemerkte während der Unterhaltung, daß die Zeiger ihren Lauf vollbrachten und daß bereits die zehnte Stunde vorüber war, ohne daß Seine Durchlaucht der Prinz von Cellamare sich im Kreise der Seinigen gezeigt hätte. Bethune wurde unruhig — die Freunde desgleichen. Es ging Einer nach dem Andern durch den Gang, welcher von der Kapelle ins Schloß führte, hinab — nirgends war Etwas zu sehen. Gespannt hatten die Geladnen auf Eröffnungen gewartet, die wichtigen Papiere sollten vorgelegt, die Versicherungen Spaniens entgegengenommen werden — umsonst war alles Harren. Cellamare blieb aus. Nunmehr wurde man unruhig. Es konnte kein besonderer Grund zum Ausbleiben gefunden werden, denn der Prinz war eigens nach Sully gekommen, um die Vorbereitungen für das Unternehmen zu treffen — er war nur in geringer Entfernung vom Schlosse — sollte ein Verräther den Prinzen von Paris aus verfolgt — sollte d'Argenson ihm die Spur abgelauert haben? Die Freunde tauschten noch ihre Ansichten darüber aus, als sich an der Thür, welche zur Kapelle führte, ein Klopfen vernehmen ließ. Bethune öffnete eilig — er sah eine Gestalt die Treppe hinunterhuschen.

„Bleibt — wer da?“ rief er, aber der Mensch oder Dämon war mit drei Sätzen die Treppe hinab, und der Herzog, der ebenfalls nacheilte, sah ihn das Gitter der Ka-

pelle überspringen — vor demselben lag ein Zettel, welcher die Worte enthielt: „Ich komme nicht zur Versammlung — erst später kann ich vielleicht erscheinen — Gefahr in der Nähe — Spione. C."

Es unterlag keinem Zweifel, daß der Prinz, von einer ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sich verborgen hielt und den beabsichtigten Besuch aufgegeben hatte.

Die Besorgniß der Verschworenen war nicht gering — sie horchten — gingen wieder hinaus, fürchteten jeden Augenblick, einen der Häscher oder Agenten d'Argenson's eintreten zu sehen und konnten am allerwenigsten sich erklären, wer der Warner, der durch den Kapellengang eingedrungen war, sein mochte. Es lag auf der Hand, daß Cellamare denselben abgeschickt — aber wie fand dieser Mann den Weg durch die Kapelle? Man tröstete sich damit, daß der Bringer der Nachricht ein Freund sein müsse; allein Bethune konnte nicht umhin, des geheimnißvollen Boten zu gedenken, der vor einiger Zeit die Meldung von dem Ausbleiben Blanche's und der Frau von Phalaris gemacht hatte.

Die fortwährende Unruhe in dem Gange hatte Voltaire von seiner Arbeit vor die Thür des Zimmers gelockt.

„Kommen Sie, mein Freund," flüsterte Bethune. „Es droht uns Gefahr. Sie sollen Alles wissen — Sie müssen es wissen, denn vielleicht ist binnen Kurzem mein Schloß von den Agenten d'Argenson's besetzt — ich halte es für gut, wenn Sie bei Zeiten diesen Ort verlassen."

Er theilte dem jungen Dichter schnell die Lage mit; die Freunde umstanden den Herzog und seinen Schützling, sie beobachteten das Gesicht Voltaire's genau. Bethune hatte vorsichtig den ganzen Plan nicht enthüllt. Die Entführung des Regenten — den Beistand Spaniens hatte er weislich verschwiegen und nur das Vorhandensein eines Complottes gegen die Maßregeln der Regierung enthüllt, die Besorgniß mitgetheilt, welche für die Theilnehmer aus dem Fortbleiben Cellamare's entsprang.

„Ich theile diese Besorgniß nicht," sagte Voltaire. „Möglich, daß ein falscher Lärmen den Prinzen zurückhielt. Aber," sagte er, „ich darf annehmen, daß hier Männer sind, welche kein Blut fließen lassen wollen — es soll sich nur um einen Sturz der Regierung handeln."

„Gewiß," riefen die Herren, „wir wollen den Regenten bei Seite schieben."

„Nun," sagte der Dichter, „Sie werden das nicht erreichen, wenn Sie die Regierung des Herrn Herzogs du Maine in der Perspective zeigen. Ueberhaupt, meine Herren, glauben Sie mir: heut schlägt man zunächst mit geistigen Waffen — erst wenn diese nicht helfen, können Sie weiter gehen, und wird der Regent dem Stoße dieser geistigen Lanzen nicht weichen, dann können Sie ihm überhaupt schwerlich beikommen. Ich habe — ohne ihrem Bunde anzugehören, eine solche Waffe geschmiedet, ich glaube, sie wird sichrer treffen, als eine Kugel — wollen Sie wissen, welches meine Waffe ist?"

„Geschwind sagen Sie es — zeigen Sie," rief Bethune.

Voltaire eilte aus dem Zimmer und kehrte mit einem Manuscript in der Hand zurück. Neugierig blickten Alle auf die Schrift.

„Dies ist mein Schwert — mein Pfeil — meine Pulvermine," rief er, das Buch hochhaltend. „Ich werde es bald anwenden."

Er schlug die erste Seite auf.

„Lesen Sie, Herr Herzog."

Bethune blickte in die Schrift und las:

„Oedipus. Eine Tragödie von Voltaire. Gewidmet der Frau Herzogin von Berry und dem Herrn Herzoge Philipp von Orleans."

Die Anwesenden blickten sich einander fragend an.

„Oedipus?" sagte Bethune.

„Gewiß. Diese Tragödie soll von der Bühne herab zum Volke sprechen — sie soll zeigen, offen im Gewande der Geschichte — der Mythe zeigen, was Jedermann sich jetzt nur noch leise zuträgt. Was ist Oedipus? Es sind die Gräuel der Blutschande auf einem Throne, es ist der Sohn, der seine Mutter heirathet und aus dieser verfluchten Ehe die ewig sich befehdenden Kinder erzeugt — und, um seine Schande nicht zu sehen, sich selbst des Augenlichtes beraubt — das ist Oedipus. — Glauben Sie, daß man weit nach dem Vergleiche suchen wird? Oedipus ist der Gatte seiner eignen Mutter — er ist ein König — wes-

halb sollte ein Vater — ein Herzog und Regent nicht der Liebhaber seiner eignen Tochter sein können?"

„Ha — das ist eine Waffe — das ist ein Pfeil, —" rief Bethune. „Sie haben Recht — es wird ungeheuer wirken — aber glauben Sie, daß man die Aufführung gestatten werde?"

„Ich widme mein Stück dem Regenten — Sie sehen es ja. Es wäre ein offnes Bekenntniß seiner Schuld, wenn er die Aufführung verbieten würde."

„Wir haben einen mächtigen Verbündeten, meine Herren," sagte Bethune. „Und ich glaube, Sie können nun auf unsern Sieg zählen — Dichtung — Parlament — die öffentliche Stimme — Alles kämpft für uns."

— — — — — — — — — — — —

Wir müssen, um den Grund des Ausbleibens des Prinzen von Cellamare zu erfahren, einige Stunden zurückgehen. Der Prinz sah sich vollständig in Sicherheit. Hier in diesem kleinen Winkel des Landes war seine Unternehmung vollkommen geborgen. Er entließ daher seine Begleitung bis auf einen Diener. Im Gasthause zum „silbernen Monde" war man gewöhnt, dergleichen Leute kommen und gehen zu sehen. Um sich den Schein zu geben, als mache er kaufmännische Geschäfte, ging der Prinz während des Tages in der Gegend umher. Es wurde ihm leicht, bei seinem Ausfluge ungesehen zu bleiben, denn die Waldung nahm ihn bald genug auf. Bei seinem Fortgehen war er

auf den Braunen, den Viehhändler, gestoßen, der auf einer Bank neben der Hausthür saß.

„Ich bedaure," sagte der Prinz, „Ihnen nicht mit blankem Gelde dienen zu können; ich habe nicht so viel eingenommen."

„Ah, mein Herr," sagte der Mann, „ich danke; ich habe bei einem meiner Freunde gewechselt — ich habe genug."

Er zog eine Börse und ließ einige dreißig Stück Pistolen durch seine Finger gleiten. Der Prinz ging weiter — als er kaum noch sichtbar war, schritt der Braune ihm nach — die beiden Spaziergänger trennten sich nicht mehr, von dem Prinzen ungesehen blieb der Braune in seiner Nähe. Zu Mittag kehrte Cellamare wieder in das Gasthaus zurück. Er speiste mit seinem Diener allein auf dem Zimmer. Beide blieben, bis es dunkel ward, im Gemache.

„Es ist neun Uhr," sagte Cellamare, den Koffer öffnend. „Ich gehe aufs Schloß. Bleib hier und halte Alles bereit bis zu meiner Rückkehr; morgen mit dem Frühesten gehen wir zurück nach Paris."

Er nahm aus dem Koffer eine Brieftasche, welche mit Papieren und kleinen Dokumenten angefüllt war, und verbarg sie unter seiner Weste; dann nahm er eine schwarze Sammetmaske in die Hand und stieg die Treppe hinab. Er schritt vorsichtig durch das Gehöft und gelangte, die kleine Vorstadt passirend, in den Schloßwald. Der Prinz legte seine Maske vor und zog ein breites Jagdmesser, welches an seiner Seite hing. So schritt er gemächlich durch

den Waldweg, denselben, welchen er gestern benutzt hatte. Der Prinz dachte über die bevorstehende Versammlung und deren Eröffnungen nach. Er verabscheute ebenfalls das Blut — er wollte den Regenten gern ohne Aufsehen entführen lassen und ihm dann die nöthigen Zusagen abringen. Der Prinz sann hin und her, wer wohl der Mann sein könne — der Herzog von Richelieu — es ist ein Damennarr — kein Mann der That — der Graf Aydie —? es ist ein Phantast — da wäre aber Einer — ein toller verzweifelter Kerl, der Graf Horn — man müßte ihm seine Schulden bezahlen — er wäre wohl der Beste. Man giebt ihm zwanzig oder dreißig gute Kerle an die Hand — — der Regent wird in die Falle gelockt — das ist leicht — ein Rendezvous mit einer Schönen, dabei sind unsere Leute im Hinterhalte, der Führer voran, der Wagen bereit, dann ein Zeichen und — hollah — ha —"

Der Prinz stieß diese letzten Rufe nicht als eine Fortsetzung seines Monologes aus, sondern es waren Schreckensrufe, denn er stolperte plötzlich über Etwas, und zwar so heftig, daß er der Länge nach in dem Waldwege hinstürzte. Er glaubte im ersten Momente, über eine Wurzel gefallen zu sein, aber er täuschte sich, denn er fühlte, wie ein Stock oder eine Schlinge seine Füße umgarnte und zugleich, wie er bei den Schultern gepackt und zu Boden gedrückt ward. Ein Mann hatte sich auf ihn geworfen, hielt seine mit dem Messer bewaffnete Hand fest und ließ ihn zugleich ein selt-

sam geformtes Pistol blicken, dessen sechs Läufe auf des Prinzen Brust gerichtet wurden.

„Mörder, hinweg —" keuchte der Prinz. „Was wollt Ihr? mein Leben ist — —"

„Oh, so weit sind wir nicht, gnädiger Herr," sagte der Bandit. „Es wird kein Blut fließen."

„Also Geld; laßt mir den Arm frei."

„Sobald Sie das Messer bei Seite werfen."

Der Prinz öffnete die Hand und ließ das Messer fallen.

„So, gnädiger Herr. Sie sehen übrigens, daß jeder Widerstand nutzlos sein würde." Er wies auf das Gebüsch, an dessen Rande sich fünf bewaffnete Kerle zeigten.

Der Prinz war fest überzeugt, daß er in die Hände von Polizei-Agenten d'Argenson's gefallen sei, denn die Titulirung „gnädiger Herr" bezeugte ihm, daß man seine Person erkannt hatte.

„Machen wir die Sache kurz," sagte er, „hier ist meine Börse — nehmt und laßt mich gehen. Ich bin gern erbötig, noch mehr zu geben, wenn Ihr meinen Weg nicht hemmt."

„Gnädiger Herr Prinz," entgegnete der Angreifer, „Sie kennen mich."

Cellamare vermochte erst jetzt den Mann näher zu betrachten; es war der Braune, der Viehhändler.

„Ihr also seid der Strolch," sagte er.

„Nun — Sie werden sich mindestens denken können, daß ein Mann mit meinen Geldmitteln nicht um einer

lumpigen Hand voll Dukaten einen Prinzen von Cellamare auf offner Landstraße anfällt — nein; ich bitte um etwas Anderes. Sie tragen gewiß eine Tasche mit Briefen bei sich — wollen Sie mir diese erlauben?"

„Ha!" rief der Prinz. „Also doch Polizeispione — Häscher."

„Pfui! wie können Euer Gnaden so Etwas von uns denken. Wir sind Leute, die Nichts mehr verabscheuen, als die Polizei — nein, ich erbitte mir nur die Papiere, weil ich" — er näherte sich dem Prinzen und sagte mit leiser Stimme: „weil ich doch auch gern sehen möchte, wie weit das Complott gegen den Herzog Regenten gediehen ist, das Euer Gnaden zu leiten haben."

Der Prinz erbebte, sein Geheimniß war in der Hand eines Unbekannten, von dem es noch nicht feststand, ob er Bandit oder Agent d'Argenson's und Dubois' war.

„Ist es nicht möglich, diese Bedingung zu umgehen?" sagte er.

„Nein, gnädiger Herr — es ist dringend nothwendig, aber ich kann Ihnen mein Wort darauf geben, daß Sie die Papiere unversehrt wieder erhalten werden."

„Die Papiere?"

„Ja."

„Und durch wen?"

„Durch den Herzog von Bethune."

Die Sache wurde räthselhaft. Der Prinz konnte jedoch der Lösung keine Zeit widmen, und er versuchte noch ein

Mal das Letzte. Er schrie aus Leibeskräften: „Hülfe.“ Dieser Versuch ward ihm jedoch leid, denn der Führer und seine Leute warfen ihn sofort zu Boden.

„Noch einen Laut, gnädiger Herr, und Sie werden nicht so ohne Blut davon kommen, wie Sie den Regenten davon kommen lassen wollen, wenn er entführt wird.“

Cellamare schwieg betroffen. Der Bandit wußte Alles — er hatte offenbar aus des Prinzen eignem Munde die Angaben gehört — und einsehend, daß Alles umsonst sei, gab er dem Führer der Bande die Tasche.

„Sie tragen die Existenzen vieler Menschen bei sich,“ sagte er.

„Ich werde Ihr Vertrauen rechtfertigen, entgegnete der Bandit mit eleganter Verbeugung. „Nun aber,“ fuhr er fort, die Brieftasche unter seiner Weste bergend, „habe ich noch eine kleine Bitte. Ich bitte um Ihren Rock — Ihren Hut und Ihre Maske — Alles wird mir passen, denn wir sind von ganz gleicher Gestalt.“

Ohne Zaudern willigte der Prinz, den das Abenteuer trotz seiner Gefährlichkeit interessirte, in den Tausch. Der Mann zog den Rock des Prinzen an, legte die Maske vor und stülpte sich den Hut auf.

„So,“ sagte er. „Nun — ha — ja, das ist er. Es ist der Schlüssel zum Kapellengitter,“ fragte er, einen Schlüssel aus der Rocktasche nehmend.

„Ja, mein Freund,“ sagte Cellamare.

„Gut. Etienne,“ sagte der Mann nun zu einem seiner

Leute, „führe den gnädigen Herrn jetzt waldeinwärts — in die Nähe unserer Freunde, dort, gnädiger Herr, bleiben Sie, bis ich zurückkomme. Machen Sie um Gottes Willen keinen Versuch, Hülfe zu rufen oder zu entspringen — es könnte Ihnen schlecht bekommen. Ich bin bald wieder bei Ihnen."

Er winkte zwei Kerle heran, diese faßten den Prinzen unter die Arme und schleppten ihn in den Wald; der Führer schlug den Weg nach dem Schlosse ein.

Der Maskirte ging eilig durch die ihm wohlbekannten Waldwege bis zur Terrasse, welche er an eben der Stelle überstieg, wo Blanche und Voltaire ihre Unterredung mit einander gehabt hatten. Er schwang sich hinauf, eilte über dieselbe und verlor sich, den ersten und zweiten Altan überschreitend, in den Ziergarten. Er blieb hier eine Zeit lang versteckt vor einer großen Rhabarberstaude liegen, und als er sich vollständig sicher glaubte, zog er den Rock ab, legte den Hut dazu, neben beide Dinge die Brieftasche und setzte sein sechsläufiges Pistol in Bereitschaft. Nach diesen Vorbereitungen nahm er den Schlüssel aus der Rocktasche und ging durch die Anlagen des Gartens wieder bis zum zweiten Altan, so daß er der offnen Kapelle gegenüber ankam. Er schwang sich schnell hinauf, trat in das kleine Gotteshaus, zog eine Brieftasche hervor und warf einige Zeilen auf ein Blättchen. Nachdem dies geschehen, schloß er das Vorgitter auf und schloß es wieder hinter sich zu.

„Wenn sie mich verfolgen," sagte er leise, „bin ich schneller über das Gitter hinweg, als sie aufschließen können."

Er ging hinter den Altar, öffnete die Thür der kleinen Sakristei und ließ sie offen, um bei dem Scheine des ewigen Lichtes, welches ihm auch beim Schreiben gedient hatte, den Weg zum Chorgang finden zu können. Auch die dahinführende Thür ließ er offen — er stolperte über ein Paar Kniebänke, kam aber glücklich auf den Schloßkorridor, der mit dem Gange zur Kapelle in Verbindung stand und der bis an die Hinterthür zum Gemache des Herzogs führte. Er horchte; deutlich vernahm er die Stimmen — in der Rechten sein Pistol, in der Linken den Zettel haltend, warf er durch die Maske Blicke eines Tigers, der zum Sprunge bereit ist, er erwartete eine Ueberraschung; sie kam nicht — er klopfte. Der Herzog öffnete, der Maskirte war mit zwei Sätzen wieder zurück, die Treppen hinab in die Kapelle zurück.

„Halt — wer da," rief der Herzog, hinter ihm her eilend.

Er überstieg mit der Geschicklichkeit einer Katze das Gitter und warf den Zettel hinter sich, dann eilte er zur Kapelle hinaus, schwang sich über die Brüstung des Altans und kroch schnell unter die Rhabarberstaude, wo er Hut und Rock fand.

Was auf diese Scene folgte, weiß der Leser bereits. Der Maskirte stieß ein heiseres Lachen aus, hielt aber sogleich inne, denn es erschallte in dem zweiten Theile des Gartens Hundegebell, und er sah, durch die Blätter lugend, den Schein einer Laterne. Sein Pistol hob sich, aber der

Laternenträger und dessen Hund blieben im entfernten Theile des Gartens, den sie endlich auch verließen. Der Maskirte begann nun den Rock des Prinzen wieder anzuziehen, setzte den Hut auf, schob die Tasche mit den Briefen und Dokumenten unter seine Weste und begann in gebückter Stellung durch den Garten bis zur Brüstung des Altans zu schleichen. Sein Kopf ragte bis zur Höhe der Brüstung, so daß er zwischen die Oeffnungen der Steinsäulen, aus welchen das Gitter bestand, blicken konnte. Er stand eine geraume Zeit dort, bis er Stimmen in der Kapelle hörte; das Gitter ward geöffnet, Vanneau und Saulnes nebst drei andern Herren erschienen. Sie schlossen das Gitter wieder und gingen plaudernd über den Altan, auf die Terrasse und von da in den Park. Der Mann blieb noch immer auf seinem Posten, aber er blickte jetzt scharf auf das Fenster, welches an oder dicht über der römischen Mauer lag. Nach langem Warten stieß der Mann ein leichtes „Aha" aus und schwang sich zugleich über die Brüstung des Altans. Das Fenster war hell geworden. Der Abenteurer ging zum zweiten Mal in die Kapelle, öffnete das Gitter, schloß es und nahm wieder denselben Weg zum Zimmer des Herzogs. Er hatte jetzt noch weniger einen Ueberfall zu fürchten, er griff in die Tasche seiner weiten Beinkleider, holte einen eigenthümlich geformten Eisenstab hervor und brachte ihn in das Thürschloß, nachdem er einige Male das Stäbchen herumgewirbelt hatte, sprang die Thür auf. Der Einbrecher stand still und lauschte — es

konnte ein Diener, konnte ein Zimmer sein, dessen Hauptausgang auf den großen Corridor führte. Die Thür wieder an sich ziehend, horchte der Mann genau. Er hatte sich nicht getäuscht. Aus dem hinter dem Arbeitszimmer liegenden Schlafgemache des Herzogs kam ein Diener.

„Gute Nacht, gnädiger Herr," hörte der Lauscher deutlich sagen.

„Gute Nacht, Claude," rief der Herzog.

Bethune war also in seinem Schlafzimmer. Der Einbrecher wartete wieder, bis der Diener das Zimmer verlassen, die Ausgangsthür zum Corridor geschlossen hatte und bis seine Tritte verhallt waren; dann öffnete er die Thür wieder und trat in das Arbeitskabinet. Die Thür zum Schlafzimmer Bethune's war halb geschlossen. Im Dunkel stehend sah der Mann, wie der Herzog im Schlafrocke, die Hände auf dem Rücken haltend, im Gemache auf und nieder ging. Der Maskirte prüfte noch einmal flüchtig die Schlösser seines Pistols, dann schlich er leise bis zur Hauptthür des Arbeitskabinets, durch welche sich der Diener entfernt hatte und schob den Nachtriegel vor. Er kalkulirte richtig, daß der Herzog auch einen Schlüssel haben müsse und daß im Falle der Ueberraschung die Diener von außen aufschließen würden, daß auch der Herzog von innen öffnen wolle und in der Eile den Riegel nicht bemerken werde. — Alles dies waren Aufenthalte, welche der Mann benützen konnte. Nach dieser Vorsicht trat er zum Schlafkabinet des Herzogs. Bethune setzte seine Promenade noch immer fort.

„Seltsam dieses Ausbleiben," murmelte er. „Morgen in aller Frühe will ich hinab — will sehen, wo er geblieben — ob er noch in der Stadt ist."

Er stand vor dem Mauerschranke still.

„Wäre Das nicht hier drinnen, ich zweifelte noch — aber dies ist mindestens ein eben so sicheres Zeichen als die Papiere, und diese — diese —"

„Sind in guten Händen," sagte plötzlich eine flüsternde Stimme aus dem Dunkel.

„Herr des Himmels, wer ist da?" rief der Herzog, sich erschreckt umwendend und nach einem Degen greifend, der neben seinem Bette lehnte.

„Lassen Sie stecken, gnädiger Herr," sagte ein Mann, der dreist ins Zimmer trat und dessen Gesicht eine schwarze Maske bedeckte. „Es ist ein guter Freund."

„Sie sind es, mein Prinz," rief der Herzog, den Zettel unter seiner Uhr und den Ring hervorziehend, die auf dem Nachttische lagen. „Ja — Sie meinten, Sie würden später kommen — oh, es ist fatal. Was ließ Sie so lange zögern."

Er hatte dem Eintretenden die Lampe zugedreht, es war der Prinz, die Kleidung des Kaufmanns, der Hut, die verabredete Maske.

„Sie haben mich erschreckt, Prinz," sagte der Herzog. „Weshalb trafen Sie nicht zur rechten Zeit ein?" fuhr er fort, einen Stuhl hinschiebend.

Der Maskirte drehte den Stuhl so, daß er, auf demselben sitzend den Ausgang aus dem Zimmer absperrte.

„Herr Herzog,“ sagte er noch immer flüsternd. „Es war nothwendig, vorher noch einmal allein mit Ihnen zu reden.“

„Sie brauchen sich nicht zu scheuen. Sprechen Sie laut, Prinz. Die Diener sind fort; nehmen Sie die Maske ab.“

„Es ist nicht ganz sicher,“ fuhr der Graf in demselben Tone fort. „Unten im Garten war es noch lebendig, als ich in die Nähe der Capelle kam. Einer Ihrer Diener könnte zurückkehren.“

„Unnütze Sorge. Es kommt Niemand mehr.“

„Ich bin vorsichtig geworden.“

„Haben Sie die Papiere mitgebracht?“

„Hier sind Sie,“ sagte der Mann, die Brieftasche hervorziehend.

„Ah — sehr schön?“

„Erlauben Sie. Ich muß vorher noch ein paar Worte sprechen.“ Er erhob sich ein wenig. „Das Geld ist doch hier ganz sicher, Herr Herzog?“

„Gewiß. Woher dieser Zweifel?“

„Ich hörte heut in der Stadt von den Heldenthaten des berühmten Räuberhauptmanns erzählen.“

„Possen. Hier sind wir sicher. Den Pfaffen kann das passiren; uns nicht.“

„Ich glaube, man ahnt Etwas, daß der Prinz von Cellamare in Sully sei. Deshalb hielt ich mich verborgen.“

„Sie hätten einen Ihrer Vertrauten schicken sollen."

„Würden Sie das gebilligt haben?"

„Ihre Leute sind doch sicher."

„Der Prinz von Cellamare hat also gut gethan, einen Vertrauten zu senden," sagte der Mann plötzlich laut sprechend.

Beim Tone dieser Stimme sprang der Herzog betroffen vom Stuhle auf. Aber der Mann hatte bereits seine Maske abgenommen und sagte mit artiger Verbeugung:

„Kennen Sie mich, gnädiger Herr?"

„Chevalier von Latyl!" rief der Herzog. „Sie im Vertrauen des Prinzen? Wie kommen Sie hierher? Wer sind Sie eigentlich?"

„Ich komme, mit dem Schlüssel des Prinzen versehen, mit seinen Kleidern angethan durch die Kapelle, durch die Sacristei die Treppe hinauf und in Ihr Zimmer, Herr Herzog."

„Aber da — dort an der Thür? Wie konnten Sie in mein Schlafkabinet kommen?"

„Ich öffnete es mit einem Dietrich. Sie kennen Dergleichen vielleicht, gnädiger Herr."

Der Herzog starrte den Chevalier an, der mit Nachschlüsseln so trefflich umzugehen wußte — dieser Mann war im Vertrauen des Prinzen. —

„Aber ich glaubte Sie schon weit von hier, Herr Chevalier."

„Bei Verschwörungen täuscht man oft sogar seine

Freunde. Es war nothwendig, daß ich auf einen Tag verschwand."

„Und nun? Ihre heutige Sendung? Weshalb erscheint der Prinz nicht selbst?"

„Ich sagte Ihnen schon, Herr Herzog, daß es eine Vorsicht sei, welche der Prinz gebraucht."

„Aber Sie? Ihre Mission? Sie sollen uns die Papiere überbringen?"

Der Chevalier nahm eine ganz absonderliche Stellung an, indem er sich breitbeinig wie ein Palastschweizer vor den Herzog hinstellte und die Rechte auf den Kolben eines im Westengurte steckenden Pistols legte.

„Gnädiger Herr," sagte er blinzelnd. „Ich komme — gleichviel in wessen Auftrage — um ein Geschäft mit Ihnen abzuschließen, und zwar, wie es jetzt, seitdem die Kolonie in Louisiana so sehr empfohlen wird, gebräuchlich ist: Ein Tauschgeschäft. Die Wilden am Mississippi sollen es eben so machen."

„Ich begreife nicht, mein Herr Chevalier," sagte Bethune, den Sprecher betroffen anschauend, „wozu diese geographisch-statistischen Bemerkungen dienen sollen?"

„Oh, es wird Ihnen gleich klar werden," fuhr Latyl fort. „Sehen Sie, dort ist ein in die Mauer gelassener Geldschrank." Er wies auf die Stelle. „Dort in jenem Schranke haben Sie Ihre Papiere — Dokumente — baaren Gelder verwahrt. — Aber seit gestern haben Sie dort auch noch ein Extrasümmcheu von dreimalhunderttausend Livres

in Bankbillets niedergelegt. Sie würden vielleicht die Güte haben, mir diese Summe auszuliefern; ich würde mich dann vielleicht dazu verstehen, Ihnen die Papiere zu übergeben."

Bethune war sprachlos; er starrte den Chevalier mit weit geöffneten Augen an; er glaubte zu träumen.

„Wie? mein Herr — was wissen Sie von jenem Gelde? von dem Orte, wo ich es verborgen? Das ist ein Spitzbubenstreich. Hüten Sie sich."

Der Chevalier blieb unerschütterlich.

„Gnädiger Herr," sagte er. „Bei dem Abendessen in Ihrem Salon, dem ich beizuwohnen die Ehre hatte, wurde von großen, größeren und kleinen Spitzbuben gesprochen. Alle Leute legen sich heutzutage auf diese Industrie — Law — d'Argenson — Dubois — alle sind Industrieritter, so gut wie die, welche die Kasse der Brüder vom Berge Carmel plünderten — alle diese Leute sind in ihrer Art von Bedeutung — sie sind interessant. Sie selbst, Herr Herzog, äußerten ja den lebhaften Wunsch, den berühmten Häuptling der Ritter von der Landstraße zu sehen."

„Herr Chevalier, ich —"

„Ja, ja, Sie wünschten es. Wohlan denn, dieser Wunsch ist Ihnen erfüllt worden: Cartouche steht vor Ihnen."

Der Herzog stieß einen Ruf der Ueberraschung und des Schreckens aus, der gefürchtete Räuber stand ihm gegenüber — zur Nachtzeit — in seinem Zimmer. Er wußte, daß in dem Geldschranke des Herzogs eine ungeheuer Summe lag — hielt er die Papiere des Prinzen wirklich in seinen Händen?

„Mein Herr," sagte der Herzog, seine Kraft zusammennehmend. „Wenn Sie in der That der be— berüch— berühmte Cartouche sind, so werden Sie doch einsehen, daß Sie sich in einer gefährlichen Lage befinden. Ich kann leicht Hülfe rufen, und meine Diener sind nicht feige."

„Ich bin schon oft in ähnlichen Lagen gewesen, Herr Herzog. Hier sehen Sie ein sechsläufiges Pistol. Die erste Kugel desselben hätte Sie durchbohrt, noch ehe ein Mensch Ihnen zu Hülfe käme. Mit den andern fünf Läufen würde ich mich vielleicht durchschlagen. Indessen ist das nicht zu fürchten. Die Thüren sind geschlossen und ehe Jemand käme, wäre ich längst hinweg. Aber gesetzt auch, man finge mich, so würde ich allerdings auf dem Grèveplatz zu Paris enden, allein ich würde vorher noch eine Unterredung mit dem Herrn Staatsrath Dubois erbitten. In dieser Unterredung würde ich erstens die Namen gewisser Herren nennen, welche gestern Sie, Herr Herzog, besuchten; dann würde ich die Mittheilung machen, daß die genannten Herren in einer Verbindung zusammengetreten sind, welche den Zweck hat, den Herrn Regenten Philipp von Orleans aus Frankreich zu entführen, ihm nöthigenfalls das Lebenslicht auszublasen und den Herrn Herzog du Maine auf den Thron zu setzen."

„Mensch — Bandit!" rief der Herzog. „Oh — mein Herr Hauptmann," verbesserte er schnell. „Woher können Sie das wissen? — pah, wer wird Ihnen glauben? Wenn ich Sie fangen ließe, würde man Ihnen die Papiere, welche

Sie gestohlen, abnehmen, und ich weiß ja überhaupt nicht einmal, ob diese Papiere ächt sind."

„Zunächst, Herr Herzog, über die Aechtheit. Sie werden sie prüfen — jedenfalls sind auch Briefe von Euer Gnaden darunter — aber, gesetzten Falls, Sie nähmen mir auch die Briefe ab — Sie hielten mich fest, so würde ich doch immer in Herrn d'Argenson's Hände fallen und trotz Ihrer Vorsicht einen Hauptbeweis gegen Sie Alle in meiner Hand behalten."

„Und der wäre?"

„Die Person des Prinzen von Cellamare."

Der Herzog that einen Luftsprung.

„Wie, Sie hätten — —"

„Den Herrn Prinzen in sicheren Gewahrsam gebracht. Er befindet sich in den Händen meiner Cavaliere — oder Banditen — wie Sie wollen, und wird nicht eher frei sein, als bis ich unbeschädigt zurückkehre und ihn freimache. Sollte mir nun auch ein Leid geschehen — immer würde der Herr Prinz mit seinen Genossen an Herrn Dubois ausgeliefert werden."

Der Herzog kreuzte seine Arme über die Brust und schwieg — er war in der Gewalt des Räubers, das Geheimniß, die Papiere waren es mit ihm, und Cartouche konnte Alle vernichten.

„Sie werden nun wohl mit sich handeln lassen, gnädiger Herr," sagte der Räuber. „Dreimalhunderttausend Livres sind nicht viel für diese Tasche; ich könnte noch mehr von Ihrem

eigenen Gelde fordern; aber ich bin bescheiden und nehme nur das des Königs von Spanien und Alberoni's. Machen Sie schnell, gnädiger Herr."

Dem Herzoge blieb keine Wahl.

„Aber wer bürgt mir dafür, daß die Papiere ächt sind, daß sie wirklich den Preis verdienen?"

„Mein Wort," sagte Cartouche stolz. „Sie werden von meinen Raubzügen — aber nie von dem Mißbrauche meines Wortes gehört haben. Sehen Sie die Papiere durch, — wenn Sie mir das Geld gegeben haben."

Bethune seufzte tief — dann schloß er den Schrank auf und nahm die Bankbillets heraus.

„Bleiben Sie dort an Ihrem Tische, gnädiger Herr," sagte Cartouche, „und zählen Sie mir die Billets einzeln vor. Ich kenne dieses Geld und will von hier aus sehen."

„Sie wollen mir also nicht trauen?"

„Ah — ja, Sie haben Recht, Herr Herzog. Das ist nicht ritterlich gedacht. Geben Sie die Papiere, ohne sie mir vorgezählt zu haben. Ich traue Ihnen."

Bethune reichte die Geldanweisungen.

„Hier sind die Dokumente."

Cartouche reichte die Brieftasche.

Der Herzog öffnete sie hastig; er fand Briefe von seiner eigenen Hand — Dokumente — Ordres des Cardinals Alberoni — es war Alles richtig, die Papiere waren ächt.

„Ich habe sie dem Herrn Prinzen auf seinem Wege

zum Schlosse abgenommen," sagte der Räuber. „Sind Sie zufrieden damit, Herr Herzog?"

„Die Papiere sind ächt — aber unsere Sache ist bei Ihnen."

„Und Sie liegt da gut," sagte Cartouche. „Ich werde Ihr Geheimniß bewahren; ich breche mein Wort nicht — oh, ich weiß viel Geheimnisse hier aus der Gegend — und damit Sie sehen, gnädiger Herr, daß ich diskret war, will ich Ihnen vor unserem Scheiden noch Eins anvertrauen, das von besonderem Nutzen für Sie in doppelter Hinsicht werden kann."

Bethune blickte ihn besorgt an — aus solchem Munde konnte nichts Erfreuliches gehen.

„Sie haben unsere Unterredung belauscht," sagte er. „Ich muß Sie hören; aber sagen Sie, wo lauschten Sie?"

„Dort auf der römischeu Mauer unter Ihrem Fenster."

Der Herzog biß sich die Lippen. Die wilden Katzen waren also schuldlos an dem Zerreißen des Epheus gewesen.

„Und Ihr letztes Geheimniß?" fragte der Herzog neugierig.

„Sie sind verlegen um einen Mann, der das Attentat — oder den Gewaltstreich gegen den Regenten ausführen soll — schrecken Sie nicht auf, gnädiger Herr — ich biete mich nicht an; aber es ist eine alte Erfahrung, daß ein Liebender aus Liebe Alles wagt und thut. Nun denn, Sie würden leicht diesen Mann in dem jungen Marquis

Herrn Armand von Courtaumer finden; denn da er Ihr Fräulein Tochter — sie ihn liebt, würde es leicht sein, den Marquis für eine Aussicht auf Gewährung seiner Wünsche zu einem Handstreiche gegen den Regenten zu bewegen."

Bethune stand wieder sprachlos; eine ungeheure Entdeckung jagte die andere; aber diese Letzte war noch bei Weitem niederschmetternder als die Erste; sie lähmte seine Zunge.

„Wie — ich habe — nicht recht gehört — meine Tochter?" stotterte er.

„Hat ein zärtliches Verhältniß mit Herrn Armand von Courtaumer; die Stelldicheins finden seit längerer Zeit schon im Walde statt, in dem letzten Jägerstande vor der Grenze nach Feriol zu. In letzter Zeit hat die Furcht vor mir die Herzogin Blanche von den Waldpromenaden abgehalten, da sie stets in Begleitung gehen mußte, blieb sie zurück; wenn Euer Gnaden aber sich die Mühe geben wollen, einmal den Gängen der jungen Dame nachzuwandeln, so werden Sie sich überzeugen. Von mir hat sie Nichts zu fürchten — denn nach der reichen Beute, die wir hier gemacht, —" er wies auf die Bankbillets — „verlassen wir wieder diese Gegend; außerdem bin ich stets galant gewesen; denn ich war es, der die Herzogin Blanche und Frau von Phalaris nach Hause geleitete."

„Oh — Sie?" hauchte der Herzog. „Aber Sie spre-

chen eine Unwahrheit — woher wissen Sie, daß meine Tochter — —"

„Rendezvous mit Herrn von Courtaumer hat? Weil ich sie bei meinen Streifereien im Walde oft genug belauschte. — Seien Sie unbesorgt, gnädiger Herr; auch darüber schweige ich — aber ich hielt es für gut, Sie darauf aufmerksam zu machen: Herr von Courtaumer ist der Mann für Ihre Verschwörung."

Der Herzog erwiderte Nichts mehr — sein Haupt beugte sich unter der Last dieser Entdeckung — Blanche, sein Kind und der arme Edelmann, der Sohn des ihm widerwärtigen alten Marquis — liebten sich.

„Es wird nun wohl Zeit sein, daß ich mich Ihnen empfehle, gnädiger Herr," sagte Cartouche, die Papiere sorgfältig verbergend. „Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich bescheiden bin. Diese lumpigen Dreimalhunderttausend sind eine Bagatelle für Spanien; ich werde schweigen. — Alles ist gut; ich liebe die Regierung eben so wenig als Sie es thun — ich empfehle mich, der Herr Prinz wird schon warten. Vorläufig werden wir wohl nicht wieder in so nahe Berührung kommen."

„Gehen Sie — gehen Sie," sagte der Herzog, aus seiner Betäubung erwachend.

„Bleiben Sie am Fenster, gnädiger Herr, damit Sie den Befehl hinabrufen können, mich gehen zu lassen, falls man mich anhalten sollte."

Bethune gehorchte. Er öffnete das verhängnißvolle

Fenster. Cartouche trat seinen Rückweg an. Nach einiger Zeit sah der Herzog ihn aus der Capelle auf den Altan treten. Er blickte zum Fenster empor.

„So,“ rief er hinauf. „Es ist gnt, gnädiger Herr! Besten Dank für Ihre Bewachung — bewahren Sie die Papiere wohl.“

Er schwang sich auf die Brüstung, der Herzog winkte wie träumend und mechanisch mit der Hand.

„Adieu — gnädiger Herr! grüßen Sie Fräulein Blanche von Cartouche.“

Er sprang über die Brüstung hinab und verschwand in der dunklen Tiefe.

Laut stöhnend schloß der Herzog das Fenster.

(Ende des ersten Bandes.)

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.

Hiltl, Georg,

Die Bank des Verderbens Historischer Roman von George Hiltl

Bd.: 1

Berlin 1870